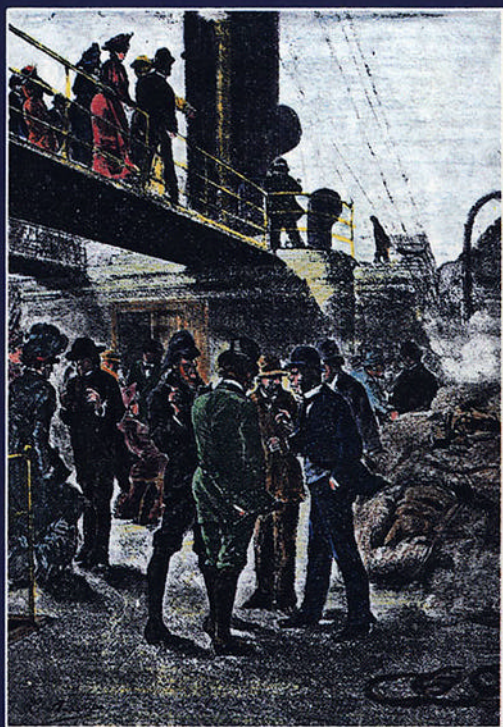


Jules Verne

Reisebüro
Thompson & Co.



Band 2

COLLECTION JULES VERNE
BAND 93

Reisebüro Thompson & Co

Band 2

Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des
Verlages A. Hartleben, Inh. Dr. Walter Rob, Wien I.
Die Vorlagen für die Umschlagillustrationen der
Collection Jules Verne sind Jules Verne Bänden,
erschienen im A. Hartleben's Verlag, Wien, entnommen.



Umschlaggestaltung: Bine Cordes, Weyarn
© 1984 Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das Recht des Nachdrucks
in Zeitschriften und Zeitungen, des öffentlichen
Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der
Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen, auch
einzelner Bild- oder Textteile.
Gesamtherstellung: Elsnerdruck GmbH, Berlin
Printed in Germany
ISBN: 3-8224-1093-4

Eine große Vergnügungsreise bietet ein Reisebüro zum Spottpreis an, um alle Konkurrenten zu überbieten. In dieser heiteren Geschichte schildert Jules Verne, was einem Billig-Reisenden dieser Zeit alles passieren konnte. Aber den Reisenden platzt der Kragen, und der mitreisende Veranstalter muß nun alles für ihr Wohlbefinden tun. Aber den Schiffbruch an Afrikas Küste kann auch er nicht verhindern, und damit kommen neue Abenteuer auf die Reisenden zu.

Erstes Kapitel

Die schlimmen Wochen beginnen

Die Ereignisse hatten Thompson also recht gegeben. Der Himmel Thompsons verdunkelte sich, und es begannen die schlimmen Wochen, die der scharfsichtige Prophet schon vorher hatte kommen sehen. Sollte das Wechselgespräch, das Thompson mit der Mehrheit seiner Passagiere geführt hatte, vielleicht noch Nachfolger haben?

Das konnte erst die Zukunft lehren, doch jetzt schon zeigte es sich deutlich, daß so manches zwischen dem General-Unternehmer und seinen Passagieren nicht so war, wie es sein sollte.

Vom Schläfe, sagt man, er könne einem hungrigen Magen das Essen ersetzen, er war dagegen nicht imstande, verärgerten und gereizten Touristen die gute Laune wiederzugeben, und am Morgen des 2. Juni bevölkerte sich das Spardeck nur mit höchst unzufriedenen Leuten.

Für Thompson war es immer noch ein glücklicher Umstand, daß deren verhaltner Groll durch die Ereignisse des gestrigen Tages abgelenkt wurde. Dieses einzige Thema der Gespräche, das die Aufmerksamkeit aller in Anspruch nahm, ließ die ersten Begegnungen mit dem Agenten, die sonst reich an Gewittern gewesen wären, noch halbwegs friedlich verlaufen.

Einstimmig bedauerten die Passagiere, daß Mrs. Lindsay in so große Gefahr gekommen wäre, vor allem rühmten sie aber den Heldenmut Robert Morgans. Für seine Reisegefährten, die

ihm schon wegen seines unbedingt einwandfreien Verhaltens günstig gesinnt waren, und auch – das darf nicht verschwiegen werden – durch die Prahlereien Thompsons, war er zu einer hervorragenden Persönlichkeit geworden, und ein schmeichelhafter Empfang war ihm jedenfalls sicher, wenn er auf dem Deck erschien.

Doch wahrscheinlich angegriffen von der Aufregung und den physischen Anstrengungen des vergangenen Tages, vielleicht auch bei dem Kampfe gegen den wütenden Strom mehr oder weniger verletzt, blieb Morgan den ganzen Vormittag in seiner Kabine und gab seinen Bewunderern keine Gelegenheit, ihrem begründeten Enthusiasmus Ausdruck zu verleihen.

Diese sahen sich deshalb auf die Zeugen des Dramas angewiesen. Saunders, Hamilton und Blockhead mußten wiederholt die Einzelheiten bei dem beklagenswerten Ereignisse schildern.

Nun gibt es aber bekanntlich kein unerschöpfliches Thema, und auch das vorliegende erschöpfte sich, wie alle andern. Als alles bis aufs kleinste erzählt und nochmals erzählt war, und als Roger versichert hatte, sein Landsmann leide nur an einer unbehaglichen Schwere der Glieder und werde wahrscheinlich im Laufe des Nachmittags aufstehen, da befaßte man sich nicht weiter mit Alice und Morgan, und die Touristen beschäftigten sich wieder mit ihren eignen Angelegenheiten.

Thompson wurde dabei gehörig mitgenommen. Wenn unangenehme Worte die Eigenschaft körperlicher Schwere hätten, so wäre er jetzt unzweifelhaft erdrückt worden. In Gruppen verteilt, ergossen die Opfer der Agentur ihre Galle in mürrischen Zwiegesprächen. Die ganze Litanei der Beschwerden marschierte dabei von neuem auf. Keine wurde vergessen, dafür sorgten schon Hamilton und der grimme Saunders.

Trotz der Bemühung der beiden Hetzgeister blieb die schlechte Laune vorläufig doch platonischer Art. Keinem fiel es ein, seine Klagen unmittelbar an Thompson zu richten. Wozu auch? Der konnte, selbst wenn er gewollt hätte, an dem Gewesenen doch nichts mehr ändern. Da man die Torheit begangen hatte, den Versprechungen der Agentur Glauben zu schenken, mußte man auch die Folgen auf sich nehmen, und das bis zum übrigens nahen Ende dieser Reise, deren letztes Drittel voraussichtlich nicht besser ausfallen würde als die beiden ersten.

Augenblicklich fing dieses letzte Drittel recht schlecht an. Kaum hatte man Madeira verlassen, als eine neue Unannehmlichkeit die Geduld der Reisenden auf eine harte Probe stellte. Die »Seamew« machte nur noch sehr wenig Fahrt. Es brauchte einer nicht Seemann zu sein, die unglaubliche Verringerung ihrer Geschwindigkeit zu bemerken. Wo waren sie denn geblieben, die angekündigten, versprochenen, doch nur sehr kurze Zeit eingehaltenen zwölf Knoten? Jetzt legte man in der Stunde kaum fünf Seemeilen zurück und hätte sich besser von einem Fischerboote schleppen lassen können.

Was die Ursache der außerordentlichen Abnahme der Fahrgeschwindigkeit betraf, war diese leicht an den Geräuschen von der Maschine zu erkennen, die ganz jämmerlich wimmerte, ächzte und knarrte, während der Dampf aus allen Stopfbüchsen hervorzischte.

Bei dieser Fahrgeschwindigkeit würde man, das sah jeder ein, achtundvierzig Stunden brauchen, die Kanarischen Inseln zu erreichen. Doch was war dagegen zu tun? Offenbar nichts, wie es der Kapitän Pip auch Thompson erklärt hatte, der ganz verzweifelt aussah über die seine Interessen so tief schädigende Verzögerung.

Die Reisenden nahmen ihren Ärger darüber schweigend hin. Da sie einsahen, daß ihnen kein Zürnen nützte, wurden sie trübsinnig. In ihren Gesichtszügen hatte die Lässigkeit die früher drohende Miene abgelöst.

Diese seelische Erschlaffung mußte geradezu lähmend wirken, da die Passagiere sich auch im Verlaufe des zur gewöhnlichen Stunde aufgetragenen Frühstücks nicht daraus herausrissen, und Gott weiß, zu wieviel sehr berechtigten Klagen dieses doch Anlaß gegeben hätte.

Jedenfalls strebte ja Thompson damit nach der Herstellung des Gleichgewichts in seinem durch die einander folgenden Verzögerungen der Fahrt so arg bedrohten Budget, denn an der Tafel merkte man, wie in jeder Hinsicht gespart wurde. Welch ein Unterschied zwischen diesem Frühstück und der Mahlzeit, bei der dem Saunders zum ersten Male schon die Galle übergelaufen war! Doch auch jetzt fiel es niemand ein, sich in nutzlosen Klagen zu ergehen. Jeder verzehrte schweigend die sehr mittelmäßige Kost. Thompson, der immerhin etwas befangen dasaß und nach den Passagieren schielte, glaubte doch bald annehmen zu dürfen, daß diese nun vollständig mürbe geworden seien. Nur Saunders streckte die Waffen noch nicht ganz und schrieb eine neue Beschwerde in das Notizbuch, worin er seine täglichen Ausgaben anmerkte. Nur ja nichts vergessen! Ausgaben und Beschwerden würden ja später gleichzeitig beglichen werden.

Als Morgan gegen zwei Uhr auf dem Spardeck erschien, brachte er etwas neues Leben in die stumpf-trübsinnige Versammlung daselbst. Alle Passagiere gingen ihm entgegen, und so mancher, der noch niemals ein Wort an ihn gerichtet hatte, drückte ihm heute warm die Hand. Der Dolmetscher nahm die Glückwünsche, die ihm reichlich dargebracht wurden, mit bescheidner Höflichkeit an, hielt sich aber, soweit das anständigerweise anging, von Dolly und Roger fern.

Als der unbehagliche Zudrang aufgehört hatte, hatte Dolly, mit Freudentränen in den Augen, seine beiden Hände ergriffen. Morgan, der selbst tief erregt war, war nicht so kleinlich, sich der Bezeugung einer so natürlichen Regung der Dankbarkeit zu entziehen. Immerhin etwas verlegen, wußte er es seinem Landsmanne Dank, daß dieser ihm zu Hilfe kam.

»Jetzt, wo wir unter uns sind, begann Roger nach einigen Augenblicken, werden Sie uns wohl erzählen, wie es bei Ihrem Rettungswerke zugegangen ist?

– Ach ja, Herr Morgan, bat Dolly.

– Ja, was ist darüber viel zu sagen? antwortete Morgan. Im Grunde kann doch nichts leichter und einfacher sein.«

Trotz seiner Ausflüchte mußte er jedoch nachgeben und seinen Freunden einen Bericht erstatten, dem Dolly in leidenschaftlicher Spannung lauschte.

Als er wenige Sekunden nach Alice dieser nachgesprungen war, hatte er das Glück gehabt, sie sofort zu erreichen. In der wütenden, von furchtbaren Wirbeln unterbrochnen Strömung wäre es ihm aber nicht gelungen, Mistreß Lindsay oder sich selbst zu retten, ohne einen noch völlig belaubten Baum, der, von dem obern Abhange des Berges losgerissen, gerade zur rechten Zeit vorüberglitt, um als Floß benutzt werden zu können. Von da ab fiel Morgan nur noch eine kaum nennenswerte Aufgabe zu. Dadurch, daß er sich eines starken Zweiges als einer Art Bootshakens bediente, konnte er den rettenden Baum, dessen Wipfel jetzt über den Boden hin schlefte, nach dem linken Ufer hinüberziehen. Das weitere verstand sich nun von selbst. Mit größter Mühe waren beide erschöpft an der mit Stroh gedeckten Hütte eines Bauern angekommen. Von hier gelangten sie auf Hamacs nach Funchal, und endlich auf das Schiff gerade noch zeitig genug, die Genossen über ihr Schicksal zu beruhigen.

So lautete der Bericht Robert Morgans. Dolly ließ ihn sich zum Überfluß noch einmal wiederholen, sie wollte bis aufs einzelste von allem unterrichtet sein.

Die Tischglocke überraschte sie in ihrem Glücke; ihr war der Tag wie ein Traum dahingeschwunden.

Die übrigen Passagiere hätten das leider nicht sagen können. Auf dem Schiffe lastete eine Traurigkeit, die die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Ewigkeiten machte. Wenn die Drei das nicht schon bemerkt gehabt hätten, würde sie die Tafel darüber belehrt haben. Ebenso still wie beim Frühstück ging es bei der Abendmahlzeit her. Man war verärgert, das lag klar vor Augen, alle, vielleicht außer den zwei Unersättlichen, außer Johnson und Piperboom. Die konnten niemals ungehalten werden, der eine ein nie zu sättigender Schwamm, der andre ein Abgrund von unabschätzbarer Tiefe.

Piperboom rauchte, wie gewöhnlich, immer seine geliebte Pfeife, deren Wolken für ihn die niedrigen Sorgen der Menschheit mit sich hinwegtrugen. Augenblicklich verschlang er, unbekümmert um ihre Qualität, einfach die ihm vorgesetzten Speisen, denn das war nun einmal seine Bestimmung hienieden.

Ein würdiges Pendant dieser wunderbaren Verdauungsmaschine, wußte Johnson am andern Ende der großen Tafel die verschiedensten Flaschen in einer Weise trocken zu legen, die auch des blasiertesten Zuschauers Bewunderung herausforderte. Endlich entschieden angesäuselt, hielt er sich nur noch mühsam, mit blasser, das hochrote Gesicht krönender Stirn, unsicherer Hand und umherirrenden Augen stocksteif auf seinem Stuhle aufrecht.

Beiden war es unmöglich zu sprechen oder etwas zu verstehen, und so wurden sie die Unzufriedenheit gar nicht gewahr, die rings um sie herrschte. Und wenn das auch der Fall gewesen wäre, würden sie damit nicht übereingestimmt haben.

Konnte es denn eine vergnüglichere Reise geben als eine, bei der man bis zum Überfließen trank und bis zum Platzen schmauste?

Außer diesen beiden Glücklichen sah man an der Tafel aber nur saure Gesichter. Wenn die Tischgäste auch noch nicht gerade erklärte Feinde Thompsons waren, so hätte der doch schwerlich einen Freund unter ihnen gefunden.

Und doch... einer blieb ihm immer noch. Auf den ersten Blick hätte ein neuer Ankömmling den Unterschied zwischen diesem und den andern Reisenden erkannt. Er sprach in einemfort, und das mit durchdringender Stimme. Ihn kümmerte es blutwenig, daß seine Worte kein Echo fanden, daß sie sich verloren in der feindlichen Kälte seiner Genossen, als würden sie von einer Tafel Watte abgefangen.

Zum zehnten Male erzählte er den Vorgang, bei dem Mrs. Lindsay beinahe das Leben eingebüßt hätte, und ohne auf seine Nachbarn die geringste Rücksicht zu nehmen, wußte er sich in bewundernden Lobsprüchen bezüglich Robert Morgans gar nicht genug zu tun.

»Ja ja, mein Herr Professor, das war eine Heldentat! Die Woge so hoch wie ein Haus, wir sahen sie wie ein Wetter herangewälzt kommen. Es war ein schrecklicher Anblick, und da kopfüber hineinzustürzen, wahrhaftig, Herr Professor, dazu gehörte ein außerordentlicher Mut. Ich hätte es nicht getan, ich, der ich hier mit Ihnen rede, nein, das gestehe ich ein. Aufrichtig wie Gold, werter Herr, aufrichtig wie Gold!«

Sicherlich, das war noch ein wahrhafter Freund Thompsons, der hochgeachtete Ehren-Gewürzkrämer. Und dennoch, so mächtig ist die Geldgier, hätte ihn Thompson bald für immer verloren.

Die Gesellschaft erhob sich vom Tische. Die Passagiere waren nach dem Spardeck zurückgekehrt, wo es trotzdem fast ebenso still blieb wie zuvor. Nur Blockhead ließ nicht nach,

urbi et orbi seine fortdauernde Befriedigung zu verkündigen, und das vorzüglich seiner angenehmen Familie, die sich durch den unglücklichen, von den Augen seiner zwei Kerkermeisterinnen bewachten Tigg vermehrt hatte.

»Abel, sagte Blockhead feierlich, vergiß mir nicht, was Du auf dieser prächtigen Reise alles zu sehen bekommen hast. Ich hoffe...«

Ja, was hoffte denn Blockhead? Er vermochte sich darüber nicht auszusprechen. Eben war Thompson mit einem Papiere in der Hand an ihn herangetreten.

»Sie werden freundlichst entschuldigen, Herr Blockhead, wenn ich Ihnen hier eine kleine Rechnung präsentiere. Ein alter Kaufmann wird es ganz in der Ordnung finden, daß man seine Geschäfte baldigst regelt.«

Da zuckte Blockhead betroffen zusammen und sein einfältiges Gesicht sah gar nicht wie erfreut aus.

»Eine Rechnung? würgte er hervor, während er mit der Hand das Papier zurückschob. Wir können doch, wie mir scheint, hier keine Rechnung haben. Wir haben unsre Plätze bezahlt, mein Herr!

– Doch nicht ganz, wendete Thompson lächelnd ein.

– Was?... Nicht ganz? stammelte Blockhead.

– Ihr Gedächtnis täuscht Sie, möchte ich sagen, mein lieber Herr, erklärte Thompson. Wollen Sie die Güte haben, ein wenig zurückzudenken, so werden Sie sich erinnern, daß Sie im ganzen für vier ganze Plätze und für einen halben bezahlt haben.

– Ja ja, das stimmt, gab Blockhead, die Augen weit aufreißend, zu.

– Nun also, fuhr Thompson fort, der halbe Platz war für Ihren hier gegenwärtigen Sohn Abel, der zur Zeit der Abreise noch nicht zehn Jahre alt war. Habe ich es nötig, seinen Herrn Vater

darán zu erinnern, daß der junge Herr mit heute diese Altersgrenze erreicht hat?«

Blockhead war bei Thompsons Worten blasser und blasser geworden. Natürlich, wer ihm an die Börse rührte...

»Nun, und... dann... stotterte er mit gebrochener Stimme.

– Da versteht es sich wohl von selbst, antwortete Thompson, daß kein Grund mehr vorliegt, Ihrem Sohne diese Vergünstigung weiter zu gewähren. In ihrem weitgehenden Entgegenkommen und in Anbetracht, daß die Reise schon halb vorüber ist, verzichtet die Agentur jedoch freiwillig auf die Hälfte von dem, was ihr von Rechts wegen noch zukäme. Hier, überzeugen Sie sich, daß die Rechnung nur auf zehn Pfund Sterling lautet, nicht auf einen Penny mehr.«

Bei diesen Worten schob Thompson das Blatt Papier dem ganz außer Fassung geratenen Passagier in die Hand und erwartete mit gespitztem Munde dessen Antwort. Blockheads Gesicht hatte seine gewohnte Heiterkeit völlig verloren. In welche Wut würde er geraten sein, wenn sein friedfertiges Gemüt einer solch heftigen Aufwallung fähig gewesen wäre. Blockhead kannte aber den Zorn gar nicht.

Mit wachsbleichen Lippen und gerunzelter Stirn schwieg er still, wie zu Boden geschmettert von Thompsons etwas höhnischem Blicke.

Zu seinem Unglück hatte dieser sich doch etwas verrechnet. Der harmlose Blockhead hatte furchtbare Verbündete. Plötzlich sah der General-Unternehmer zwei Zoll vor seinen Augen drei scharfe Krallen, die Vorhut von drei Mündern mit schrecklichen Hakenzähnen, während ihm ein dreistimmiger Wutschrei in die Ohren gellte. Mrs. Georgina und die sanften Misses Beß und Mary kamen ihrem Familienoberhaupte zu Hilfe.

Thompson wandte sich nach den Angreifern um, doch beim Anblick der wutverzerrten Gesichter, blies er sofort zum

Rückzug, ja, gerade herausgesagt, er suchte sich über Hals und Kopf zu retten und überließ es Mrs. Georgina, Miß Beß und Miß Mary, sich Nr. Absyrthus Blockhead, der erst allmählich wieder etwas zu Atem kam, tröstend in die Arme zu werfen.

Zweites Kapitel

Das zweite Geheimnis Robert Morgans

Alles schlief noch an Bord der »Seamew« am andern Morgen, als Jack Lindsay vor der Kabinentreppe auftauchte. Unsichern Schrittes ging er einige Augenblicke auf dem Spardeck umher und setzte sich mehr mechanisch auf eine der Bänke an Backbord, stützte sich an die Bordwand und ließ zerstreut die Blicke über das Meer hinschweifen.

Ein schwacher Dunst am südwestlichen Horizonte verriet, daß man sich der ersten der Kanarischen Inseln näherte. Jack sah aber diese granitne Wolke nicht; er beschäftigte sich nur mit sich selbst und bemühte sich, über die eignen Gedanken klar zu werden. Vor allem betrachtete er seine Lage, über die er schon seit dem gestrigen Tage nach allen Seiten grübelte, immer und immer wieder stellte er sich die Szene am Bergstrome vor; immer wieder vernahm er, als ob er ihm eben in die Ohren gellte, den von Alice vergeblich ausgestoßenen Angstschrei. Bei diesem Moment des Dramas drängte sich ihm zum zehnten Male die beunruhigende Frage auf, ob Alice wohl wußte, was da vorgegangen war.

Wenn sie es wußte, wenn sie deutlich das herzlose Zurückziehen seiner schon ausgestreckten Hand bemerkt hatte, würde sie zu handeln, sich einen fremden Schutz zu sichern wissen und würde sie ihn vielleicht denunzieren. Was sollte er dann aber tun?

Zum zehnten Male beruhigte ihn jedoch in dieser Hinsicht eine nähere Überlegung. Nein, Alice würde niemals sprechen;

nie würde sie sich überwinden, den Namen, den sie trug, durch einen öffentlichen Skandal zu beflecken. Selbst wenn sie die Wahrheit kannte, würde ihr das den Mund verschließen.

Obendrein blieb ja die Frage offen, ob Alice etwas gesehen und begriffen hätte. Das war doch mindestens sehr ungewiß. Wenn sie vom wütenden Element bedroht und von schrecklichster Angst gequält war, mußte sie ja verhindert gewesen sein, irgend etwas klar zu sehen. Wenn sich Jack das vorstellte, gewährte es ihm volle Beruhigung. Er sah also kein Hindernis, sich seinen Begleitern gegenüber, die vertrauensselige Alice nicht ausgenommen, ebenso zu verhalten wie bisher.

Alice lebte aber doch noch! raunte er sich selbst zu. Selbst im besten Falle mußte er sich den elenden Mißerfolg des so plötzlich geplanten Verbrechens zugestehen. Alice befand sich an Bord der »Seamew«; sie lebte und war wie vorher im Besitz des ihr rechtlich zukommenden Vermögens, das sie sich weigerte mit ihm zu teilen. Doch selbst wenn sie jetzt tot war, wäre die Hoffnung Jacks ja auch schwerlich in Erfüllung gegangen. Er mußte sich sagen, daß er mit Dolly kein leichteres Spiel haben würde als mit ihrer Schwester. Die Verzweiflung des jungen Mädchens, die sie einen Augenblick alle von der Sitte gezogenen Schranken vergessen ließ, hätte auch den Blindesten überzeugen müssen, wie es mit ihrem Herzen stand, und daß Jack dieses Herz, das ganz und gar Roger de Sorgues gehörte, nun und nimmer gewinnen würde.

Was hätte ihm das auch nützen können?

Er müßte denn... flüsterte ihm eine Stimme seines Innern zu. Jack zuckte jedoch verächtlich mit den Schultern und verwarf solch unsinnige Eingebung. Sollte er sich nach seinem bisherigen passiven Verhalten zum... Mörder verwandeln und die beiden Frauen mit Gewalt beseitigen? Das wäre ja die reine Torheit; abgesehen von andern Gründen, wäre ein solches

Verbrechen von ihm gar zu sinnlos gewesen. Auf ihn als einzigen Erben der Opfer wäre doch der erste Verdacht gefallen. Außerdem sah er auch kein Mittel, die eifersüchtige Überwachung Roger de Sorgues' zu täuschen.

Nein, das hielt eine Prüfung nicht aus. Vorläufig war nichts zu tun, als geduldig zu warten, überhaupt erst abzuwarten, ob ein Zeuge des fehlgeschlagenen Versuchs auftreten würde. In dieser Hinsicht fühlte sich Jack aber völlig gesichert. Er war ja mit Alice ganz allein gewesen, als diese hilflos die Arme nach ihm ausgestreckt hatte. Kein anderer war in der Nähe, als die wütenden Wogen die junge Frau in ihrem Wirbel mit fortgerissen hatten... Kein anderer, schnellte er empor, welcher andre denn?

In dem Augenblicke aber, wo er sich ironisch diese Frage stellte, fühlte er, wie sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Er erzitterte und sprang auf: vor ihm stand Robert Morgan.

»Herr, was soll das?« stammelte Jack, der sich vergebens bemühte, einen unbefangenen Ton anzuschlagen.

Morgan schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab, während seine andre Hand nur fester zufaßte.

»Ich habe alles gesehen! sagte er nur mit drohender Kälte.

– Herr, versuchte Jack zu erwidern, ich verstehe nicht...

– Ich habe alles gesehen!« wiederholte Morgan noch ernster, so daß Jack diese Worte für eine feierliche Anschuldigung annehmen mußte.

Als ihn Morgan losgelassen hatte, richtete er sich vollends auf, ohne den Unwissenden weiter zu spielen.

»Das ist ja ein seltsames Benehmen, sagte er hochfahrend; die Agentur Thompson hat ihre Leute eigentümlich abgerichtet. Wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich anzurühren?

– Sie selbst, antwortete Morgan, der es unter seiner Würde hielt, auf die in den Worten des Amerikaners liegende

Beleidigung einzugehen. Jeder Mann hat das Recht, die Hand auf die Schulter eines Mörders zu legen.

– Eines Mörders... eines Mörders! wiederholte Jack Lindsay ziemlich gelassen, das ist leicht gesagt. Sie erlauben sich also, mich verhaften zu wollen, setzte er spottend hinzu und ohne den geringsten Versuch, seine Schuld abzuleugnen.

– Jetzt noch nicht, sagte Morgan kühl. Für den Augenblick begnüge ich mich, Sie zu warnen. Wenn mich jetzt nur der Zufall zwischen Sie und Mistreß Lindsay gestellt hat, so wird das später mit meinem Willen der Fall sein. das merken Sie sich!«

Jack zuckte die Achseln.

»Ja ja, das versteht sich, mein Freund, das versteht sich, gab er mit unverschämter Leichtherzigkeit zu. Sie haben aber gesagt, noch nicht, das heißt also später...

– Ich werde erst Mistreß Lindsay alles mitteilen, unterbrach ihn Morgan, ohne aus der Ruhe zu kommen, sie mag dann die Entscheidung treffen.«

Jetzt verging aber Jack das Lachen.

»Alicen mitteilen! rief er mit zornsprühenden Augen.

– Ja.

– Das werden Sie nicht wagen!

– Ich tue es dennoch.

– Nehmen Sie sich in acht!« rief Jack drohend, während er um einen Schritt an den Dolmetscher der »Seamew« herantrat.

Jetzt war Morgan an der Reihe, die Achseln zu zucken. Mit größter Anstrengung versuchte Jack noch einmal, den Gegner von seinem Vorhaben abzuschrecken.

»Nehmen Sie sich in acht, wiederholte er mit kreischender Stimme. Hüten Sie sich um Alicens und um Ihrer selbst willen!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er schleunigst von dannen.

Allein zurückgeblieben, dachte Morgan über den Auftritt hier noch einmal reiflich nach. Als er dem verabscheuungswürdigen Jack gegenüberstand, ging er geradenwegs auf sein Ziel los, ohne es durch Winkelzüge zu verdunkeln. Vielleicht genügte diese Lektion schon allein. Verbrecher sind ja gewöhnlich auch Feiglinge. Welches die unbekannten, jedoch geahnten Beweggründe auch sein mochten, die ihn zu dem halb vollendeten Verbrechen getrieben hatten, mußte Jack Lindsay doch seine Kühnheit verlieren, und Mrs. Lindsay würde dann nichts mehr von ihrem gefährlichen Schwager zu fürchten haben.

Nachdem er den Elenden ernstlich gewarnt hatte, löschte Robert Morgan im Geiste das Bild des widerlichen Reisegenossen aus und richtete den jetzt müßigen Blick dem Horizonte im Südwesten zu, wo der frühere Dunst sich zu einer hohen, öden Insel verwandelt hatte, während weiter im Süden noch andre Landmassen undeutlich sichtbar geworden waren.

»Bitte, Herr Professor, sprach da eine spottende Stimme hinter ihm, wie heißt wohl diese Insel?«

Als sich Morgan umdrehte, sah er Roger de Sorgues vor sich stehen. Er lächelte, blieb aber stumm, denn er kannte den Namen der Insel nicht.

»Das wird ja immer besser! rief Roger mit mokantem, aber freundschaftlichem Lächeln. Aha, wir haben also vergessen, unsern vortrefflichen Reiseführer nachzuschlagen. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht so nachlässig gewesen bin.

– Ah, bah! sagte Morgan.

– Ja, es ist aber so. Die Insel, die sich vor uns erhebt, ist die Insel Allegranza, das heißt, 'die Heitere', Herr Professor. Warum sie heiter ist? Vielleicht, weil sie keine Bewohner hat. Unangebaut und unfruchtbar, wird das verwilderte Land nur zur Zeit der Einerntung der Orseille besucht, einer Färberpflanze, die den Reichtum dieser Insel ausmacht. Die

scheinbare Wolkenburg, die sie weiter im Süden sehen, zeigt uns die Stelle, wo die Insel Lancerote liegt. Zwischen Lancerote und Allegranza kann man ferner Graciosa, ebenfalls eine unbewohnte Insel, unterscheiden, die von Lancerote durch einen schmalen Kanal, den Rio, getrennt ist, und Monte Clara, einen einfachen Felsen, der den Seefahrern häufig gefährlich wird.

– Besten Dank, Herr Dolmetscher!« sagte Morgan ernsthaft, indem er den Augenblick benutzte, wo Roger außer Atem stillschwieg.

Die beiden Landsleute singen an zu lachen.

»Ja, es ist wahr, fuhr da Morgan fort, ich habe meine Funktionen seit einigen Tagen grausam vernachlässigt. Warum wurde ich auch veranlaßt, meine Zeit mit einem Ausfluge durch die Insel Madeira zu vergeuden.

– Haben Sie denn Ihre Zeit so schlecht angewendet?« erwiderte ihm Roger mit einem Fingerzeichen auf Alice und Dolly, die sich den beiden Männern eben Arm in Arm näherten.

Der sichere Schritt der Mrs. Lindsay verriet, daß sie sich von ihrem Unfall vollständig erholt hatte. Eine geringe Blässe und eine sehr schwache Blutunterlaufung an der Stirn und den Wangen bildeten noch die einzigen Spuren des Abenteuers, bei dem sie einem schrecklichen Tode so nahe gewesen war. Morgan und Roger waren den beiden Amerikanerinnen entgegengegangen, die, als sie die beiden Franzosen bemerkten, einander losgelassen hatten.

Alice drückte lange die Hand Morgans und erhob zu ihm einen Blick, der deutlicher sprach, als Worte es vermocht hätten.

»Sie... Sie, Madame! rief Morgan. Ist es nicht eine Unvorsichtigkeit Ihre Kabine so zeitig zu verlassen?

– O, keine, antwortete Alice lächelnd, dank Ihnen sicherlich keine, da Sie mich zu eignem Nachteil so beschützt haben, beschützt bei unsrer, wenigstens meinerseits unfreiwilligen Fahrt, setzte sie mit dem Ausdruck noch wärmern Dankes im Blicke hinzu.

– O, ich bitte, Madame, das ist ja kaum zu erwähnen. Die Männer sind doch weit weniger zart geschaffen als die Frauen. Die Männer, verstehen Sie...«

In seiner Erregtheit hatte Morgan sich verstrickt, und war nahe daran, Dummheiten zu sagen.

»Ja, ich bitte, Madame, schloß er, lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen. Ich bin glücklich über das, was sich da ereignet hat, und ich wünschte nicht – ja, so egoistisch bin ich – daß es nicht geschehen wäre. Sie sehen also, ich bin dafür durch meine eigne Freude belohnt genug, wenn das überhaupt nötig gewesen wäre, und Sie können sich, was mich betrifft, ruhig jeder Verpflichtung ledig fühlen.«

Und um jede neue rührende Szene zu hintertreiben, zog er die andern schnell nach der Bordwand mit sich fort, um sie die Inseln bewundern zu lassen, die am Horizont mehr und mehr emporwuchsen.

»Wir nähern uns, meine Damen, wie Sie sehen, dem Ende unsrer Reise, begann er zungenfertig. Vor uns liegt die erste der Kanarien, Allegranza. Es ist das eine wüste, unangebaute und unbewohnte Insel, außer zur Zeit der Einsammlung der Orseille. Diese Färberpflanze bildet einen der Schätze des Archipels. Weiter im Süden sehen Sie die Insel Rio, die durch einen Meeresarm, den Monte Clara, von dem gleichfalls unbewohnten Eilande Lancerote geschieden wird, und endlich Graciosa, einen einfachen, im Meere verlorenen Felsen.«

Morgan konnte seine phantastische Schilderung nicht beschließen. Ein lautes Auflachen Rogers schnitt ihm das Wort ab.

»Helft, alle Heiligen, welch furchtbarer Wirrwarr! rief der Offizier, als er die freie Wiederholung seines Vortrags hörte.

– Nun, sagte Morgan, in das Gelächter einstimmend, entschieden habe ich es nötig, die Kanarien etwas eingehender zu studieren.«

Als die »Seamew« gegen fünf Uhr bis auf fünf Seemeilen an Allegranza herangekommen war, schlug sie einen Kurs fast genau nach Süden ein. Eine Stunde später kam sie eben an den Felsen Monte Clara vorüber, als die Glocke die Passagiere zu Tische rief.

Das Menü wurde immer geringer. Die meisten Reisenden, die sich mit dieser Einschränkung der Kost schon abgefunden hatten, schienen dem keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken. Alice, der die Erfahrung vom vorigen Tage fehlte, fühlte sich einigermaßen überrascht und konnte sich wiederholt nicht enthalten, ihrem Mißmute in den Gesichtszügen Ausdruck zu geben.

»Das nennt man kompensieren, Madame, rief ihr da Saunders ungeniert über die Tafel weg zu. Für eine lange Reise ein dürftiger Tisch.«

Alice lächelte, ohne zu antworten. Thompson gab sich den Anschein, als ob er seinen hartnäckigen Feind gar nicht hörte; er begnügte sich, zum Zeichen seiner Indifferenz mit selbstzufriednem Ausdruck mit der Zunge zu schnalzen... Er, ja er, war mit seiner Küche zufrieden.

Als die Gesellschaft sich wieder auf das Deck begeben hatte, war das Schiff bereits über die Insel Graciosa hinausgekommen und fuhr jetzt mit noch weiter verminderter Geschwindigkeit längs der Küste von Lancerote hin.

Hätte jetzt Robert Morgan, um Aufschluß über das Bild zu geben, das sich vor den Augen der Passagiere entrollte, nicht auf seinem Posten sein sollen, um auf alle Fragen zu antworten und seine frühern Flausen aufrecht zu erhalten? Ja, gewiß, und

dennoch blieb der Cicerone der »Seamew« bis zum Abend völlig unsichtbar.

Was hätte er auch viel sagen können? Die Westküste von Lancerote war durchgehends einförmig und sah so wild aus, daß die Sache seit den Azoren schon anfang, recht langweilig zu werden.

Zunächst erblickte man hier ein hohes, steiles Ufer, dann einen mit vulkanischer Asche bedeckten Strand, weiterhin ein ganzes Heer von Spitzbergen, die sich endlich in der Playa Quemada, den »Verbrannten Bergen«, verlieren, deren Name ja schon allein für ihre unverbesserliche Unfruchtbarkeit zeugte. Überall öde und leer, überall düstre Felsen, die sich kaum von den bläulichen Pflanzen unterschieden, welche allein darauf ihre kümmerliche Nahrung finden. Ebenso gibt es keine irgendwie bedeutendere Stadt auf der westlichen Küste, nur da und dort ärmliche Dörfer, deren Namen nicht zu kennen jeder Cicerone das Recht hatte.

Von den beiden Handelsplätzen der Insel liegt der eine, Tehuise, im Innern des Landes, der andre, Arrecife, bietet an der Ostküste den Schutz seines vortrefflichen Hafens. Nur in den dazugehörigen Gebieten und noch einigen ähnlichen, die dem Nordostpassat ausgesetzt sind, der eine wohltätige Feuchtigkeit mitbringt, hat sich einigermaßen ein regeres Leben entwickeln können, während der Rest der Insel und vor allem der Teil davon, an dem die »Seamew« vorüberkam, durch die Trockenheit zur wirklichen Steppe verwandelt wurde.

Das ist alles, was Morgan hätte sagen können, wenn er es gewußt hätte und zur Stelle gewesen wäre. Da keine dieser beiden Bedingungen erfüllt war, mußten die Touristen eben ohne einen Cicerone auskommen, was sie übrigens gar nicht zu bemerken schienen. Mit halbgeöffneten Augen und niedergesenktem Gesicht, ohne Äußerung der geringsten

Wißbegier, ließen sie Fahrzeug und Zeit gleichmäßig weitergleiten. Nur Hamilton und Saunders besaßen noch etwas von ihrem kriegerischen Geiste, doch selbst Blockhead schien seit dem vorigen Tage merkbar niedergeschlagen.

Roger leistete diesen Nachmittag, wie gewöhnlich, den amerikanischen Damen Gesellschaft. Wiederholt äußerten diese ihre Verwunderung über die Abwesenheit Morgans, die sein Landsmann damit erklärte, daß der junge Mann in seinem Baedeker studieren müsse. Und Gott weiß, daß ihm das gewiß nötig war.

Als das Gespräch auf diesem Punkt angelangt war, verließ man ihn nicht mehr, und die Ohren des Cicerone-Dolmetschers der »Seamew« hätten begründete Ursache gehabt, ihm recht stark zu klingen. Dolly erklärte, daß er ihr recht gut gefalle, und Roger fand das sehr begreiflich.

»Was er für Mistreß Lindsay getan hat, schloß er seine Worte, ist ja schon recht heroisch. Robert Morgan gehört aber einmal zu den Leuten, die alles einfach tun, was getan werden muß, kurz, er ist ein Mann im wahren Sinne des Wortes.«

Nachdenklich lauschte Alice diesen Lobsprüchen mit traumverlorenen, auf den Horizont gerichteten Blicken, wie die Gedanken, die ihre Seele bewegten...

»Ah, guten Tag, Alice! Ich bin erfreut, Dich so vollkommen wohl wieder zu sehen,« sagte plötzlich eine Person, deren Herankommen die drei Plauderer ganz überhört hatten.

Mrs. Lindsay mußte ein leises Zittern unterdrücken.

»Ich danke Dir, Jack, antwortete sie gelassen. Ich bin in der Tat völlig wieder hergestellt.

– Nichts könnte mir angenehmer zu hören sein,« erwiderte Jack, dem unwillkürlich ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte.

Diese erste Begegnung, die er so gefürchtet hatte, war ja recht glimpflich abgelaufen. Bis jetzt wenigstens wußte seine Schwägerin noch nichts.

Er fühlte sich von dieser Gewißheit so getröstet und gestärkt, daß sein sonst so verschlossener Charakter sich sozusagen belebte. Statt sich abseits zu halten, mischte er sich jetzt in das Gespräch, ja er wurde überraschenderweise sogar lustig. Dolly und Roger, die das seltsam verwunderte, gaben ihm kurz angebundene Antworten, während Alice, deren Gedanken ganz wo anders waren, gar nicht zu hören schien, was neben ihr gesprochen wurde.

Gegen sieben Uhr hatte die »Seamew« die Insel Lancerote hinter sich gelassen und begann nun, vor den ganz ähnlichen Küsten von Fuertaventura hinzufahren. Wäre nicht die Bocaïna, der Kanal von zehn Kilometer Breite, der die Inseln trennt, gewesen, so hätte kaum jemand die Veränderung bemerkt.

Morgan blieb noch immer unsichtbar. Vergebens ging Roger. den dieses völlige Verschwinden allmählich reizte, so weit, daß er die Kabinen unten absuchte, um seinen Freund aufzutreiben. Herr Professor Morgan war aber nicht zu finden.

Wieder sichtbar wurde er erst bei der Hauptmahlzeit, die ebenso still verlief wie das Frühstück, gleich nachher aber verschwand er von neuem, und Alice, die sich noch einmal auf Deck begeben hatte, konnte beim Dunkelwerden sehen, daß das Kabinfenster ihres unergreifbaren Retters sich erleuchtete.

Den ganzen Abend blieb Morgan unsichtbar, und die Amerikanerinnen schickten sich an, zur Ruhe zu gehen, während das Licht bei Morgan noch immer brannte.

»Der ist toll geworden!« sagte Roger lächelnd, als er die beiden Damen zur Treppe hin begleitete.

In ihrer Kabine setzte sich Alice, wie sie es gewohnt war, aufs Bett, ihre Hände aber blieben untätig. Mehr als einmal überraschte sie sich, wie sie traumverloren dasaß und unbewußt ihre Nachttoilette unterbrochen hatte. Etwas, was sie doch nicht nennen konnte, war in ihr verändert; eine unerklärliche Angst lastete auf ihrem Herzen.

Ein Geräusch von knisternden Blättern in der Kabine nebenan bewies ihr, daß Morgan darin war und wirklich noch arbeitete. Bald aber überfiel Alice ein leises Zittern, das Umwenden der Blätter hatte aufgehört, das Buch war mit kurzem trockenen Schlage geschlossen und ein Stuhl zurückgeschoben worden; gleich darauf verriet das Geräusch beim Öffnen der Tür der indiskreten Lauscherin, daß Morgan nach dem Deck hinaufgegangen war.

»Tut er das, weil wir jetzt nicht droben sind?« fragte sich Alice unwillkürlich.

Mit einer Bewegung des Kopfes wies sie diesen Gedanken ab und vollendete dann schnell ihre Toilette. Fünf Minuten später suchte sie, auf ihrem Lager ausgestreckt, den Schlummer, den sie freilich länger als gewöhnlich suchen mußte.

Morgan, der nach dem Tage strengen Eingeschlossenseins das Bedürfnis fühlte, etwas frische Luft zu schöpfen, war wirklich nach dem Deck hinausgegangen.

Das in der Nacht erleuchtete Kompaßhäuschen lockte ihn an. Auf den ersten Blick sah er, daß jetzt ein Kurs nach Südwesten eingeschlagen worden war, und schloß daraus, daß die »Seamew« auf Gran Canaria zusteuerte.

Müßig kehrte er nach dem hintern Teile des Decks zurück und ließ sich in einen Armstuhl an der Seite eines Rauchers fallen, den er nicht einmal bemerkte. Einen Augenblick sah er im Dunkeln auf das schwarze Meer hinaus, da senkte er die Augen und bald verlor er sich, den Kopf in die Hand gedrückt, in tiefe Gedanken.

»Alle Teufel, sagte da plötzlich der Raucher, Sie sind ja heute Abend recht verstimmt, mein Herr Professor?«

Morgan erschrak fast und sprang mit einem Satze auf. Der Raucher hatte sich allmählich erhoben und im Lichte der Schiffslaterne erkannte Morgan seinen Landsmann Roger de Sorgues, der ihm die Hand bot und ein freundliches Lächeln auf den Lippen hatte.

»Ja, es ist wahr, ich bin etwas leidend.

– Krank? fragte Roger teilnahmsvoll.

– Das gerade nicht, nur abgespannt, eigentlich mehr träge.

– Das kommt wohl noch von Ihrem gestrigen Tauchen her?«

Morgan machte eine ausweichende Bewegung.

»Aber auch welcher Gedanke von Ihnen, sich den ganzen langen Tag einzuschließen,« fuhr Roger fort.

Morgan wiederholte dieselbe Geste, die statt jeder Antwort gelten sollte.

»Sie haben jedenfalls gearbeitet, meinte Roger.

– Geben Sie nur zu, daß ich das nötig hatte, erwiderte Morgan lächelnd.

– Doch wo zum Teufel hatten Sie sich versteckt, um Ihren Reiseführer durchzuackern? Ich habe doch an Ihre Tür geklopft, ohne Antwort zu erhalten.

– Da sind Sie wahrscheinlich erst gekommen, als ich in der freien Luft etwas Erholung suchte.

– Und das nicht gleichzeitig mit uns,« sagte Roger dazu mit etwas vorwurfsvollem Tone.

Morgan sah ihn schweigend an.

»Ich bin nicht der einzige, der sich über Ihr Verschwinden wunderte. Die beiden Damen haben ihr Bedauern darüber wiederholt ausgesprochen, und es geschah ein bißchen auf Veranlassung der Mistreß Lindsay, daß ich mich aufmachte, Sie bis an Ihr Fort zu verfolgen.

– Könnte das wahr sein? rief Morgan wieder seinen Willen.

– Nun, offen und ehrlich, drängte Roger freundschaftlich, hatte Ihre Einschließung keinen andern Grund, als die Liebe zur Arbeit?

– Keineswegs.

– Dann, versicherte Roger, haben Sie unrecht daran getan. Ihr Fernbleiben hat uns wirklich den ganzen Tag verdorben. Wir waren recht mißgestimmt, und vorzüglich Mistreß Lindsay.

– Welcher Gedanke!« rief Morgan.

Die Bemerkung, die Roger ohne jeden Bezug auf die Unzufriedenheit der Mistreß Lindsay hatte fallen lassen, hatte ja an sich nichts Besonderes. Deshalb war er nicht wenig erstaunt über die Wirkung, die seine einfachen Worte hervorgebracht hatten. Nachdem er eine so ungewollte Antwort gegeben hatte, wendete sich Morgan schnell ab. Er schien sich darum zu tadeln, während sein Gesicht gleichzeitig den Ausdruck der Verlegenheit und einer heimlichen Freude erkennen ließ.

»Na, lassen Sie's gut sein, sagte Roger gleichgültiger.

– Nach allem aber, fuhr er nach kurzem Zögern fort, lege ich Ihrer Abwesenheit wohl etwas zu viel Bedeutung bezüglich der Traurigkeit der Mistreß Lindsay bei. Stellen Sie sich nur vor, daß wir den ganzen Tag das Geschwätz jenes Galgenvogels, des Jack Lindsay, anhören mußten, der doch gewöhnlich weniger freigebig mit seinen unangenehmen Liebenswürdigkeiten ist. Höchst merkwürdigerweise war der Bursche heute sogar schon mehr jovial. Seine Lustigkeit ist aber noch peinlicher als seine sonstige Kälte, und es würde mich nicht wundern, wenn es seine Gesellschaft allein gewesen wäre, die der Mistreß Lindsay die Stimmung verdorben hätte.«

Roger sah Morgan an, der keine Silbe äußerte. Dann fuhr er fort: »Vorzüglich, weil die arme Frau sich auf sich allein beschränkt sah, seinen Überfall zu ertragen. Miß Dolly und ich,

wir hatten sie verlassen, sie, die die ganze Welt bis zu und mit ihrem Schwager vergessen hatte.«

Jetzt richtete Morgan den Blick auf seinen Landsmann. Dieser ließ sich übrigens gar nicht bitten, sich noch weiter zu offenbaren.

»Wie finden Sie denn Miß Dolly? fragte er, während er seinen Lehnstuhl mit einem Rucke näher heranrückte.

– Anbetungswürdig, antwortete Morgan aufrichtig.

– Nicht wahr? fragte Roger. Nun dann, mein Lieber, Sie sollen der Erste sein, dem ich klaren Wein einschenke. Diese, wie Sie sagen, anbetungswürdige junge Dame, die liebe ich und denke sie nach der Heimkehr zu heiraten.«

Morgan schien von dieser Mitteilung nicht besonders überrascht zu sein.

»Nun ja, ich erwartete fast von Ihnen ein solches Geständnis, meinte er mit kurzem Lachen. Ihr Geheimnis freilich, das pfeifen eigentlich die Spatzen schon von den Dächern. Jedenfalls werden Sie mir eine Frage erlauben, da Sie die Lindsayschen Damen doch erst seit kurzem kennen. Haben Sie sich wohl überlegt, ob eine Verbindung mit deren Familie bei der Ihrigen vielleicht auf Schwierigkeiten stoßen könnte.

– Bei der meinigen? antwortete Roger, indem er dem wohlmeinenden Ratgeber die Hand drückte, ich habe gar keine Familie; höchstens einige entfernte Vettern, denen meine Angelegenheiten nicht das Geringste angehen, und auf den ersten Blick lieben heißt doch noch nicht, sich als Tor verlieben. Im vorliegenden Fall, das glauben Sie mir getrost, habe ich mit der Klugheit eines alten Notars gehandelt. Seit unsrer Ankunft an den Azoren – ich war zu der Zeit schon von der Heiratstarantel gestochen – habe ich mich telegraphisch um Auskunft über die Familie Lindsay bemüht, die ich dann in Madeira erhielt. Diese Auskunft fiel, außer soweit sie einen gewissen Jack Lindsay betraf – über den ich aber auch nichts

erfuhr, was ich nicht schon gekannt hätte – derartig aus, daß jeder Ehrenmann stolz sein könnte, Miß Dolly zu heiraten... oder auch deren Schwester«, fügte er nach einer Pause hinzu.

Morgan seufzte leicht, ohne zu antworten.

»Sie sind ja recht still geworden, mein Lieber, nahm Roger nach kurzem Schweigen wieder das Wort. Hätten Sie etwa Einwendungen zu erheben, die...

– O nein, ich könnte Sie nur beglückwünschen! rief Morgan lebhaft. Miß Dolly ist reizend, und Sie... nun ja... Sie sind ein Glückspilz! Ich muß Ihnen aber leider gestehen, bei Ihrer Mitteilung etwas eifersüchtig geworden zu sein. Verzeihen Sie mir diese tadelnswerte Erregung.

– Eifersüchtig?... Warum denn? Welche Frau hätte schlechten Geschmack genug, dem Marquis de Gramon einen Korb zu geben?

– ... Dem Dolmetscher-Cicerone an Bord der »Seamew« und Besitzer von hundertfünfzig Francs, die, soweit er Thompson kennt, auch eigentlich noch in der Luft schweben,« vollendete Morgan mit Bitterkeit den Satz.

Roger machte eine ablehnende, verneinende Geste.

»Das ist wirklich hübsch! rief Roger leichten Tones, mißt man die Liebe denn nach harten Talern? Man hat doch schon häufig, und gerade von Amerikanerinnen, gesehen...

– Kein Wort mehr! unterbrach ihn Morgan kurz, indem er die Hand des Freundes ergriff. Ein Vertrauen für das andre. Hören Sie mein Geständnis, dann werden Sie begreifen, daß ich über dieses Thema nicht scherzen kann.

– Ich höre, sagte Roger.

– Sie fragten mich eben, ob ich einen besondern Grund gehabt hätte, mich heute entfernt zu halten. Nun ja, ich hatte einen.

– Da haben wir's ja, sagte Roger.

– Sie können sich unbehindert der Neigung, die Sie zu Miß Dolly hinzieht, hingeben, und Sie verbergen Ihr Glück zu lieben ja auch nicht, mich aber... bei mir ist es die Furcht zu lieben, die mich lähmt.

– Die Furcht zu lieben! Das ist eine Furcht, die ich niemals kennen würde.

– Ja, die Furcht. Der unvorhergesehene Vorfall, bei dem ich glücklich genug war, Mistreß Lindsay einen Dienst leisten zu können, hat mich natürlich in ihren Augen etwas erhöht...

– Hatten Sie gar nicht nötig, glauben Sie es mir, um in den Augen der Mistreß eine Stufe höher zu steigen, unterbrach ihn Roger kurz.

– Dieser Zwischenfall hat ja unsre gegenseitigen Beziehungen etwas intimer gestaltet, hat die von den Gesetzen der Gesellschaft geschmiedeten Fesseln zwischen uns ein wenig gelockert. Gleichzeitig hat das mir aber auch über mich selbst die Augen geöffnet. Ach, hätte ich denn getan, was ich gewagt habe, wenn ich nicht geliebt hätte!«

Morgan schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder:

»Eben weil mir die veränderte Sachlage zum Bewußtsein gekommen war, wollte ich daraus keinen Nutzen ziehen, und werde das auch in Zukunft, selbst bei noch näherer Bekanntschaft mit Mistreß Lindsay, niemals tun.

– Welch närrischer Liebhaber sind Sie doch! sagte dazu Roger mit scheinbarer Ironie.

– Für mich ist es eine Ehrenfrage, antwortete Morgan. Ich weiß nicht, wieviel Vermögen Mistreß Lindsay besitzt, soweit ich das aber beurteilen kann, und wenn ich dafür auch keine andern Beweise hätte, als gewisse Tatsachen, deren Zeuge ich gewesen bin, muß es sehr beträchtlich sein.

– Welche Tatsachen? fragte Roger.

– Es könnte mir aber nicht passen, fuhr Morgan, ohne sich weiter zu erklären, fort, für einen Bewerber gehalten zu

werden, der nach Reichtümern strebt, und meine jämmerliche Lage würde eine solche Vermutung gar zu leicht rechtfertigen.

– Alle Achtung, mein Lieber, dieses Feingefühl macht Ihnen Ehre, doch haben Sie wohl daran gedacht, daß die Strenge Ihrer Moral ebenso auch meine Gefühle in zweifelhaftes Licht setzte? Ich grüble eben nicht groß, wenn ich an Dolly denke.

– Unsre Lage ist nicht die gleiche... Sie sind reich...

– Vielleicht im Verhältnis zu Ihnen, entgegnete Roger, kaum aber im Verhältnis zu Miß Dolly. Mein Vermögen verschwindet neben dem ihrigen.

– Es genügt aber in jedem Falle, Ihnen volle Unabhängigkeit zu gewährleisten, sagte Morgan, und überdies liebt Miß Dolly Sie, das ist ja deutlich zu sehen.

– Das mag ja sein, gab Roger zu; wie aber, wenn nun Mistreß Lindsay Sie liebte?

– Wenn Mistreß Lindsay mich liebte!« wiederholte Morgan halblaut.

Sofort aber schüttelte er den Kopf, eine so sinnlose Hypothese anzunehmen, und auf die Reeling gestützt, blickte er nochmals auf das Meer hinaus. Auch Roger stand an der Bordwand, und lange Zeit herrschte tiefes Schweigen zwischen den beiden Freunden.

So flossen die Stunden friedlich dahin; der Steuermann hatte schon längst Mitternacht angeschlagen, als sie noch immer ihren auf dem Kielwasser tanzenden Träumen, ihren trüben und heitern Träumen nachhingen.

Drittes Kapitel

Worin die »Seamew« gänzlich stehen bleibt

Wären die Passagiere früh am andern Morgen auf das Spardeck gekommen, so hätten sie, zwar noch fern, die hohen Ufer von Gran Canaria sehen können. Hier sollte die »Seamew« den ersten Hafen der Inselgruppe anlaufen, und in Teneriffa den zweiten und gleichzeitig letzten auf der ganzen Reise.

Der ganze Archipel der Kanarien besteht aus elf Inseln oder Eilanden, die in einem Halbkreise liegen, welcher sich nach Norden zu öffnet. Beginnt man am nordöstlichen Ende, um am nordwestlichen aufzuhören, so findet man nacheinander: Allegranza, Monte Clara, Graciosa, Lancerote, Lobos, Fuertaventura, La Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, die Insel Ferro und Palma. Bewohnt von einer Bevölkerung, die ungefähr achtundzwanzigtausend Seelen zählen wird, umfassen diese Inseln, deren westlichste von Afrika nur durch einen hundert Kilometer breiten Meeresarm getrennt sind, zusammen ein Gebiet von siebentausendsechshundertvierundzwanzig Quadratkilometern.

Unter der Verwaltung eines in Santa-Cruz auf Teneriffa residierenden Kommandanten, und zweier Alcades mayores, bilden die Kanarien eine Provinz Spaniens, freilich eine recht abseits liegende, die wohl vorzüglich deshalb ein wenig vernachlässigt zu werden scheint. Hieraus erklärt sich gewiß auch die Geringfügigkeit des Handels dieses Archipels, der bei seiner geographischen Lage an der großen Route des Ozeans

eigentlich einen sehr bedeutenden Fremdenbesuch aufweisen müßte.

Verschieden in der Gestalt, ähneln sich die Kanarien doch alle in der Wildheit ihres Aussehens. Alle sind sie von lotrecht abstürzenden Basaltmauern eingerahmt, denen noch ein schmales Uferland vorgelagert ist. Beim Anblick der eisernen Mauern erstaunt man wohl etwas über den Beinamen der »Glücklichen Inseln«, der ihnen vor alters trotz des unfreundlichen Aussehens gegeben wurde. Das Erstaunen verschwindet aber oder schlägt vielmehr ins Gegenteil um, wenn man weiter in ihr Inneres eindringt.

Alle sind vulkanischen Ursprungs und sozusagen nach demselben Muster gebildet. Fast immer erhebt sich nahe an ihrer Peripherie ein Gürtel von Vulkanen, die in der Mitte einen Hauptvulkan umrahmen. In diesen ausgebrannten Vulkanen aber, die durch ihre kreisförmigen Wände vor den ausdörrenden, von Afrika herwehenden Winden geschützt sind, in den Tälern zwischen ihren Gipfeln und in hohen Plateaus, die manche Gipfel krönen, erkennt man die Berechtigung des bezüglich seiner Richtigkeit angezweifelten Beinamens. Hier herrscht ein ewiger Frühling, hier schenkt die Natur dem Menschen ohne dessen Zutun bis drei jährliche Ernten.

Von den den Archipel bildenden Inseln ist Gran Canaria nicht die größte. Nur der von ihren ersten Bewohnern bewiesene Mut bei Gelegenheit des Überfalles durch Jean de Bethencourt hat ihr allein diesen Ehrennamen erworben.

Und ist das nicht auch eine Art, »groß« zu sein, die mit jeder andern gleichwertig ist?

Die Agentur Thompson hatte ein gesundes Urteil damit bewiesen, daß sie diese zum Aufenthaltsort wählte. Gran Canaria ist gleichsam der Repräsentant der andern Inseln. Wenn es auch keine so majestätischen Gipfel aufzuweisen hat wie Teneriffa, nimmt es in dieser Hinsicht doch noch einen

hervorragenden Rang ein und übertrifft dabei wenigstens alle übrigen. Es hat eine so schwer zugängliche Küste, daß die Fische nicht einmal daran laichen können, aber die bestgeschützten Täler, die tiefsten Erdsenkungen und überhaupt die größten natürlichen Eigentümlichkeiten. Dennoch hätte man der Agentur Thompson einen nicht unbegründeten Vorwurf machen können: um alle die interessanten Dinge zu sehen, die Gran Canaria zu bieten hat, um wenigstens eine Vorstellung davon zu bekommen, wäre es doch angezeigt gewesen, einen Ausflug ins Innere der Insel zu veranstalten und den bis ein Stück ins Land hinein auszudehnen. Einen solchen hatte die Agentur Thompson aber nicht in Aussicht genommen.

»Am 2. Juni Ankunft in Las Palmas um vier Uhr morgens. Um acht Uhr Besuch der Stadt. Abfahrt nach Teneriffa denselben Tag um Mitternacht.« Das war alles, was das Programm verkündigte.

Zwar erfolgte die Ankunft hier erst am 4. Juni, das war aber kein Grund, die Pläne der Agentur im Sinne einer Kosten verursachenden Zuvorkommenheit zu ändern... Im Gegenteil, ob am 2. oder am 4. es sollte und mußte noch an demselben Tage nach Teneriffa abgefahren werden. Desto schlimmer für die Passagiere, wenn sie von Gran Canaria fast nichts zu sehen bekamen.

Sie fügten sich dem aber leichten Herzens. Ihr stumpfsinniger Unmut hatte jedem die Kraft geraubt, seiner Unzufriedenheit Luft zu machen, und doch wäre es vielleicht gerade hier, wo die Agentur einmal auf ihren Versprechungen bestand, am Platze gewesen, ihr ernstlich entgegenzutreten. Übrigens waren alle gleichgültig und müde, und da noch denselben Tag weitergefahren werden sollte, so würde man eben »denselben Tag« abfahren. Hätte Thompson jetzt vorgeschlagen, den Aufenthalt hier auszudehnen, so würden sich die meisten

Passagiere einer Verlängerung der Reise, die doch nur auf ihre eignen Kosten stattfinden konnte, entschieden widersetzt haben.

Gegen elf Uhr befand sich die »Seamew« der Hauptstadt Las Palmas – die Palmen – gegenüber. Nun hatte man Muße, sich diese zu betrachten.

Das pfeifende, wimmernde Schiff bewegte sich jetzt kaum schneller vorwärts als eine treibende Boje.

Zum ersten Male seit der Abreise von London empfanden die Passagiere hier den Eindruck von etwas ganz Fremdartigem. Erbaut auf dem Landvorsprünge von Guiniguanda auf terrassenartig ansteigendem Terrain, hat die Stadt ein völlig orientalisches Aussehen. Ihre engen Gassen, ihre weißen Häuser mit flachen Dächern rechtfertigten in gewissem Maße den Namen »Kasbah«, womit Roger de Sorgues sie belegen zu müssen glaubte.

Gegen Mittag stoppte die »Seamew« endlich im Hafen von »La Luz« der von der Stadt gegen drei Kilometer entfernt ist.

Diese drei Kilometer mußten rückwärts zurückgelegt werden. Kaum hatte das Schiff festgemacht, als Thompson sich auch schon auf dem Kai aufstellte und seine Passagiere, je nachdem sie ans Land kamen, aufforderte, sich wieder zur Kolonne zu ordnen. Es war dasselbe Manöver, an das sich die eingereichten Touristen schon bei den ersten Führungen auf den Azoren gewöhnt hatten.

Doch wo blieb jetzt die schöne Disziplin von früher? Die sonst so gelehrigen Rekruten knurrten und murrten so hörbar, die Bildung der Glieder, wie Thompson sie wünschte, vollzog sich nur mit offenbarem Unwillen; die ganze Truppe lehnte sich dagegen auf. Die kaum gebildeten Glieder lösten sich wieder auf. Nach einviertelstündiger Anstrengung war es Thompson nur gelungen, ein Dutzend Getreue zusammenzuhalten, darunter den allezeit friedfertigen

Piperboom – aus Rotterdam – und Mr. Absyrthus Blockhead, der seine gute Laune wiedergefunden hatte, seitdem von dem Alter seines Sohnes nicht mehr die Rede war.

Die meisten Touristen waren aber zurückgeblieben und widersetzten sich dichtgedrängt allen Anweisungen des General-Unternehmers.

»Ich bitte Sie, meine Herren, so hören Sie doch, redete der schon etwas ängstliche Thompson den Widerspenstigen zu.

– Schon gut, schon gut! antwortete barsch der trotzig Saunders, der sich eigenmächtig zum Sprachrohr seiner Gefährten machte, wir warten geduldig auf Wagen und Träger, die in Ihrem Programm versprochen sind.«

Und dabei fuchtelte Saunders mit dem gedruckten Blatte umher, wo diese trügerischen Versprechungen klar und deutlich zu lesen waren.

»Ich bitte Sie aber, meine Herren, wo soll ich die denn hernehmen? fragte Thompson kläglich.

– Recht schön! erwiderte ihm Saunders mit schnarrender Stimme. Ich werde versuchen, allein einen Wagen zu finden.«

Damit zog er schon sein getreues Notizbuch aus der Tasche.

»Den miete ich aber natürlich auf Ihre Kosten. Das kommt mit auf die Rechnung, die wir in London ausgleichen werden, mein Herr, setzte er hinzu, indem er schon davonging und seinem Ingrimmm weiter in heftigster Weise Luft machte.

– Ich folge Ihnen, lieber Herr Saunders, ich gehe mit Ihnen,« rief sofort Sir Georges Hamilton, dem sich auch Lady Hamilton und Miß Margaret ohne Zögern anschlossen.

Dieses Beispiel verführte auch noch andere, so daß sich wenige Augenblicke später zwei Drittel der Touristen von dem Reste ihrer Gefährten getrennt hatten.

Dicht bei dem Hafen von La Luz liegt eine kleine Stadt, die alle für die hier ankernden Schiffe notwendigen Bedürfnisse lieferte. Saunders würde gewiß bald finden, was er suchte.

Gleich vor den nächsten Häusern hielten drei oder vier Wagen, so daß Saunders nur zu winken brauchte, sie heranzurufen.

Leider konnten diese vier Wagen nicht genügen. Als sie wie im Sturm bestiegen und davongerollt waren, mußten die meisten Dissidenten umkehren und bildeten so einen unerwarteten Nachschub für die Truppe des kommandierenden Generals.

Eben jetzt verließ Mrs. Lindsay, begleitet von ihrer Schwester und von Roger de Sorgues noch die »Seamew«. Als Thompson die Drei bemerkte, klatschte er in die Hände, um sie zur Eile zu mahnen.

»Bitte, meine Damen und Herren, rief er ihnen zu, wollen Sie gefälligst Platz nehmen. Die Zeit verstreicht, bedenken Sie das.«

Mrs. Lindsay war ja gewiß eine friedliebende Reisende und so verschieden von dem unangenehmen Saunders. Immerhin schien sie, sei es nun infolge einer Einflüsterung ihres Begleiters oder weil sie ja selbst die Reize einer so lächerlichen Promenade in Reih und Glied bis zum Überdruß gekostet hatte, den ihr nur indirekt gemachten Vorschlag nicht mit der gewohnten Liebenswürdigkeit aufzunehmen.

»Wie? murmelte sie, mit einem Blicke die staubige Straße ohne Häuser und Schatten musternd, das sollen wir zu Fuß machen?

– Ich würde sehr gerne bereit sein, Madame, erbot sich Morgan, Ihnen, wenn Sie es wünschten, in der Stadt einen Wagen zu besorgen.«

Während er nun vorher den vielfachen Protesten und der separatistischen Bewegung gegenüber, die diesen folgte, gleichgültig geblieben war, weil er meinte, daß ihn diese nichts angingen, so legte er dagegen der Bemerkung der Mrs. Lindsay ein ganz andres Gewicht bei. Das zuvorkommende Anerbieten war seinen Lippen fast unwillkürlich entschlüpft. Er wurde

aber auf der Stelle für seinen guten Gedanken belohnt. Ohne über die angebotne Hilfe viel Worte zu machen, nahm Mrs. Lindsay diese Liebenswürdigkeit wie als selbstverständlich an.

»Wenn Sie die Güte haben wollen,« sagte sie mit einem freundlichen Blicke auf den bereitwilligen Kommissionär.

Morgan wollte schon davoneilen, als er noch einmal zurückgerufen wurde.

»Da Sie einmal nach der Stadt gehen, Herr Professor, flötete Lady Heilbuth, würden Sie da nicht die Freundlichkeit haben, auch mir einen Wagen herzurufen?«

Trotz der höflichen Form dieses Gesuches konnte sich Morgan doch nicht des Gedankens entschlagen, daß Lady Heilbuth recht gut hätte ihren steifleinenen Diener nach einem Wagen schicken können, der wie gewöhnlich hinter ihr stand und einen augenblicklich zum Günstling avancierten Havanaser auf dem Arm trug. Er verbeugte sich jedoch respektvoll vor der bejahrten Dame und versicherte, ganz zu ihrer Verfügung zu stehen.

Seine Bereitwilligkeit sollte er aber sogleich büßen. Alle andern gingen auf einmal an zu sprechen und mit lebhaften Handbewegungen gingen sie ihn an, ihnen denselben Dienst zu leisten, den er der Mrs. Lindsay angeboten und der Lady Heilbuth nicht verweigert hatte.

Morgan verzog ein wenig das Gesicht. Sich zum Kurier der Mrs. Lindsay zu machen, das war ja ein Vergnügen, den Auftrag der Lady Heilbuth auszuführen, mochte zur Not noch gehen, sich aber zum Frondienst für alle Welt gepreßt zu sehen, das änderte doch die Sache gewaltig. Er konnte das Verlangen der andern aber nicht gut abschlagen, und da kam ihm Roger de Sorgues mutig zu Hilfe.

»Ich gebe mit Ihnen, lieber Freund, rief er. Wir treiben alle Wagen auf, die es in der Stadt gibt.«

Das rief ein allgemeines Bravo hervor, während Morgan die Hand seines Landsmannes drückte, dessen Beweise von Zuneigung er gar nicht mehr zählen konnte.

Die beiden Abgesandten liefen schnell dahin und hatten keine Mühe, sich eine hinreichende Menge Wagen zu verschaffen. In einem von diesen kehrten sie zurück, wobei sie auf halbem Wege Thompson an der Spitze einer schwachen, nur aus vierzehn Soldaten bestehenden Kolonne begegneten, die wahrscheinlich aus den Ärmsten oder den Geizigsten seines Regiments bestand, das früher so zahlreich und wohlgemut mit ihm gegangen war.

Morgan schloß sich, seinem Begleiter die weitre Ausführung ihres Auftrages überlassend, der kläglichen Truppe an, wie er das für seine Pflicht hielt.

Es wäre übertrieben, zu sagen, daß er darüber besonders erfreut gewesen wäre. Da er aber alles in allem keine Wahl hatte, nahm er, freilich ohne Enthusiasmus, an der Seite Thompsons Platz und setzte sich mit ihm an die Spitze der Kolonne. An den ersten Häusern der Stadt angelangt, sollte er aber eine seltsame Überraschung erleben.

Dieselbe Überraschung empfand auch Thompson, als er einen Blick nach rückwärts geworfen hatte. Wo war denn die Kolonne hin? Zerflossen, verstreut, verschwunden. Jede Biegung einer Straße, jeder blühende Busch und jede schattige Baumgruppe hatte den Vorwand zu einer Desertion gegeben, und nach und nach waren die Touristen bis auf den letzten davongelaufen. Thompson hatte niemand mehr hinter sich, niemand außer dem monumentalen Van Piperboom – aus Rotterdam – der ruhig bei seinem Chef stehen geblieben war und geduldig der Entwicklung der Dinge harrt.

Morgan und Thompson tauschten einen der Ironie nicht entbehrenden Blick miteinander aus.

»Du lieber Gott, sagte Thompson endlich mit wiederzurückkehrendem Lächeln, da muß ich Ihnen, Herr Professor, doch wohl Ihre Freiheit wiedergeben. Ich selbst, ich bekümmre mich ja keinen Deut um Las Palmas; ich werde, wenn Sie es erlauben, mich einfach an Bord begeben.«

Thompson kehrte damit um und hartnäckig folgte ihm der unergründliche Holländer, der sich offenbar auch nicht für Las Palmas interessierte.

Morgan, der sehr froh über den Ausgang der Sache war, dachte noch über das seltsame Abenteuer nach, als er sich von einer lustigen Stimme angerufen hörte.

»Was zum Teufel machen Sie denn hier? Was ist denn aus Ihrem Regiment geworden? fragte Roger aus dem Wagen heraus, worin er den beiden Amerikanerinnen gegenüber saß.

– Aus meinem Regiment? antwortete Morgan auf denselben Ton eingehend, ich wäre selbst begierig, von ihm etwas zu hören. Der Oberst hat sich an Bord zurückbegeben, in der Hoffnung, dort seine Soldaten zu finden.

– Da wird er vielleicht nur den unbezahlbaren Johnson antreffen, sagte Roger de Sorgues lächelnd, da dieses Original sich darauf versteift, niemals das Land zu betreten. Doch Sie, was machen Sie denn?

– Absolut nichts, wie Sie sehen.

– Nun, schloß Roger das kurze Gespräch, indem er ihm an seiner Seite Platz machte, dann kommen Sie mit uns. Sie werden uns zum Führer dienen, Herr Professor.«

Der Rio von Guiniguanda trennt Las Palmas in zwei ungleiche Teile: in die hohe Stadt, die nur von Vornehmen und Beamten bewohnt wird, und die niedrige Stadt, das eigentliche Handelsquartier, das am Vorgebirge im Westen endigt, an dessen Spitze sich das Festungswerk des Castillo del Rey erhebt.

Drei Stunden lang durchstreiften die vier Touristen, teils zu Fuß, teils im Wagen, die Straßen der Hauptstadt, und als sie dessen müde waren, ließen sie sich nach der »Seamew« zurückbefördern, und wer sie jetzt gefragt hätte, dem würden sie geantwortet haben:

»Las Palmas ist eine recht gut gebaute Stadt mit schmalen, schattenreichen Straßen, wo aber die Bodengestaltung eine Promenade zu einem fortwährenden Auf- und Absteigen macht. Außer der Hauptkirche im Stile spanischer Renaissance hat sie wenig interessante Bauwerke aufzuweisen. Was das maurische Aussehen der Stadt vom Meere aus betrifft, so erweckt das nur unerfüllte Hoffnungen. In der Nähe verblaßt dieser Reiz, man kann sich kaum etwas weniger Maurisches vorstellen als ihre Straßen, ihre Häuser und ihre Einwohner, die der Bewunderung der Fremden nur eine ausschließlich europäische, mehr französische Eleganz zu bieten haben.«

Darauf beschränkten sich also die Reiseeindrücke. Wie hätte es auch anders sein können? Hatten die Reisenden denn mit diesem Volk gelebt, um die Höflichkeit und Zuvorkommenheit schätzen zu können, die, mit außerordentlicher Lebhaftigkeit gemischt, das Messer so leicht aus der Scheide fliegen lassen? Waren sie in die Häuser mit den tadellosen Fassaden gekommen, die nur lächerlich kleine Räume enthalten, während darin aller Platz dem Salon vorbehalten ist, der eine Größe zeigt, die mit den ähnlichen Räumen auf den Kanarien wetteifern kann? Konnten sie die Seele dieser Leute durchschauen, in der sich der Stolz ihres Ahnen, des Hidalgo, mit dem naiven Hochmuth des Guanche, eines abgeleugneten Ahnen, mischt?

Hierin liegt überhaupt der Nachtheil der zu schnellen Reisen. Der viel zu komplizierte Mensch bleibt dabei außer Betracht, nur die Natur läßt sich mit einem Blicke erfassen.

Man muß freilich auch Muße haben, sie zu betrachten, und in dem Programm der Agentur Thompson war das nicht vorgesehen.

Die nur oberflächlichen Eindrücke, die die Touristen von ihrer Promenade durch Las Palmas gewonnen hatten, gingen Morgan auch noch ab. Er hatte den in Gesellschaft der Mrs. Lindsay verlebten Nachmittag überhaupt... nichts gesehen. Seine Augen bewahrten nur ein Bild, das der jungen Frau, wie sie in den Straßen bergauf oder bergab schritt und mit gewinnender Einfachheit ihn fragte oder ihm antwortete.

Da hatte er seine Entschlüsse vergessen und sich ganz dem Glücke des Augenblicks hingegeben.

Kaum aber hatte er das Deck der »Seamew« wieder betreten, als ihn die einen Augenblick zerstreuten Sorgen wieder überfielen. Warum sollte er sich mit Bewußtsein verstellen, warum sich auf einen Weg begeben, dem er doch nicht bis ans Ende zu folgen gewillt war? Der heutige glückliche Nachmittag hatte in ihm nur das bittere Gefühl zurückgelassen, seine ernsten Gefühle wohl nicht genügend verborgen zu haben. Und wenn er sich nur durch irgendeinen Blick oder eine Geste verraten haben sollte, was mußte die reiche Amerikanerin von ihm, dem armen Teufel, wohl denken!

Wenn er sich das vorstellte, errötete er vor Scham und gelobte, sich in Zukunft besser in acht zu nehmen, selbst wenn er dadurch die schon gewonnene freundschaftliche Anteilnahme der Mrs. Lindsay wieder verlieren sollte. Das Schicksal hatte jedoch bestimmt, daß seine edelmütige Entschlossenheit erst eine Probe aushalten sollte. Seine Geschichte war da oben geschrieben, und die Kette der Ereignisse machte sie unabwendbar zur Wirklichkeit.

In dem Augenblicke, wo die Touristen an Bord kamen, waren Thompson und Kapitän Pip in einem lebhaften Gespräch begriffen. Offenbar handelte es sich dabei um eine ernste

Angelegenheit. Hochrot und fieberhaft erregt, erging sich Thompson seiner Gewohnheit gemäß in den tollsten Gesten. Der sehr ruhig bleibende Kapitän dagegen antwortete ihm mit kurzen Worten oder nur mit einer energischen Handbewegung, die deutlich erkennen ließ, daß sie das ablehnte, was der Agent zu ihm sagte. Aufmerksam geworden, blieben Mrs. Lindsay und ihr Begleiter wenige Schritte von den beiden Herren stehen. Sie waren übrigens nicht die einzigen, die sich für diese Debatte interessierten. Auf dem Spardecke hatten sich die andern, schon eher zurückgekommenen Passagiere in drei Reihen zusammengedrängt und verfolgten gespannt den Verlauf des Gespräches.

Ein Umstand, der die allgemeine Neugierde noch weiter erregte, lag darin, daß aus dem Schornstein der »Seamew« nicht der geringste Rauch hervorwirbelte, nichts schien für die doch auf Mitternacht festgesetzte Abreise vorbereitet zu sein. Man verlor sich in Vermutungen aller Art und wartete voll Ungeduld, daß die Unterredung zwischen dem Kapitän und Thompson ein Ende nehmen sollte, um von dem einen oder dem andern einigen Aufschluß zu erhalten.

Schon rief die Glocke zum Essen, als das Gespräch noch immer fort dauerte. Schnell nahmen die Passagiere ihre gewohnten Plätze ein. Während der Tafel würde ja das Rätsel gelöst werden.

Die Mahlzeit nahm jedoch ihren Fortgang und ging zu Ende, ohne daß Thompson sich bemüßigt gefühlt hätte, die Neugierde der Tischgäste zu befriedigen. Diese Neugierde schwächte sich jedoch, momentan durch eine näherliegende Sache verdrängt, schnell etwas ab.

Die Verpflegung an Bord hatte sich ungemein verschlechtert, und zwar von Tag zu Tag mehr. Dadurch ermutigt, daß er dabei straflos ausging, hatte Thompson offenbar geglaubt, sich rein alles erlauben zu dürfen. Heute überschritt das aber alle

Grenzen. Das einer richtigen Sudelküche würdige Diner war noch obendrein unzureichend. Der Appetit der Tischgäste war kaum erwacht, als schon der Nachtisch aufgetragen wurde.

Alle sahen einander und dann Thompson an, der sich ganz behaglich zu fühlen schien. Noch hatte niemand gewagt, sich zu beklagen, als Saunders seiner Gewohnheit gemäß gleich mit der Tür ins Haus fiel.

»Steward! rief er mit rauher Stimme.

– Mein Herr...? antwortete Mister Roastbeaf herzueilend.

– Steward, ich möchte noch etwas von dem abscheulichen Hühnchen haben. Wenn man's richtig bedenkt, ist es immer besser, durch Gift als durch Hunger zu sterben.«

Mr. Roastbeaf schien das attische Salz in dem Scherze nicht zu verstehen.

»Davon ist nichts mehr übrig, mein Herr, antwortete er ruhig.

– Desto besser, rief Saunders, dann bringen Sie mir etwas andres, schlechter kann das ja doch nicht sein.

– Was andres, mein Herr! fuhr Mr. Roastbeaf vor Erstaunen auf. Sie wissen wohl nicht, daß an Bord nicht mehr so viel vorhanden ist, einen hohlen Zahn damit zu füllen. Die Herren Passagiere haben sogar nichts für das Küchenpersonal übrig gelassen.«

Mit welcher Bitterkeit hatte Roastbeaf diese Worte ausgesprochen.

»Hören Sie, mein Herr Roastbeaf, Sie wollen wohl gar meiner spotten? fragte Saunders mit drohender Stimme.

– Ich, mein Herr? stammelte Roastbeaf.

– Nun ja, was bedeutet dieser Scherz denn sonst? Sind wir hier vielleicht auf dem Floß der Medusa?«

Roastbeaf breitete, als Zeichen, daß er das nicht wisse, die Arme aus. Seine Geste lehnte jede Verantwortlichkeit ab und wälzte sie vollständig auf Thompson, der sich zerstreut in den

Zähnen stocherte. Gereizt durch dieses Benehmen, schlug Saunders auf die Tafel, daß alle Gläser in die Höhe sprangen.

»Ja, ich rede mit Ihnen, mein Herr, rief er erzürnten Tones.

– Mit mir, Herr Saunders? antwortete Thompson, der den Naiven spielte.

– Jawohl, mit Ihnen. Haben Sie geschworen, uns vor Hunger umkommen zu lassen? Ist es wahr, daß das das einzige Mittel wäre, unsre Klagen zu ersticken?»

Thompson rief erstaunt die Augen auf.

»Es sind nun schon drei Tage, fuhr Saunders zornig fort, daß unser Essen für den Hund eines Bettlers unwürdig wäre. Wir haben bisher noch Geduld gehabt. Heute aber ist es denn doch zu stark, ich appelliere an alle Anwesenden.«

Die Interpellation des aufgeregten Saunders erzielte einen Erfolg, den die Journale in einem Parlamentsberichte als »lebhafteste Zustimmung« und als »frenetischen Beifall« qualifiziert hätten. Jetzt singen alle an zu sprechen. Lärmend fielen alle Tischgäste ein: »Ganz richtig!« – »Sie haben völlig recht,« so kreuzten sich die Zurufe, und fünf Minuten herrschte ein furchtbarer Lärm.

Inmitten dieses Getöses lachte Roger aus vollem Halse. Diese Reise wurde ja unwiderstehlich komisch. Alice, Dolly und Morgan teilten die Heiterkeit des lustigen Offiziers. Keines von ihnen hätte auf diese schlechte, aber amüsante Mahlzeit verzichten mögen.

Ohne sich irgendwelche Erregung anmerken zu lassen, bemühte sich Thompson nur, einigermaßen die Ruhe wieder herzustellen. Vielleicht hatte er dafür einen guten Grund.

»Ich erkenne ja an, sagte er, als es einigermaßen still geworden war, daß die heutige Mahlzeit etwas weniger gut gewesen ist als die vorhergegangenen...«

Ein Zetergeschrei schnitt ihm das Wort ab.

»... als die vorhergegangenen, wiederholte Thompson ruhig; die Agentur ist daran aber völlig unschuldig, und Herr Saunders wird seine Kritik bereuen, wenn er erst die Wahrheit erfahren hat.

– Worte, nichts als Worte! entgegnete Saunders brutal. Mit solcher Münze lasse ich mich nicht bezahlen. Ich brauche eine andre, setzte er hinzu, während er das unvermeidliche Büchlein aus der Tasche holte, eine andre, die ich kraft dieses Notizbuches in London schon bekommen werde, dieses Buches, worin ich vor Zeugen jeden Schimpf aufgezeichnet habe, der uns angetan worden ist.

– Die Herren mögen nur bedenken, fuhr Thompson fort, ohne diese Zwischenrede zu beachten, daß die Leste, von der mir schon in Madeira heimgesucht wurden, sich auch hier fühlbar macht, wegen der geographischen Lage dieser Inseln und der größern Nähe Afrikas aber in noch stärkerem Maße. Um dem Unglück die Krone aufzusetzen, hat die Leste vom Festlande her auch noch eine Wolke von Heuschrecken mit hierher verschlagen. Dieser Überfall, er ist im allgemeinen hier ein seltnes Ereignis, war gerade zur Zeit unsrer Ankunft erfolgt. Die beiden Geißeln haben nun alles verbrannt, geplündert, alles vernichtet. Wenn sich die Agentur bezüglich der Lebensmittel etwas geizig gezeigt hat, liegt das nur daran, daß in Gran Canaria jetzt wirklich Mangel ist.

– Seien Sie doch ehrlich! rief der für alles unzugängliche Saunders. Sagen Sie einfach, daran, daß sie etwas teurer geworden sind.

– Ist denn das nicht dasselbe?« fragte Thompson unbefangen, der damit bis auf den Grund seiner Seele blicken ließ.

Diese Naivität wirkte auf die Passagiere geradezu verblüffend.

»Ja freilich, Ihrer Ansicht nach, gab ihm Saunders zurück. Doch das wird sich ja in London alles finden. Inzwischen

bleibt nur eins zu tun: wir müssen auf der Stelle abfahren. Da man auf Gran Canaria nichts zum Mittagessen haben kann, wollen wir auf Teneriffa zu Abend speisen.

– Bravo!« ertönte es von allen Seiten.

Thompson bat mit einer Handbewegung um Ruhe.

»Darauf, meine Herren, sagte er, wird Ihnen unser wackrer Kapitän antworten.

– Ja, und der antwortet nur, daß das nicht möglich ist, so leid es ihm selbst tut, erklärte der Kapitän Pip. Die Maschine bedarf eben einer gründlichen Reinigung, alle Stoffbüchsen und Scharniere müssen ausgebessert werden, und wenn diese Arbeit gleich heute in Angriff genommen wird, verlangt sie doch mindestens drei Tage. Vor dem 7. Juni gegen Mittag können wir La Luz schwerlich verlassen.«

Die Mitteilung des Kapitäns hatte alle zu Eis erstarren lassen. Die Tischgäste wechselten bestürzte Blicke miteinander. Noch drei Tage hier bleiben zu müssen, ohne die Abwechslung eines Ausflugs oder nur eines einfachen Spazierganges.

»Und bei einer solchen Nahrung, bei solchem Futter, hätte ich bald gesagt!« ließ sich der wütende Saunders vernehmen.

Bald machte die Niedergeschlagenheit dem vollen Zorne Platz. War es denn zulässig, daß die Agentur Thompson mit ihren Subskribenten so mir nichts dir nichts umsprang? Ein drohendes Gemurmel lief durch die Menge der Passagiere, als sie die Tafel verließen und nach dem Spardeck hinaufstiegen.

Da fuhr gerade ein großer Dampfer in den Hafen ein. Es war eines der regelmäßigen Paketboote, die den Dienst zwischen England und der Kapkolonie versehen, und befand sich jetzt auf der Heimreise nach London. Das wurde sofort auf der »Seamew« bekannt.

Fünf oder sechs Passagiere ergriffen die sich unerwartet anbietende Gelegenheit und schifften sich mit ihrem Gepäck

aus. Unter denen, die die Sache hier satt hatten, befand sich auch Lady Heilbuth nebst ihrer geliebten Meute.

Thompson bewahrte den Anschein, das gar nicht zu bemerken. Sehr zahlreich waren die Flüchtlinge ja auch nicht. Schon aus ökonomischen Gründen blieb die große Mehrheit der »Seamew« treu. Zu diesen Getreuen gehörte Saunders, obwohl bei ihm die Geldfrage nicht im Spiel war. Thompson von seinen Verpflichtungen entbinden? Nimmermehr. Nein, er würde sich an ihn hängen und haften bleiben bis zum Ende. War es wohl Haß, der das Herz des nie zu befriedigenden Passagiers erfüllte?

Alle hatten aber nicht die ohne Zweifel vortrefflichen Gründe des widerhaarigen Saunders, oder z. B. Mrs. Lindsay, die noch besseren der Leute von mäßigem Vermögen. Warum blieb diese aber dabei, die an Unannehmlichkeiten aller Art so reiche Reise bis zum Ende mitzumachen? Welches Motiv konnte sie unter der Verwaltung der Agentur Thompson zurückhalten? Das waren die Fragen, die sich Morgan, der, einige Schritte von Alice, die schöne Witwe im Dunkeln ansehend, mit einiger Beklemmung vorlegte.

Mrs. Lindsay sagte aber kein Wort. Sie hatte das große Paketboot vorüberfahren sehen, ohne es sonderlich zu beachten. Nein, davonreisen wollte sie nicht Morgan bekam den Beweis dafür, als er sie zu Roger sagen hörte:

»Wir werden doch diese zwei Tage nicht hier auf dem Schiffe bleiben?

– Natürlich nicht, antwortete Roger noch lachend.

– Die Verzögerung, fuhr Alice fort, wird dann wenigstens das Gute haben, daß wir ein wenig vom Lande selbst kennen lernen, wenn Sie wie ich gewillt sind, diese Frist zu einem Ausfluge zu benutzen.

– Mit Vergnügen, versicherte Roger. Herr Morgan und ich, wir können noch heute Abend versuchen, die nötigen Transportmittel zu bestellen. Wir wären also unser fünf?«

Morgan erwartete so etwas. Er gedachte seine Teilnahme aber abzulehnen, mochte ihm das auch einen heimlichen Schmerz bereiten; dennoch wollte er sich der kleinen Karawane nicht anschließen und unbedingt auf seinem Platze ausharren.

»Erlauben Sie... begann er zögernd.

– Nein, nur vier, unterbrach ihn Alice ruhig. Mein Schwager wird nicht dabei sein.«

Morgan fühlte, wie sein Herz lebhafter klopfte. Es war also doch Mrs. Lindsay, die über seine Mitanwesenheit entschied, ihm seine Rolle zuwies, und die es wollte, daß er an ihrer Seite blieb.

Das Vergnügen überwand seine Skrupel, tausend Gedanken stiegen in ihm auf.

Er ließ seinen Einwand unvollendet, atmete erleichtert die kühle Abendluft und richtete die Augen zum Himmel empor, an dem ihm die Sterne heller zu funkeln schienen.

Viertes Kapitel

Der zweite Zahn im Getriebe

Am nächsten Morgen um sechs Uhr setzten die vier Touristen den Fuß auf den Kai, wo sie einen Führer und die von Morgan und Roger besorgten Pferde finden sollten. Hier erwartete sie eine wirkliche Überraschung.

Nicht, daß die Pferde nicht zur Stelle gewesen wären, nein, die hatten sich vielmehr merkwürdigerweise vervielfacht. Es waren ihrer fünfzehn, außer dem des Führers, der schon im Sattel saß.

Die Sache klärte sich jedoch bald von selbst auf. Mrs. Lindsay und ihre Begleiter sahen nacheinander Saunders, die Familie Hamilton und noch einige Passagiere eintreffen, darunter auch Tigg, dessen düstre Pläne man seit einigen Tagen ein wenig vergessen hatte.

Zum Glück machten sich nicht alle dieser Leichtfertigkeit schuldig. Die Misses Blockhead wenigstens beharrten bei ihrer samaritanischen Überwachung. Wer Tigg sah, der konnte sicher sein, auch sie zu sehen.

Und wirklich, selbst hier erschienen sie zehn Schritte hinter dem Gegenstande ihrer Fürsorge und vor ihrem Vater, der, wohl oder übel, den Launen seiner Töchter nachgeben mußte und jetzt mit Besorgnis die Gruppe der Reittiere besichtigte, aus der er sich das am meisten Vertrauen erweckende auswählte.

Offenbar war das Geheimnis des Ausflugs durchgesickert, und die intime Promenade hatte sich, zum Mißvergnügen der

zwei Amerikanerinnen und der zwei Franzosen, zur Kavalkade erweitert.

Das Schicksal bereitete diesen aber noch eine weitre Unannehmlichkeit: als letzter und ganz allein kam unerwünschterweise noch Jack Lindsay als fünfzehnter Teilnehmer an. Wenn Dolly und Roger, als sie seiner gewahr wurden, nur das Gesicht verzogen, so rötete sich, freilich aus andern Gründen, die sie einander nur nicht gestanden, das Alicens und Morgans vor erklärlichem Zorn.

Jack setzte sich in den Sattel, ohne auf den kühlen und feindseligen Empfang, den er fand, besonders zu achten. Alle andern folgten seinem Beispiele ohne zu zögern, und in einem Augenblicke war die Karawane zum Aufbruch fertig.

Doch nein, noch nicht vollständig. Einer der Teilnehmer war ganz atemlos geworden bei den oft wiederholten Versuchen, sein Pferd zu besteigen. Vergebens packte er dazu dessen Mähne oder hielt sich am Sattel fest, immer sank er wieder herunter, ein Besiegter in dem ungleichen Kampfe mit der Schwerkraft. Schwitzend und keuchend machte er die unglaublichsten Anstrengungen, sich aufzuschwingen, und dieses hochkomische Schauspiel schien die Zuschauer nicht wenig zu ergötzen.

»So nimm Dich doch zusammen, Papa! mahnte Miß Mary Blockhead mit dem Tone ermutigenden Vorwurfs.

– Ach was, Du, Du hast es gut, antwortete Absyrthus Blockhead mit mürrischer Stimme. Glaubst Du etwa, daß ich von geringem Gewichte bin? Und dazu frage ich Dich, ist das hier vielleicht mein angelernter Beruf? Ich bin doch kein Gardereiter, und habe alle solche Kracken schwer im Magen, das lasse Dir gesagt sein. Frei wie Gold, meine Tochter, frei wie Gold!«

Blockhead setzte dabei entschlossen beide Füße auf den Erdboden und trocknete sich die schweißbedeckte Stirn; auf keinen Fall wollte er neue und unnütze Versuche vornehmen.

Auf einen Wink Morgans kam der Führer dem unbeholfnen Touristen zu Hilfe. Der hißte den Mr. Blockhead aufs Pferd, bis er oben saß. Das war wohl etwas hastig geschehen, denn es fehlte nicht viel daran, daß der Reiter auf der andern Seite wieder hinunterfiel. Diesem Mißgeschicke entging er jedoch, und die Kavalkade konnte endlich in Bewegung kommen.

An der Spitze ritt der Führer, gleich hinter ihm hielten sich Morgan und Alice, und diesen folgten Roger und Dolly. Das dritte Glied wurde von Sir und Lady Hamilton verherrlicht, und im fünften ritt Tigg an der Seite Miß Margarets.

Wenn die Misses Blockhead diesen »Skandal« – wie sie es für sich nannten – auch nicht hatten verhindern können, so hatten sie wenigstens Vorsorge getroffen, die etwaigen Folgen davon abzuschwächen, und sie zernierten zu diesem Zwecke das alles Heilige schändende Paar. Im vierten Gliede drängte Beß sich Saunders als Gesellschafterin auf, und im sechsten tröstete Mary ihren unglücklichen Vater, der sich, mit stieren Augen und die Hände in die Mähne des Pferdes gewickelt, willenlos dahintragen ließ und dem Tage fluchte, an dem er geboren war. Bei dieser Anordnung konnte sich das Paar einer fortwährenden Überwachung nicht entziehen. Vor und hinter ihm schnappten lauschende Ohren seine Worte auf, scharfe Augen würden sich jede Schwäche der – doch ganz unschuldigen – Gegnerin zunutze machen, und dann würden die Schwestern sofort den augenblicklich verlornen Platz wieder besetzen.

Als letzter der Touristen trottete Jack Lindsay schweigend und wie gewöhnlich allein dem kleinen Reiterzuge nach. Von Zeit zu Zeit flog sein Blick über die Reihe seiner Gefährten hin und haftete eine Sekunde auf dem jungen Paare des ersten

Gliedes. Dann leuchteten seine, schnell wieder abgewendeten Augen unheimlich auf.

Morgan erriet diese Blicke, ohne sie selbst zu sehen. Gerade die Mitbewesenheit Jacks war es gewesen, die ihn mit dumpfer Unruhe erfüllte und ihn bestimmt hatte, den jetzt von ihm innegehabten Platz einzunehmen. Wäre Jack Lindsay nicht dagewesen, so würde Morgan sich in das letzte Glied des kleinen Trupps eingereiht haben.

Doch noch ein anderer Grund hatte dafür vorgelegen, daß er sich an die Spitze des Zuges setzte. Ein unklares Gefühl spornte ihn an, den Führer im Auge zu behalten, der ihm ein gewisses Mißtrauen einflößte, wenn dessen Verhalten bisher auch nichts Anstößiges gezeigt hatte. Morgan erkannte an ihm aber etwas Heimtückisches, die Kennzeichen eines zu allem bereiten Burschen, und er hatte beschlossen, ihn streng zu beobachten, um gleich eingreifen zu können, wenn eine Handlung des zeitweilig angeworbenen Dieners im Verlaufe des Ausflugs seine Vermutungen rechtfertigen sollte.

Im übrigen mißbrauchte er in keiner Weise die Lage, in die der Zufall ihn versetzt hatte. Ohne kalt zu erscheinen, sprach er nur das Notwendigste. Eben jetzt hatte er, nach einigen Bemerkungen über das herrliche Wetter, stillgeschwiegen, und Alice unterbrach auch nicht das Schweigen, das nach ihrem Geschmack zu sein schien. Freilich: Morgans Augen, die sich nicht so gebunden fühlten wie seine Zunge, sprachen für diese destomehr und wandten sich immer und immer wieder dem seinen Profile seiner Begleiterin zu.

Trotz dieses Schweigens wuchs die Vertraulichkeit im Grunde ihrer Seelen doch gleichmäßig weiter. In der lauen Morgenluft so Seite an Seite zu reiten und dabei wie unwillkürlich flüchtige Blicke auszutauschen, das empfanden die beiden jungen Leute als ein wohlgsüßes Glück. Ein unkörperlicher Magnet zog ihre Herzen einander näher. Sie

erlernten die wunderbare Sprache des Schweigens, und bei jedem Schritte vernahmen und verstanden sie immer besser die Worte, die sie nicht ausgesprochen hatten.

Schnell durchzog die Gesellschaft den Nordwesten von Las Palmas, das zurzeit noch kaum aufgewacht war. Kaum eine Stunde nach dem Aufbruche trabten die Pferde auf einer der vorzüglichen, von der Stadt ausstrahlenden Straßen hin. Die der man folgte begann wie eine Allee mit zwei Reihen im Grün versteckter Villen. Alle Arten von Pflanzen prangten in üppigem Gedeihen in deren Gärten, wo schlanke Palmen ihr wedelgeschmücktes Haupt hin- und herwiegen.

Auf dem recht belebten Wege kreuzten viele Bauern den Zug der Reisenden. Auf Kamelen hockend, deren Zucht auf den Kanarien überraschend gut geglückt ist, brachten sie die Erzeugnisse ihres Landes in die Stadt. Trotz auffallender Hagerkeit und geringer Größe, aber mit großen dunkeln Augen, die aus einem Gesicht mit regelmäßigen Zügen leuchteten, fehlte es den Leuten nicht an einer gewissen angeborenen Vornehmheit.

Je weiter der Ritt führte, desto mehr zog sich die Kavalkade auseinander. Zwischen den einzelnen Gliedern entstanden verschiedengroße Lücken. Bald trennten wohl zweihundert Meter Alicen und Morgan von Jack Lindsay, der sich noch immer am Ende des Zuges hielt.

Von seinem Platze aus beobachtete dieser das vorderste Paar, und allmählich erfüllte sich da sein Herz mit zunehmendem Grolle. Der Haß hat ja scharfe Augen, und Jack Lindsay haßte gründlich. Nicht eine der kleinen Aufmerksamkeiten Morgans gegen seine Nachbarin entging dem eifrigen Spione. Er faßte im Nu den geringsten Blick auf und verdeutlichte sich dessen instinktive Süßigkeit, ja er erriet fast die Worte der beiden, und nach und nach ging ihm über deren Verhältnisse ein klares Licht auf.

Um seiner selbst willen widmete dieser erbärmliche Dolmetscher also seiner Schwägerin diese zärtliche Fürsorge, und diese schien auch auf den plumpen Köder anzubeißen. Sollte die, die ihm schon fern stand, als ihr Herz noch frei war, jetzt, wo sie einen andern liebte, nicht geradezu zu seiner Feindin werden?

Als er diese Gedanken erwog, wollte er vor Wut fast ersticken. Hatte er durch seine Torheit nicht für den Intriganten, der an seine Stelle getreten war, erst die Kastanien aus dem Feuer geholt? Würde der ebenso leichtes Spiel gehabt haben, wenn er, als er seiner gefährdeten Schwägerin die Hand entgegenstreckte, das Eingreifen eines andern, der eigne Interessen verfolgte, verhindert hätte?

Ja, diesen Rivalen hatte er sich selbst erschaffen, und welchen Rivalen! Unterrichtet von allem, was sich im Curral das Freias zugetragen hatte, war sich Robert Morgan, der sich ihm gegenüber bis zur Drohung hatte hinreißen lassen, seiner Macht über ihn selbstverständlich bewußt.

Daß er diese Drohungen schon wahr gemacht hätte, war jedoch sehr zweifelhaft. Bisher berechtigte Jack in Alice Lindsays Benehmen nichts zu dem Glauben, daß sie jetzt weiter unterrichtet wäre als an dem Tage, wo sich der bewußte Vorgang an jenem Bergstrome abspielte. Was freilich jetzt noch nicht der Fall war, konnte ja später zutreffen, und vielleicht erfuhr Alice in diesem Augenblicke die von ihm so gefürchtete Wahrheit.

Das war eine Gefahr, die wie das Schwert am Faden Jack über dem Kopfe hing, und für diese Gefahr gab es keine andre Abwehr als... die Vernichtung des furchtbaren, einzigen Zeugen.

Leider war Robert Morgan nicht der Mann, mit dem sich so leicht fertig werden läßt. Jack konnte nicht verkennen, daß er im offenen Kampfe mit ihm wenig Aussicht hatte, daraus als

Sieger hervorzugehen. Nein, er mußte anders handeln, und sich mehr auf Hinterlist als auf Kühnheit und Mut verlassen. Doch selbst zu einer versteckten Untat entschlossen, wäre für ihn angesichts der fünfzehn Touristen schwerlich dazu Gelegenheit gewesen.

Jack Lindsay suchte sich also nach und nach ein neues Opfer. Augenblicklich wenigstens sah er von Alice gänzlich ab und wendete seinen Haß ausschließlich Morgan zu. Der war der zweite Zahn in seinem Getriebe. Wohl fühlte er sich schon, wenn auch nur als untätigen Mörder seiner Schwägerin, jetzt aber fing er an, die überlegte Ermordung Morgans zu planen, obwohl er vorläufig den beiden von ihm tödlich gehaßten jungen Leuten gegenüber zur Ohnmacht verurteilt war.

Inzwischen vergaßen diese, von ganz andern Gedanken und Gefühlen erfüllt, seiner gänzlich. Während in ihm die Wut immer mehr kochte, fing in ihren Herzen die Liebe an, immer wärmer zu werden.

Wenn sich der Zug der Ausflügler außerhalb von Las Palmas im ganzen sehr gelockert hatte, so waren doch wenigstens drei Glieder als geschlossenes Peloton beisammen geblieben, und der von allen Seiten belagerte Tigg hätte kein Mittel sehen können, seinen aufmerksamen Wächterinnen zu entschlüpfen. Eine Beute ihres dumpfen Zornes, ließen ihn die Misses Blockhead sich nicht um eine Nasenlänge von sich entfernen. In ihrer Erregung trieb Miß Mary ihr Pferd einmal so an, daß es an das der Miß Margaret anstieß. Da regnete es freilich einige »Passen Sie doch besser auf!« und »Ich bin ja aufmerksam!« mit spitzer Zunge zwischen den beiden Damen, ohne daß dadurch eine Veränderung der gegenseitigen Stellung der Streitenden herbeigeführt wurde.

Die Landschaft, durch die der Spazierritt führte, war recht fruchtbar und gut angebaut. Felder folgten auf Felder, bedeckt mit allen Bodenprodukten Europas und der Tropenzone, vor

allem mit ausgedehnten Anpflanzungen der Nopalpflanze (der Cochenillekakteen).

Wenn die Kanarier nicht gerade begeisterte Bewunderer des Minotaurus' »Fortschritt« waren, so darf das doch nicht wundernehmen. Früher ausschließlich mit dem Anbau des Zuckerrohrs beschäftigt, hatte die Erfindung des Rübenzuckers sie um die Frucht ihrer Mühen betrogen. Unentmutigt bedeckten sie da ihr Land mit Weingärten, sofort überfiel sie aber die Phylloxera, die Geißel, gegen die alle gelehrten Fakultäten noch kein Arzneimittel gefunden haben. Zum dritten Male ruiniert, ersetzten sie die dem Bacchus heilige Rebe mit der Anpflanzung des Nopalkaktus und wurden in kurzer Zeit zu den wichtigsten Lieferanten der kostbaren Insektenfarbe. Die Wissenschaft aber, die ihnen ihr Zuckerrohr geraubt hatte, dieselbe Wissenschaft, die nicht verstanden hatte, sie gegen den mikroskopischen Feind des Weinstockes zu schützen, greift sie sofort bei ihrem neuen Unternehmen herzlos an. Sie wirft die aus dem Anilin abgeleiteten chemischen Farbstoffe auf den Markt und bedroht die unglücklichen Cochenillezüchter mit dem letzten, schon sehr nahen Unheile.

Die Zahl der Wechsel, die ihre Kulturen erlitten haben, zeugen jedenfalls von dem unternehmungsfrohen Geiste der Bewohner. Sicherlich würde auch nichts ihrer geduldigen Arbeit unerreichbar sein, wenn sie nicht mit einer außerordentlichen Trockenheit des Klimas zu kämpfen hätten. In dem von der Sonne ausgedörrten Lande, dem der Himmel oft wochen- und monate-, zuweilen jahrelang keinen Tropfen Regen spendet, wird die Trockenheit zu einer wahren Kalamität. Welch sinnreiche Anstrengungen haben sie gemacht, sich dagegen zu schützen! Ihr gesamtes anbaufähiges Land bedeckt ein Netz von Wasserleitungen, die das ersehnte Naß den Tälern von den Bergeshöhen aus zuführen. Überall

sind neben den Nopalpflanzen und den Aloes kleine Vertiefungen hergestellt, woraus deren breite, fleischige Blätter die Feuchtigkeit der Nacht in Form eines weißen Gelees aufsaugen, das von den ersten Sonnenstrahlen verflüssigt wird.

Gegen acht Uhr gelangte die Kavalkade in ein großes Euphorbiengehölz. Die Straße verlief in gleichbleibender Steigung wie zwischen zwei Hecken dieser stachligen, vielfach verdrehten Gewächse von fremdartigem, unschönem Aussehen, deren Saft ein tödliches Gift bildet. Je höher man aber hinauskam, machte diese *Euphorbia canariensis* der minder widerwärtigen *Euphorbia balsamifera* Platz, deren glänzende, mehr glatte Außenhaut nur eine weniger gefährliche Milch absondert, die bei der geringsten Berührung bis drei Meter weit hinausspritzt.

Eine halbe Stunde später erreichte die Gesellschaft den Gipfel der Caldeira de Bandana, eines ganz runden und zweihundertdreißig Meter tiefen Kraters, auf dessen Grunde sich eine Farm und einige Felder befinden.

Im Vorübergehen wurde dann die Cima de Giramar besucht, ein anderer, aber längst ausgefüllter Krater, der nur noch eine grundlose Esse aufweist, in die die Touristen sich belustigen, Steine zu werfen, welche ein seltsames Echo erweckten, und gegen elf Uhr kamen die Reiter endlich nach Saint-Laurent, einem Flecken mit zweitausend Einwohnern, wo der Führer versicherte, daß hier ein Frühstück zu finden wäre.

Man fand auch ein solches, doch unter der Bedingung, daß man sich nicht wählerisch zeigte. Bei einem großen Reichtum an Früchten fehlt es Saint-Laurent sonst leider an Hilfsquellen anderer Art. Es war ein großes Glück, daß die freie Luft den Appetit der Tischgenossen gehörig geschärft hatte, so daß sie selbst noch dem »Gosio«, der als Hauptgericht paradierte, einigermaßen Geschmack abgewannen. Der Gosio ist eine Art Brei aus Gersten- oder Weizenmehl, der mit Milch verdünnt

genossen wird; er ist ein Nationalgericht, aber ein abscheuliches Vergnügen. Da nun Hunger ja der beste Koch ist, wurde der Brei immerhin ohne Widerspruch verzehrt; nur der nie zu befriedigende Saunders schrieb in sein Notizbuch zur Erinnerung »Gosio« ein. Ihm Gosio vorzusetzen! Nein, das verlangte mindestens hundert Pfund als Schadloshaltung.

Nach beendetem Frühstück stieg die Gesellschaft wieder in den Sattel. Die Marschordnung hatte jedoch einige Veränderung erfahren. Unter anderm zählte eines der Glieder jetzt drei Reiter: Tigg und die beiden aufmerksamen Wächterinnen.

Dank einem klugen Manöver war Miß Margaret Hamilton schimpflich verdrängt worden und ritt von nun an, so wie Absyrthus Blockhead, allein, während ihre siegreichen Rivalinnen sich in ihrem Erfolge sonnten.

Diese Revolution war aber nicht ohne Kampf vorübergegangen. Als Margaret nach Besteigung ihres Pferdes bemerkte, daß ihr voriger Platz schon eingenommen war, konnte sie sich nicht enthalten, dagegen ernstlich Einspruch zu erheben.

»Aber mein Fräulein, sagte sie äußerlich gleichgültig, sich zu den beiden Schwestern wendend, ich glaube, das ist mein Platz!

– Wem von uns erweisen Sie die seltne Ehre.... hatte Miß Beß mit scharfer Stimme angefangen.

... das Wort an uns zu richten, mein Fräulein? vollendete Miß Mary den Satz ebenso spitzig.

– Ihr Platz ist doch nicht...

–... numeriert, meine ich!«

Tigg hatte nichts gehört von dem gedämpften Wortwechsel, und da er also nichts von dem um seinetwillen entbrannten Kriege wußte, ließ er mit gewohnter liebenswürdiger

Nachgiebigkeit mit sich machen, was die andern wollten, zufrieden, doch allemal verhätschelt zu werden.

Noch eine zweite Veränderung war mit der ursprünglichen Reihenfolge der Ausflügler vor sich gegangen.

Jack Lindsay hatte sich von der Nachhut in die Avantgarde versetzt, noch vor seine Schwägerin, die Robert Morgan wie vorher begleitete. Er ritt jetzt neben dem kanarischen Führer, mit dem er ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten schien.

Dieser Umstand erregte schon etwas die Neugier Morgans. Der Führer verstand also englisch? Das Gespräch zog sich in die Länge, und zu Morgans Ungeduld gesellte sich bald eine unbestimmte Unruhe, besonders da es Jack Lindsay, jedenfalls wegen indiskreter Ohren bange, vermied, in nächster Nähe zu bleiben und er sich mit dem Kanarier immer hundert Meter vor den ersten Touristen hielt. Was konnte dieser Passagier, den zu beargwöhnen Morgan alle Ursache hatte, wohl mit dem so beunruhigende Manieren verratenden Eingebornen verabreden? Das war eine Frage, worauf Morgan keine befriedigende Antwort fand.

Er war schon auf dem Punkte, seinen Verdacht seiner Begleiterin mitzuteilen. So wie Jack richtig angenommen hatte, war Morgan aber auch jetzt noch nicht willig, seine Drohung wahr zu machen. Mrs. Lindsay wußte nichts. Er hatte immer gezögert, die junge Frau durch solche Mitteilungen zu beunruhigen, zuzugestehen, daß er in eine so delikate Geschichte eingeweiht war, und im Vertrauen auf die hinreichende Wirksamkeit seiner Überwachung hatte er bisher stillgeschwiegen. Auch jetzt wich er noch einmal davor zurück, das so heikle Thema anzuschneiden, und beschloß nur, desto schärfer zu wachen.

In weniger als drei Stunden kam die Gesellschaft nach Gualdar, der Residenz der alten Könige der Berber an der Nordwestküste der Insel, und nachdem auf dem Rückwege der

kleine Flecken Agaëte passiert worden war, traf sie gegen fünf Uhr in Artenara ein.

Das Dorf Artenara, das sich an den innern Abhang des Kessels von Tejeda in einer zwölfhundert Meter übersteigenden Höhe anschmiegt, ist das höchstgelegene der ganzen Insel. Von hier aus bietet sich eine entzückende Aussicht. Der kreisförmige Platz ohne eine Erdsenkung und ohne einen einzigen Riß in seiner Wand zeigt dem erstaunten Auge seinen elliptischen Umkreis von fünfunddreißig Kilometern, von dem nach der Mitte zu sich Bäche zwischen Ketten von bewaldeten Hügeln hinschlängeln, während sich verschiedene Weiler unter dem Grün verstecken.

Das Dorf selbst ist sehr merkwürdig. Von Kohlenbrennern bevölkert, die, wenn man nicht Ordnung geschaffen hätte, bald die ganze Insel der letzten Reste der Vegetation beraubt hätten, ist Artenara eine Wohnstätte von Troglodyten. Nur der Turm der Kirche ragt hier in die Luft empor, die Wohnungen der Menschen aber sind in der Kesselwand ausgehöhlt. Sie liegen da eine über der andern und erhalten einiges Licht durch leere Öffnungen, die die Rolle der Fenster spielen. Der Fußboden der Wohnungen ist mit Matten bedeckt, worauf sich die Bewohner, um zu essen, niederkauern. Was andre Sitzgelegenheiten und Lagerstätten betrifft, hat die Natur dafür die Kosten tragen müssen, und die findigen Kanarier haben sich darauf beschränkt, diese gleich aus dem Tuffstein auszumeißeln.

Die Nacht in Artenara zuzubringen, davon konnte keine Rede sein, das Unterkommen bei diesen Troglodyten wäre doch gar zu mangelhaft gewesen. Man entschloß sich deshalb also zu einem weitem, einstündigen Marsch und erreichte gegen sechs Uhr endlich Tejeda, einen kleinen Flecken, der dem Kessel seinen Namen verliehen hat.

Es war auch die höchste Zeit. Einige der Touristen konnten nicht mehr; vorzüglich für die drei Blockheads wäre eine Verlängerung des Weges rein unmöglich auszuhalten gewesen. Abwechselnd gelb, grün und weiß aussehend, hätten Miß Mary und Miß Beß geradezu eine Heldenseele haben müssen, die ihnen von ihrer Menschenfreundlichkeit auferlegte Pflicht noch weiter zu erfüllen. Wie viele schmerzliche Aufschreie hatten sie schon ersticken müssen bei den Stößen, die sie von ihren Reittieren erlitten! Doch welchen Seufzer der Erleichterung ließen sie vernehmen, als der Hafen, d. h. die Herberge, endlich erreicht war, deren Wirt die ungewöhnliche Menge von Gästen höchst bestürzt anstarrte.

Ja, es war eine Herberge. nichts andres als eine solche, wohin der kanarische Führer den Zug der Touristen gebracht hatte. Da sie ihm genügte, mochte er geglaubt haben, daß sie auch den andern genügen müßte, und er begriff gar nicht die mürrischen Gesichter, die sein Signal zum Anhalten beantworteten. Jedenfalls war es aber zu spät, etwas dagegen zu tun. Da es in Tejeda nichts Besseres als diese Herberge gab, mußte man wohl oder übel damit zufrieden sein.

So manches war hier aber noch schlimmer als der äußere Schein. Die fünfzehn Touristen bekamen zwar zu essen, doch wieder nur einen abscheulichen Gosio; nochmals die Veranlassung zu einer neuen Anmerkung im Notizbuche des Mr. Saunders.

Wenn es nun mit Aufbietung alles Scharfsinns auch gelang, für die Damen ein halbwegs annehmbares Unterkommen zu finden, so mußten sich doch die Herren, in Mäntel, Decken, selbst in Säcke eingehüllt, mit dem Fußboden der Stuben oder auch mit dem Grase unter freiem Himmel als Lagerstätten abzufinden suchen.

Wohl ist das Klima der Kanarischen Inseln sehr mild, dennoch herrscht bei Sonnenaufgang hier stets eine gewisse

Morgenfrische, bei der man sich recht leicht einen Rheumatismus holen kann. Dem Sir Hamilton sollte die Kenntnis dieses geographischen Details nicht vorenthalten bleiben: gegen Morgen erwachte er mit heftigen Gelenkschmerzen, so daß er sich tüchtig frottieren mußte, was nun freilich nicht ohne greuliche Verwünschungen des niederträchtigen Thompson abging, dem er all dieses Ungemach verdankte.

Saunders betrachtete ihn inzwischen mit neidischem Blicke: er hätte sich selbst so gern der gleichen Beschäftigung hingegeben. Was hätte er nicht darum gegeben, jetzt am eignen Leibe einen anomalen Schmerz zu empfinden! Wie gut würde er das später gegen Thompson ausgenützt haben! Und Saunders untersuchte seine Gelenke, ließ sie knacken, bog sie hin und her und verrenkte sich so viel er konnte. Vergebliche Mühe. Seinem gleich einer Kette knotigen Körper konnte, wie er sich griesgrämig zugestehen mußte, jenes Übel nun einmal nichts anhaben. Immerhin unterließ er es nicht, seinem Notizbuche eine Bemerkung betreffs des Leidens seines Gefährten einzuverleiben.

Rheumatismus hatte er zwar nicht, er hätte ihn sich aber doch zuziehen können, da das ja beim Baronet der Fall gewesen war, und er meinte, daß die Gefahr, die auch ihn bedroht hatte, im Munde eines vigilanten Advokaten nicht zu verachten sein könnte.

Die Misses Blockhead hatten zwar recht warm geschlafen, und dennoch schienen sie am folgenden Morgen recht krank zu sein. Mit steifen Gliedern und schmerzvoll verzogtem Munde bewegten sie sich nur sehr langsam dahin und stützten sich dabei an alles, was ihnen zur Hand war, an Möbel, Mauern oder Personen. Tigg, der sich zuerst nach ihrem Befinden erkundigte, erkannte auf den ersten Blick, daß die Misses Blockhead an... Hüftweh litten.

Der Aufbruch konnte jedoch nicht verschoben werden. Die beiden Opfer der Barmherzigkeit wurden mit Ach und Krach und trotz ihrer herzerreißenden Seufzer in den Sattel bugsiert, und dann setzte sich die ganze Karawane in Bewegung.

Da machte Morgan eine merkwürdige Beobachtung. Während die andern Pferde der Gesellschaft sorgfältig gebürstet und gestriegelt und durch die Nachtruhe von der Anstrengung des vorigen Tages vollkommen erholt aussahen, schienen die des eingebornen Führers und Jack Lindsays im Gegenteil vor Ermüdung ganz erschlaft zu sein.

Wenn man das Gemisch von Staub und Schweiß auf ihrem Felle sah, hätte man wohl darauf geschworen, daß sie in der Nacht einen langen Weg in schneller Gangart zurückgelegt haben mußten.

Da sich das aber ohne eine unmittelbare Frage nicht nachweisen ließ, behielt Morgan den plötzlich vor ihm aufgetauchten Verdacht für sich.

Wenn Jack Lindsay übrigens mit dem Führer irgendwelches Komplott geschmiedet hatte, war es doch zu spät, dem wirksam entgegenzutreten. Die beiden vermeintlichen Komplizen hatten einander nichts mehr zu sagen. Während der eine an der Spitze des Zuges auf seinem Posten blieb, hatte der andre seinen frühern Platz wieder an dessen Ende eingenommen.

Er bildete hier aber nicht die Nachhut, denn Mr. Absyrthus Blockhead und seine angenehmen Töchter ritten noch hinter ihm.

Die Misses Blockhead befanden sich hier in grausamer Lage. Während die Nächstenliebe sie nach weiter vorn trieb, zwangen sie stehende Schmerzen, ihre Gangart mehr und mehr zu verlangsamen. Trotz Aufwandes aller Energie, entzog sich Tigg nach und nach ihrer mangelhaften Überwachung, und bald mußten die beiden Schwestern, jetzt hundert Meter hinter

den letzten Touristen, wo sie sich krampfhaft am Sattelknopf festhielten, die Wahrnehmung machen, daß ihre verhaßte Rivalin ihnen den Rang abgelaufen hatte.

Da die kleine Truppe frühzeitig aufgebrochen war, erreichte sie auch noch zeitig den Abgrund von Tirjana. Der Weg dringt durch einen engen Spalt der westlichen Wand in diesen alten Krater ein und führt mit vielen Windungen an der östlichen Wand wieder hinauf.

Schon längere Zeit klotzen die Reiter unter großen Beschwerden bergauf, als sich der Weg gabelförmig teilte und in zwei fast parallelen Richtungen, einen sehr spitzen Winkel bildend, weiter verlief.

Alice und Morgan, die das erste Glied des Zuges bildeten, parierten ihre Pferde und sahen sich nach dem eingebornen Führer um.

Der Führer war verschwunden.

In kürzester Zeit hatten sich alle Touristen an der Weggabelung versammelt, wo sie in lärmender Gruppe erregt den auffälligen Zwischenfall erörterten.

Während seine Begleiter aber viele Worte machten, dachte Morgan schweigend über die Sache nach. Bildete dieses Verschwinden nicht den Anfang des von ihm geahnten Komplotts? Von weitem beobachtete er Jack Lindsay, der aber die Verwunderung der andern aufrichtig zu teilen schien. Nichts in seiner Haltung war geeignet, den Verdacht zu bestärken, der im Innern des Dolmetschers der »Seamew« immer deutlicher aufstieg.

Jedenfalls mußte dieser, bevor er ein Wort äußerte, dennoch warten. Die Abwesenheit des Führers konnte ja auch einen weit unschuldigen Grund haben, und vielleicht kam der Mann ganz ruhig zurück.

Es verging aber eine halbe Stunde, ohne daß er sich wieder blicken ließ, und die Touristen sangen allgemach an,

ungeduldig zu werden. Was zum Teufel, sie könnten doch hier auf der Stelle nicht wie angewurzelt stehen bleiben! Bei der vorhandenen Ungewißheit galt es nur, sich für einen der beiden Wege zu entscheiden.

»Vielleicht, meinte Jack Lindsay – er hatte seine Gründe dafür – möchte es sich empfehlen, daß einer von uns etwa tausend Meter auf einem der Wege hinausritte, wodurch wir über dessen Hauptrichtung aufgeklärt würden. Die übrigen könnten hier bleiben und den Führer abwarten, der ja jedenfalls noch wiederkommen kann.

– Sie haben recht, stimmte ihm Morgan, dem natürlich die Rolle des Plänklers zufiel, mit einem forschenden Blicke auf Jack Lindsay zu. Welchen Weg glauben Sie, daß ich einschlagen sollte?«

Jack lehnte die Entscheidung hierüber mit einer Handbewegung ab.

»Vielleicht den hier? fragte ihn Robert weiter, indem er nach dem rechts verlaufenden Wege wies.

– Ganz wie Sie denken, erwiderte Jack gleichgültig.

– Gut, so mag der es sein.« erklärte Morgan, während Jack die Augen abwendete, worin gegen seinen Willen ein freudiger Blick aufleuchtete.

Ehe er sich aufmachte, nahm Morgan jedoch seinen Landsmann Roger de Sorgues beiseite und empfahl ihm die größte Aufmerksamkeit.

»Gewisse Tatsachen, sagte er der Hauptsache nach zu ihm, und vor allem das unerklärliche Verschwinden des Führers, lassen mich einen Hinterhalt befürchten. Seien Sie also sorglich auf der Hut.

– Nun, aber Sie selbst? entgegnete Roger.

– O, erwiderte Morgan, wenn hier ein Überfall geplant sein sollte, würde er schwerlich mir gelten. Übrigens werde ich mich schon in acht nehmen.«

Nach dieser mit gedämpfter Stimme erteilten Empfehlung ritt Morgan auf der von ihm selbst gewählten Straße davon, und die Touristen blieben wartend zurück.

Die ersten zehn Minuten vergingen ihnen schnell genug; es bedurfte doch immer einiger Zeit, den Weg einen Kilometer weit auf trabendem Pferde zu untersuchen.

Die nächsten zehn Minuten kamen ihnen schon weit länger vor, und mit jeder erschien das Ausbleiben Morgans immer auffallender. Bei der zwanzigsten konnte sich Roger nicht mehr halten.

»Wir können unmöglich noch länger warten, erklärte er bestimmt. Das Verschwinden des Führers deutet mir auf nichts Gutes, und ich bin überzeugt, daß Herrn Morgan irgend etwas zugestoßen ist. Ich wenigstens, ich werde ihm ohne Zögern entgegengehen.

– Wir gehen mit Ihnen, m eine Schwester und ich, sagte Alice mit fester Stimme.

– Wir gehen alle mit!« erschallte es da einstimmig aus dem Kreise der Touristen.

Was er auch darüber denken mochte, Jack Lindsay erhob gegen dieses Vorhaben doch keinen Einspruch, und wie die andern, trieb er sein Pferd zu schnellem Gange an.

Der Weg, dem die kleine Kavalkade folgte, zog sich zwischen zwei lotrecht herabfallenden Kalksteinmauern hin.

»Zum Kehlabschneiden wie geschaffen!« murrte Roger zwischen den Zähnen.

Immerhin zeigte sich bis jetzt nichts Auffallendes. In fünf Minuten legte die Gesellschaft einen Kilometer zurück, ohne dabei einem lebenden Wesen zu begegnen.

Bei einer Biegung des Weges machten die Touristen plötzlich Halt. Ein dumpfes Getöse, ähnlich dem Murmeln einer Menschenmenge schlug ihnen ans Ohr.

»Beeilen wir uns! Schnell... schnell!« rief Roger, sein Pferd in Galopp setzend.

In wenigen Sekunden gelangte der Reitertrupp an den Eingang eines Dorfes, aus dem der Lärm herauströnte, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Das war aber wirklich ein sonderbares Dorf, denn es bestand nicht aus Häusern. Es war eine zweite Auflage von Artenara. Seine Einwohner hausten in den gleichen Kalksteinmauern wie die, die den Weg begrenzten. Augenblicklich waren diese Troglotydenwohnungen leer. Die ganze, nur aus tiefdunklen Negern bestehende Bevölkerung war auf der Straße zusammengeströmt und drängte sich unter unglaublichem Wutgeschrei umher.

Das Dorf war offenbar in Aufruhr. Doch warum? Die Touristen legten sich diese Frage gar nicht vor, ihre Aufmerksamkeit wurde vollständig durch das unerwartete Schauspiel gefesselt, das sich ihren Blicken darbot.

Kaum fünfzig Meter von ihnen entfernt, sahen sie Morgan, auf den sich die allgemeine Wut zu entladen schien. Mit dem Rücken gegen die zum Bienenstocke verwandelten Felsmauern gelehnt, stand Morgan und verteidigte sich, so gut er konnte, wobei er sein Pferd als Deckung benutzte. Das ermattete Tier bäumte sich wütend, und die Hufschläge, die es nach allen Seiten austeilte, hielten einen breiten Raum um seinen Herrn frei.

Im Besitz von Schußwaffen schienen die Neger nicht zu sein. Als die Touristen aber auf dem Schauplatze des ungleichen Kampfes eintrafen, neigte sich dieser doch schon dem Ende zu, Robert Morgan wurde sichtlich schwächer. Nachdem er seinen Revolver abgefeuert und sich damit von zwei jetzt auf der Erde liegenden Negern befreit hatte, besaß er zur Verteidigung keine andre Waffe mehr als seine Reitpeitsche, deren schwerer Knopf ihm bisher genügt hatte sich zu schützen. Doch von drei Seiten

gleichzeitig angegriffen, von einem Knäuel von Männern, Frauen und Kindern gesteinigt, war es zweifelhaft, ob er noch länger Widerstand leisten könnte. Schon hatte ein wohlgezielter Wurf ihn getroffen. Von der Stirne rieselte ihm Blut hernieder.

Die Ankunft der Touristen brachte ihm jetzt zwar Hilfe, doch noch keine Rettung. Zwischen diesen und Morgan wälzten sich heulend und schreiend gegen hundert Neger so aufgeregt durcheinander, daß sie die eben gekommene Truppe gar nicht bemerkt hatten.

Roger rief da, wie vor einem Regiment, alle auf jede Gefahr hin zum Angriff. Einer seiner Gefährten kam ihm jedoch zuvor.

Plötzlich stürmte aus den letzten Reihen der Ausflügler ein Reiter hervor und wie ein Blitz unter die gedrängt stehenden Neger.

Als er vorüberflog, hatten die Touristen in ihm verblüfft Mr. Blockhead erkannt, der totenbleich und mit kläglichem Angstgeschrei sich am Halse seines vor dem Lärme der Neger scheuenden Pferdes anklammerte.

Auf sein Geschrei antworteten die Neger mit Schreckensrufen. Das scheue Pferd galoppierte und sprang wie rasend in den Haufen mitten hinein und trat, wo es hinkam, alles mit den Hufen. In einem Augenblick war die Straße frei.

Alle noch unverwundeten Neger hatten, vor diesem Kriegsungewitter flüchtend, in ihren Wohnungen Schutz gesucht.

Doch nicht alle: einer von ihnen war zurückgeblieben.

Der allein, ein wahrer Riese von herkulischem Körperbau, stand mitten auf dem Wege und schien die Panik seiner Mitbürger ganz zu verachten. Fest auf den Füßen stehend, hielt er vor Morgan stolz eine Art altmodischer Flinte, ein

spanisches Tromblon in der Hand, das er seit einer Viertelstunde bis zur Laufmündung mit Pulver füllte.

Die alte Donnerbüchse, die jedenfalls in den Händen des Negers zerplatzen mußte, nahm er dann an die Schulter und schritt auf Morgan zu.

Roger, dem seine Gefährten folgten, war nach dem durch die glänzende Fantasia des schätzbaren Ehren-Krämers geleerten Platz geeilt, doch war es ungewiß, ob er noch rechtzeitig ans Ziel gelangen würde, den drohenden Schuß zu verhindern.

Glücklicherweise wurde er von einem Helden überholt: von Mr. Absyrthus Blockhead auf seinem tollen Pferde.

Urplötzlich befand sich dieses kaum noch zwei Schritte von dem riesigen Neger entfernt, der noch immer von der ungewohnten Handhabung seiner antiken Flinte in Anspruch genommen war. Vor diesem unvorhergesehenen Hindernis stutzte das Pferd, das sich auf seine vier Beine fallen ließ und auf der Stelle liegen blieb.

Mr. Absyrthus Blockhead dagegen setzte seine Bewegung noch weiter fort. Von seiner Hitze hingerissen und – man kann es nicht verschweigen – wohl auch ein wenig infolge der angenommenen Schnelligkeit, ließ er den Hals seines edlen Renners los und flog in herrlichem, gut berechnetem Bogen einem Geschosse gleich dem Neger mitten gegen die Brust.

Projektile und Bombardierter rollen zusammen über den Boden hin.

Gleichzeitig kamen nun aber auch Roger und seine Gefährten auf dem Platze des denkwürdigen Gefechtes an.

Im Handumdrehen wurde Blockhead emporgerissen und quer über einen Sattel geworfen, während ein anderer Tourist sich des Pferdes des abgeworfenen Reiters bemächtigte. Als Morgan auch das seinige bestiegen hatte, entwich die kleine Truppe Europäer im Galopp aus dem Negerdorfe an der entgegengesetzten Seite von der, wo sie hereingekommen war.

Kaum eine Minute, nachdem sie den so arg bedrängten Robert Morgan zuerst gewahr geworden waren, befanden sich alle in Sicherheit. Ja, diese kurze Zeit hatte für Blockhead genügt, seinen Namen in der Geschichte der Kavallerie zu verewigen, ein neues Wurfgeschloß zu erfinden und einen seiner Nächsten zu retten. Augenblicklich schien der tapfere Krieger allerdings nicht in bester Verfassung zu sein. Eine heftige Gehirnerschütterung hatte ihm das Bewußtsein geraubt, das lange gar nicht wiederkommen wollte.

Sobald man sich weit genug von dem Negerdörfchen entfernt hatte, um keinen erneuten Angriff befürchten zu brauchen, stiegen alle ab, und nun genügten einige naßkalte Umschläge, den ohnmächtigen Blockhead wieder zu sich zu bringen. Bald erklärte sich dieser auch zum Aufbrechen bereit.

Vorher mußte er jedoch noch den Dank Morgans hinnehmen, von dem der schätzbare Ehren-Krieger – jedenfalls aus übertriebener Bescheidenheit – nichts zu begreifen schien.

Die Pferde im Schritt, umkreiste darauf die Gesellschaft eine Stunde lang den Zentralpico der Insel, den Pozzo de la Nieve oder Schneebrunnen, so genannt nach den Eisgruben, die die Kanariern an seinen Abhängen angelegt haben; dann führte der Weg über ein unebnes Plateau mit vielen kleinen Spitzbergen, den »Rocs« in der Sprache des Landes. Später ging der Ritt zwischen dem von Saucillo del Hublo, einem Monolithen von hundertzwanzig Metern, und denen von Rentaigo und von La Cuimbre hin.

Ob ein Überbleibsel von der durch die Neger verursachten Aufregung oder nur eine Folge der Müdigkeit, jedenfalls wurden beim Passieren dieses Plateaus nur sehr wenige Worte gewechselt. Die meisten Touristen ritten gänzlich schweigend und fast in der frühern Ordnung wie beim Aufbruche dahin. Nur einzelne Glieder zeigten eine leichte Veränderung; einerseits hatte sich Saunders dem tapfern Blockhead zugesellt,

und andererseits ritt Morgan jetzt mit Roger zusammen, während Alice und Dolly das zweite Glied bildeten.

Die beiden Franzosen sprachen von dem unbegreiflichen Vorfall, der einem von ihnen beinahe das Leben gekostet hätte.

»Sie hatten völlig recht, sagte Roger, einen Hinterhalt zu vermuten, nur daß dabei die Gefahr vor uns, aber nicht hinter uns lag.

– Das ist ja richtig, antwortete Morgan. Konnte ich aber ahnen, daß man es damit auf meine Wenigkeit abgesehen hatte? Übrigens bin ich überzeugt, daß hier nur ein Zufall sein Spiel getrieben hat und daß Sie denselben Empfang gefunden hätten, wenn Sie zuerst in das Dorf der schwarzbraunen Kerle gekommen wären.

– Wie kommt denn, fragte Roger, überhaupt diese Ansiedlung von Schwarzen hier mitten in ein Land der weißen Rasse?

– Das ist, erklärte ihm Morgan, eine alte Republik entlaufener Neger. Heutzutage, wo die Sklaverei in jedem von einer zivilisierten Regierung abhängigen Lande abgeschafft ist, hat diese Republik das Recht auf ihre Existenz ja gänzlich verloren. Die Neger aber haben harte Köpfe, und die Nachkommen der ersten Ansiedler beharren noch immer bei den Sitten ihrer Vorfahren. Sie leben, tief in ihren wilden Höhlen vergraben, von aller Welt fast völlig abgeschieden und zeigen sich manchmal ein ganzes Jahr lang nicht in den nahegelegenen Städten.

– Und gastfrei sind sie gerade auch nicht, bemerkte Roger lachend. Was, zum Kuckuck, können Sie ihnen denn angetan haben, die Burschen in solche Wut zu bringen?

– Nicht das geringste, versicherte Morgan. Sie mochten wohl schon erhitzte Köpfe haben, als ich in ihr Dorf kam.

– Doch aus welchem Grunde?

– Das haben Sie mir zwar nicht anvertraut, ich konnte es aber leicht aus den verletzenden Worten erraten, die sie mir gegenüber gebrauchten. Um ihre Gründe zu verstehen, muß man wissen, daß sehr viele Kanarier mit scheelem Auge die Fremden ansehen, die jährlich in zunehmender Menge zu ihnen kommen. Sie behaupten, daß von allen diesen Kranken mehr oder weniger von ihrer Krankheit auf den Inseln zurückbleibe und der Aufenthalt hier dadurch immer gesundheitsschädlicher werde. Die braunen Burschen meinten nun jedenfalls, wir wären in ihr Dorf mit der Absicht gekommen, daselbst ein Hospital, und zwar eines für Lepröse und für Schwindsüchtige, zu errichten.

– Ein Hospital! rief Roger. Wie konnten ihre Krausköpfe denn nur auf einen so hirnerkrankten Gedanken kommen?

– Den wird ihnen einer zugerant haben, antwortete Morgan, und da können Sie sich wohl die Wirkungen auf die mit solchen Vorurteilen vollgepfropften kindlichen Gehirne vorstellen.

– Irgendeiner? wiederholte Roger. Wen haben Sie da im Verdacht?

– Den Führer, sagte der Dolmetscher.

– Was sollte den aber dazu angespornt haben?

– Die Habgier, das versteht sich fast von selbst. Der Bursche rechnete darauf, sich wenigstens eines Teils unsrer Habseligkeiten zu bemächtigen.«

Diese Erklärung war ja recht annehmbar und jedenfalls war die Geschichte auch in der vermuteten Weise angezettelt worden. »Im Laufe der letzten Nacht wird der Führer uns diese Falle vorbereitet und die leicht erregbaren und leicht zu überlistenden Gehirne der Neger in Aufregung versetzt haben.«

Robert verschwieg noch den Anteil, den Jack Lindsay zweifellos an dem Komplote hatte, wenn dieser dabei auch ein ganz andres Ziel als eine Beraubung verfolgte. Bei näherer

Überlegung hatte sich Morgan aber vorgenommen, noch nichts von seinem Verdachte gegen den Amerikaner verlauten zu lassen. Zu einer solchen Beschuldigung bedurfte es der Beweise, und die fehlten ihm ja, trotz seiner so begründeten Vermutungen. Da der Führer aber nicht zur Stelle war, sah er sich außerstande, materielle Beweise zu beschaffen. Es erschien ihm deshalb richtiger, über das ganze Abenteuer vorläufig noch zu schweigen.

Selbst im andern Falle würde er es jedoch ebenso gehalten haben. Auch dann hätte er es vorgezogen, den auf ihn gerichteten Überfall lieber unbestraft zu lassen, als eine Rache zu üben, die in gleicher Weise Mrs. Lindsay wie den wirklichen Urheber der Schandtat treffen mußte.

Während die beiden Franzosen diese interessante Frage erörterten, hatte sich Saunders des unschuldigen Blockheads bemächtigt.

»Mein Kompliment, verehrter Herr!« begann er, nachdem sich alle kaum einige Augenblicke in Bewegung gesetzt hatten.

Blockhead blieb stumm wie das Grab.

»Das war ja ein verteufelter Satz durch die Luft!« rief Saunders mit gutmütigem Spotte.

Blockhead schwieg noch immer. Saunders näherte sich mit um so größerem Interesse weiter.

»So sprechen Sie doch, werter Herr. Wie befinden Sie sich jetzt?

– Ich?... Sehr schlecht! seufzte Blockhead.

– Ja ja, das glaube ich. Ihr Kopf...

– O nein, nicht der Kopf.

– Wo fehlt es Ihnen denn anders?

– An der andern Seite, jammerte Blockhead, der mit dem Bauche fast auf seinem Pferde lag.

– An der andern Seite? wiederholte Saunders. Aha, weiß schon, weiß schon, setzte er verständnisvoll hinzu, das ist ja ganz dasselbe.

– Nein, gewiß nicht! murmelte Blockhead.

– Sapperment, fuhr Saunders auf, kommt nicht alles auf einen Fehler der Agentur Thompson hinaus? Wenn wir statt unser fünfzehn hundert gewesen wären, würde es da jemand eingefallen sein, uns anzugreifen, und hätten Sie zum Beispiel Ihre Kopfschmerzen? Wenn wir, statt zu Pferde zu sein, die uns durch das vermaledeite Programm zugesagten Träger gehabt hätten, würden Sie da... an... einer andern Stelle zu leiden haben? Ich begreife sehr gut, daß Sie entrüstet, daß Sie wütend sind über...«

Blockhead fand die Kraft zu einem Proteste.

»Im Gegenteil: entzückt bin ich, lieber Herr, sagen Sie entzückt! Ja, das bin ich! murmelte er mit kläglichlicher Stimme.

– Entzückt! wiederholte Saunders verblüfft.

– Ja freilich, bester Herr, entzückt, versicherte Blockhead jetzt nachdrücklicher. Will einer Pferde haben... da sind sie, und Inseln mit waschechten Negern... Das ist etwas Außerordentliches, lieber Herr, etwas unbedingt Außerordentliches!«

In seiner überschwenglichen Bewunderung vergaß Blockhead alle seine blauen Flecke. Er erhob sich unklugerweise in seinem Sattel und streckte feierlich die eine Hand aus.

»Echt wie Gold, verehrter Herr, Blockhead ist echt wie Gold!... Au!« schrie er dann gleich auf, indem er glatt auf den Leib zurücksank, da ihn ein lebhafter Stich an seinen tatsächlichen Zustand erinnerte, während Saunders sich von dem unbelehrbaren Optimisten zurückzog.

Gegen elf Uhr kam man in eines der Dörfer, die sich zwischen den Vorbergen der Cuimbre eingenistet haben.

Plaudernd zog der kleine Trupp hindurch, als der Weg auf einem beschränkten offenen Platz mündete, der keinen andern Ausgang hatte als den, durch den er hereingekommen war. Etwas in Verlegenheit, machte die Kavalkade Halt.

Hier mußte vor zwei Stunden bei der Gabelung der Straße unbedingt ein Irrtum untergelaufen sein, und es blieb nun nichts andres übrig, als umzukehren.

Morgan wollte sich jedoch vorher bei den Dorfbewohnern näher erkundigen. Da entstand aber eine neue Schwierigkeit. Das Spanisch Morgans erschien den befragten Bauern unverständlich, während deren Spanisch wieder Morgan ein Geheimnis blieb. Dieser zeigte sich darüber nicht weiter verwundert, da ihm die unglaubliche Verschiedenheit der Dialekte im Innern der Inseln bekannt war.

Mit Hilfe belebter Pantomimen und der Wiederholung des Wortes »Tedde«, des Namens der Stadt, wohin man sich begeben und wo man ein Frühstück einnehmen wollte, gelang es Morgan schließlich doch, ein befriedigendes Ergebnis zu erreichen. Der betreffende Eingeborne schlug sich an die Stirn, zum Zeichen, daß er verstanden hatte, worum es sich handelte, rief dann einen Jungen herbei und schärfte ihm, wie es schien, genaue Instruktionen ein, dann deutete er dem Reitertrupp an, dem neuen Führer zu folgen.

Zwei Stunden lang ritt die Gesellschaft hinter dem Jungen her, der leise ein Liedchen vor sich hinpfiff. Dabei ging es hier einen Weg hinauf, einen andern wieder hinunter, gelegentlich quer über eine Straße weg, später wieder auf einem Landwege weiter, und das, ohne ein Ende zu nehmen. Dennoch hätte man eigentlich schon längst am Bestimmungsorte eingetroffen sein müssen. Morgan, der sich das nicht erklären konnte, wollte nun um jeden Preis eine Erklärung aus dem jungen Führer herauslocken, als dieser – man kam eben auf eine neue Straße – fröhlich seine Mütze schwenkte und nach Süden hin wies, dann

aber schnell auf einen Fußweg einbog und im Handumdrehen verschwand.

Die Touristen wußten gar nicht, woran sie waren. Was, zum Teufel, mochte der kanarische Bauer wohl verstanden haben? Doch gleichviel, hier half kein Klagen. Sie mußten weitertröten, und taten das auch, doch nicht nach Süden, sondern nach Norden zu, in der einzigen Richtung, in der sie glaubten, auf Tedde treffen zu müssen.

Es verflossen jedoch Stunden, ohne daß sich der Kirchturm des Marktfleckens den Blicken der erschöpften und hungrigen Reisenden zeigte. Der Tag senkte sich schon zur Neige, und noch immer setzten sie ihren traurigen Marsch gleichmäßig weiter fort. Die Misses Blockhead wurden von allen bedauert. Den Hals ihres Pferdes umklammernd, ließen sie sich forttragen, ohne auch nur die Kraft zu einem Seufzer zu haben.

Gegen sechs Uhr sprachen die mutigsten Touristen schon davon, auf weitere Versuche zu verzichten und unter freiem Himmel zu nächtigen, als einzelne Häuser sichtbar wurden. Sofort trieb man die Pferde mehr an. Welche Überraschung! Vor ihnen lag Las Palmas! Nach einem schnellen Ritt durch die Stadt, kamen sie eine Stunde später auf die »Seamew«, ohne je zu begreifen, wie sie hierher gekommen waren.

Die Reisenden nahmen eiligst ihre Plätze an der Tafel ein, wo eben das Abendessen – die Hauptmahlzeit – aufgetragen wurde, und verzehrten gierig ihre Suppe. Leider herrschten die Grundsätze, nach denen seit zwei Tagen alle Speisen auf der »Seamew« zubereitet wurden, auch noch heute, und die Mahlzeit erwies sich sehr unzureichend für ihren ausgehungerten Magen.

Dieses Ungemach wurde noch leichten Herzens hingenommen; weit gewichtiger waren ja andre Dinge. Wie stand es mit der Reparatur der Maschine? Vollendet war diese gewiß noch nicht, das Geräusch von Hammerschlägen bewies

das deutlich genug. Überall drang er hin, der infernalische Lärm, in den Speisesalon, wo er die Unterhaltung empfindlich störte, und in die Kabinen, aus denen er den Schlaf vertrieb. Die ganze Nacht dauerte das Hämmern an und brachte die Passagiere rein zur Verzweiflung.

Bei seiner Müdigkeit gelang es Morgan doch, endlich einzuschlummern. Um fünf Uhr früh weckte ihn die herrschende Stille wieder auf. An Bord des Dampfers war alles ruhig.

Morgan kleidete sich schnellstens an und begab sich nach dem noch leeren Deck. Unter dem Spardeck standen der Kapitän Pip und der Maschinenmeister Bishop miteinander im Gespräch. Morgan wollte auf sie zutreten, um sich zu erkundigen, wie es nun mit dem Schiffe stehe, da drang ihm aber die Stimme des Kapitäns bis ans Ohr.

»Sind Sie mit allem fertig, Bishop? fragte er.

– Jawohl, Herr Kapitän, bestätigte dieser.

– Und auch mit Ihren Reparaturen zufrieden?

– Vollkommen! versicherte Mr. Bishop.«

Jetzt folgte eine Pause... Dann fuhr der Maschinenmeister fort:

»Artimon würde Ihnen, Herr Kapitän, sagen, daß man aus etwas Altem unmöglich etwas Neues machen kann.

– Ja freilich, gab der Kapitän zu. Wir können aber doch wohl abfahren, hoffe ich?

– Gewiß, Herr Kapitän, antwortete Mr. Bishop, ob aber auch ankommen...?«

Wiederum schwiegen beide, länger als das vorige Mal. Als Robert sich mehr vorneigte, sah er den Kapitän auf fürchterliche Weise schielen, wie er's immer tat, wenn ihn irgendetwas erregte. Dann kniff er sich in die Nase und sagte, die Hand des ersten Maschinisten ergreifend:

»Na, das wird eine schöne Geschichte, lieber Bishop«, und damit verabschiedete er sich feierlich von dem Deckoffizier.

Morgan hielt es für nutzlos, die bösen Voraussagen, die er unbemerkt von den beiden Seeleuten mit angehört hatte, den Passagieren mitzuteilen. Die Nachricht wegen der Abfahrt brauchte er nicht erst zu verbreiten. Die Rauchwolken, die kurz darauf aus dem Schornstein emporwirbelten, sagten das schon selbst.

Es bedurfte nichts andren als der Gewißheit baldiger Abfahrt, den General-Unternehmer vor dem siedenden Unwillen seiner Passagiere zu retten, vor einem Unwillen, der durch ein wahrhaft erbärmliches erstes Frühstück jetzt nur noch gesteigert war. Dennoch protestierte niemand dagegen. Man begnügte sich, den schuldigen Direktor der Agentur unter strenger Quarantäne zu halten. Alle Gesichter heiterten sich auf, als man gegen Ende des Frühstücks die ersten Kommandos zum Abfahren hörte, die auf ein erträglicheres Mittagmahl zu hoffen erlaubten.

Fünftes Kapitel

Auf dem Gipfel des Teyde

Etwa fünfzig Seemeilen trennen Las Palmas von Santa-Cruz. Die »Seamew«, die jetzt wieder ihre normale Geschwindigkeit von zwölfundeinhalb Knoten entwickelte, legte diese Strecke binnen vier Stunden zurück. Gegen halb vier ankerte sie im Hafen von Teneriffa.

Zwischen dieser, an Bedeutung mit Las Palmas rivalisierenden Stadt und Europa findet eine häufige und leichte Verbindung statt. Zahlreiche Dampferlinien verbinden sie mit Liverpool, Hamburg, Havre, Marseille und Genua, ohne eine hier etablierte Gesellschaft zu zählen, die einen halbmonatlichen Verkehr zwischen den verschiedenen Inseln des Archipels vermittelt.

Amphitheatralisch an einem Gürtel von Bergen gelegen, bietet Santa-Cruz einen bezaubernden Anblick und kann in dieser Beziehung den Vergleich mit Las Palmas aushalten.

Seine Schönheit genügte jedoch nicht, die Gleichgültigkeit der Passagiere zu überwinden. Im Verlaufe der Fahrt hatten sie nur flüchtige Blicke auf die großartige und wilde Küstenlandschaft mit ihren nackten Felsen geworfen, auf die die »Seamew« zusteuerte. Im Hafen begnügten sich die meisten von ihnen, das Land oberflächlich zu betrachten, damit war ihre Neugierde schon befriedigt.

Was kümmerte sie das gewiß prächtige Bild, das ihnen durch die Gewohnheit banal geworden war? Was die ohne Zweifel hübsche Stadt, die doch ebenso gewiß den schon besuchten wie

ein Ei dem andern glich? Sie interessierten sich hier höchstens für den Pic von Teyde, der mehr unter dem Namen Pic von Teneriffa bekannt ist, und dessen Besteigung das Programm als einen Glanzpunkt der großen Reise in Aussicht nahm. Das war wenigstens etwas Neues und Originelles! Schon die nahe Aussicht auf einen solchen Ausflug ließ die Aktien Thompsons merkbar steigen.

Die Touristen der »Seamew« wurden aber tatsächlich vom Unglück verfolgt. Der Pic, auf den sich während der Fahrt von Canaria nach Teneriffa ihre Blicke gerichtet hatten, blieb hartnäckig hinter einem Wolkenvorhang verborgen, der so dicht war, daß ihn auch die besten Fernrohre nicht durchdringen konnten. Jetzt war es, selbst wenn der Himmel sich aufheitern sollte, zu spät; die Küste versperrte allen die weite Aussicht.

Die Reisegesellschaft ertrug dieses Ungemach immerhin mit philosophischer Ruhe. Es schien sogar, als hätte der Pic durch seine geheimnisvolle Verhüllung die schon gespannte Erwartung seiner Besieger nur noch mehr gereizt, und das Verlangen nach dieser Besteigung war so lebhaft, daß Thompson die meisten seiner Passagiere dazu überreden konnte, auf einen Spaziergang über das Pflaster von Santa-Cruz zu verzichten.

Das junge Ehepaar gehörte aber nicht zu jenen. Sobald der Anker in den Grund eingesunken war, hatte es sich mit der gewohnten Diskretion ans Land setzen lassen und war nach wenigen Augenblicken verschwunden, um erst zur Essenszeit zurückzukehren.

Ihre Gefährten wären ihnen doch wahrscheinlich gefolgt, wenn es Thompson, während er nochmals hervorhob, daß in der Hauptstadt von Teneriffa nichts Sehenswerthes zu finden sei, nicht gewagt hätte, eine Wasserfahrt nach Orotava vorzuschlagen, das an der Nordküste gelegen ist und den

Ausgangspunkt für die Besteigung bildet, statt sich dahin zu Lande zu begeben, wie das im Programm vorgesehen war. Auf diese Weise hoffte er einen kostspieligen Transport zu ersparen.

Zu seiner Überraschung fand dieser Vorschlag keinerlei Widerspruch, und da die Abfahrt der »Seamew« für den nächsten Morgen festgesetzt war, entschied sich die größere Zahl der Touristen dafür, gleich an Bord zu bleiben.

Einige praktische Reisende waren jedoch anderer Ansicht, und zwar immer dieselben, nämlich Alice Lindsay nebst ihrer Schwester, Roger de Sorgues, deren unzertrennlicher Begleiter, ferner Saunders, mit seinem drohenden Notizbuche, und Sir Hamilton mit seiner Familie, die einmal streng auf Ausführung des Programmes hielten... Diese alle ließen sich ausbooten, sowie die »Seamew« still lag, um Orotava zu Lande zu erreichen. Jack Lindsay hatte es diesmal nicht für angezeigt gehalten, sich der Exkursion eines Bruchteils der Passagiere anzuschließen, und Morgan hatte es ebenfalls vorgezogen, an Bord zu bleiben. Roger de Sorgues paßte das jedoch nicht, und er wußte es bei Thompson durchzusetzen, daß ihm der Dolmetscher überlassen wurde, dessen Unterstützung, behauptete er, im Innern der Insel nicht zu entbehren wäre. Morgan trat also in die kleine dissentierende Partei ein, der leider die schönsten Zierden fehlten.

Doch konnte das anders sein? Konnte Mr. Absyrthus Blockhead durch die Insel ziehen und seine Bewunderung zu erkennen geben, wenn er jetzt seine zwanzig Stunden so fest schlief, als ob er gar nicht wieder erwachen sollte? Oder hätten wenigstens seine Töchter an seine Stelle treten können, wo diese auf ihrem Schmerzenslager immer mit der Vorsicht lagen, sich nicht auf den Rücken zu wenden?

Tigg machte sich diese beklagenswerten Verhältnisse schimpflich zunutze. Auch er verließ die »Seamew« und würde

sich bei dem Wege über Land gewiß wenig von Miß Margaret trennen.

Auf dem Lande herrschte eine drückende Hitze. Morgan empfahl deshalb, noch denselben Abend in La Laguna, der alten Hauptstadt der Insel, zu übernachten. Dort, versicherte er, werde man eine erträgliche Temperatur finden und vor allem auch den Moskitos entgehen, die eine wahre Geißel von Santa-Cruz sind.

Die Touristen beschränkten sich also darauf, der Stadt eine kurze Visite abzustatten. Sie gingen durch die langen Straßen längs der meist mit hübschen Balkons versehenen und mit Malereien nach italienischer Sitte geschmückten Häuser hin. Sie kreuzten den schönen Konstimtionsplatz, in dessen Mitte sich ein Obelisk aus weißem Marmor erhebt, den die Bildsäulen vier alter Guanchen-Häuptlinge zu behüten schienen, und es schlug kaum fünf, als zwei bequeme Wagen die acht Touristen im Galopp ihrer Pferde hinwegführten.

In anderthalb Stunden waren sie schon in dem höchstens zehn Kilometer von der Hauptstadt entfernten La Laguna angelangt. La Laguna liegt auf einer Hochebene, fünfhundert Meter über dem Meere, und das sichert ihm eine angenehme Temperatur, ebenso wie infolgedessen Moskitos hier völlig unbekannt sind. Diese Vorzüge haben den Ort zu einer Villegiatur der Einwohner von Santa, Cruz gemacht, da hier unter großen Bäumen meist Europäer Erholung suchen.

Trotz dieser Annehmlichkeiten ist La Laguna aber doch eine dem Verfall zueilende Stadt. Man trifft wohl hier noch auf schöne Kirchen, ebenso aber auf viele in Ruinen liegende Gebäude. Zwischen dem Pflaster seiner Straßen sprießt überall Gras auf, das ebenso das Dach vieler Häuser bedeckt.

Es konnte natürlich nicht davon die Rede sein, sich in der todesstillen Stadt, wo die Traurigkeit ansteckend zu sein scheint, irgendwie länger aufzuhalten.

Am nächsten Morgen verließen die Touristen schon diese entthronte Königin mit der Post, die zwischen La Laguna und Orotava täglich zweimal hin- und herfährt.

Bei dem schläfrigen Trab, in dem die fünf Kracken den Wagen, die »Coche«, fortschleppten, wurden vier Stunden nötig, die dreißig Kilometer zwischen La Laguna und Orotava zurückzulegen. Ohne daß einer der Reisenden sich gemüßigt sah, abzusteigen, fuhr die Gesellschaft durch Tacoronte hin, das ein Museum hat, welches eine merkwürdige Sammlung von Guanchenmumlen, Waffen und Werkzeugen dieses untergegangenen Volkes enthält; weiterhin führt der Weg über Sanzal, das aus seinen Lavabrüchen reiche Einnahmen erzielt, über Mantaza, die »Tuerie«, deren Name an ein blutiges Gefecht erinnert, über die Victoria, den Schauplatz eines andern einstigen Kampfes, und endlich über Santa-Ursala. Erst von letzterer Stadt aus lenkt die Straße in das Tal von Orotava ein, das ein berühmter Reisender, Alexander von Humboldt, für das schönste der ganzen Erde erklärt hat.

Tatsächlich dürfte es schwierig sein, sich ein noch harmonischeres Bild vorzustellen. Zur Rechten dehnt sich die Fläche des uferlosen Meeres aus, zur Linken liegt eine Anhäufung von wilden schwarzen Pics, den äußersten Vormauern des Vulkans – seine Söhne, in der malerischen Sprache des Landes – während der Vater, der Teyde selbst, sich dahinter in stolzer Majestät erhebt. Dazwischen dehnt sich, voll des üppigsten Grüns, das Tal von Orotava aus.

Je näher man herankam, desto mehr schien der Gipfel des Teyde am Horizont herunterzusinken, und er verschwand ganz, als zwischen den Bäumen die ersten Häuser der beiden Orotava, des einen, der Stadt, die fünf Kilometer vom Meere entfernt liegt, und des andern, des Hafens, dreihundertachtzig Meter unter jener, sichtbar wurden. Als dann die Coche bei der ersten ankam, hielt ein von Rauch umgebener Punkt an der

ändern an. Dieser Punkt war die »Seamew« mit ihrer Fracht von Passagieren.

Die Coche hatte vor einem recht einladend aussehenden Hotel angehalten, dem Hôtel des Hesperides, wie in Goldbuchstaben an seiner Front zu lesen war. Morgan, der zuerst vom Wagen gesprungen war, fühlte sich angenehm überrascht, sich in seiner Muttersprache begrüßt zu hören. Das Hôtel des Hesperides wurde nämlich von einem Franzosen bewirtschaftet, der sich nicht weniger erfreut darüber zeigte, unter den neuen Ankömmlingen zwei Landsleute zu entdecken. Wie eifrig war er da, alle zu bedienen! Wie sorgfältig hatte er für sie das Frühstück herrichten lassen! Die so lange an die Tafel der »Seamew« gewöhnten Touristen waren ganz außer sich vor Verwunderung. Noch einmal triumphierte hier die französische Küche.

Gleich nach dem Essen begab sich Morgan nach dem Hafen hinunter, um mit Thompson den Ausflug des folgenden Tages zu besprechen. Nachdem er von diesem die nötige Weisung erhalten hatte, kehrte er eiligst zurück und brachte zwei mit Decken und Paketen beladene Wagen mit.

Obgleich es erst Nachmittag vier Uhr war, blieb ihm nicht viel Zeit übrig, einen so bedeutenden Ausflug genügend vorzubereiten. Seine Aufgabe wurde ihm jedoch durch die bereitwillige Unterstützung des Inhabers der Hesperiden erleichtert, der mit allen örtlichen Hilfsquellen sehr vertraut war und ihm jede gewünschte Auskunft gab, so daß er nur dessen Anweisungen zu folgen brauchte. Immerhin genügte der Tag dazu nicht, Morgan mußte noch den Abend zu Hilfe nehmen, so daß er nicht einmal zur Tafel erscheinen konnte.

Diese stand hinter dem Frühstück nicht zurück. Die Passagiere der »Seamew« fragten sich, ob sie wohl träumten, und sahen Thompson verstohlen und beunruhigt an. War der das wirklich? Oder hatte er nicht wenigstens den Verstand

verloren? Noch ein wenig mehr, und alle hätten ihm wirklich aus Anerkennung laut zugejubelt.

Einen gab es aber dennoch, der die Waffen nicht strecken wollte.

»Da muß man wirklich glauben, daß die Heuschrecken nicht bis Teneriffa gekommen sind, bemerkte Saunders mit höhrender Stimme.

– O, die kommen niemals weiter als bis Gran Canaria,« antwortete der Hotelier, der ja den Hohn in diesen Worten nicht verstand und der es sich zum Vergnügen machte, die Gäste in eigener Person zu bedienen.

Saunders warf ihm einen wütenden Blick zu. Was brauchte er die geographische Belehrung des Mannes? Die Antwort, die Thompson in gewissem Maße als schuldlos hinstellte, verfehlte aber nicht ihre Wirkung! Mehr als ein Tourist sprach dem General-Unternehmer seinen Dank mit einem Blick aus, der auf den Wiederanfang eines bessern Einvernehmens schließen ließ.

Diese glücklichen Verhältnisse blieben in der Nacht dieselben. Gut ernährt, fanden alle auch ein gutes Lager, und das Morgenrot des 18. Juni traf die Touristen in bester Laune zum Aufbruche bereit.

Eine wirkliche Armee, Infanterie und Kavallerie, erwartete sie um sechs Uhr morgens.

Von fünfundsechzig hatte der Abgang mehrerer Deserteure im Hafen von La Luz der »Seamew« nur noch neunundfünfzig Passagiere, den Dolmetscher-Cicerone und den General-Unternehmer inbegriffen, übriggelassen. Weiter aber war deren Zahl infolge besonderer Umstände jetzt von neunundfünfzig auf einundfünfzig zurückgegangen.

Bei drei dieser Dissidenten kannte man ja die Gründe dazu schon längst. Da war zunächst das junge Ehepaar, das, wie gewöhnlich, auch hier gleich nach der Ankunft in Santa-Cruz

verschwand und jedenfalls nicht vor der Weiterfahrt wieder erscheinen würde. Der Dritte war Johnson, den wohl immer noch die Furcht vor den Erdbeben und Überschwemmungen an Bord der »Seamew« zurückhielt. Das hätte freilich niemand behaupten können, da Johnson es vermieden hatte, sich weiter über seine namenlose Furcht auszusprechen, wenn er überhaupt einen triftigen Grund dafür angeben konnte. Er war eben einfach an Bord geblieben. Vielleicht wußte er gar nicht, daß die »Seamew« vor Anker lag. Auf dem Meere, im Hafen und auf dem Lande... für ihn herrschte überall ein ewiges Schwanken.

Sehr wider ihren Willen waren dagegen die fünf andern ausgeblieben. Das Hüftweh kennt keine Gnade, und Mrs. Georgina Blockhead, sowie der an ihrer Schürze hängende junge Abel hatten sich zu Krankenwärtern für ihren Gatten und für ihre beiden Töchter umwandeln müssen, die noch so steif wie Laternenpfähle waren.

Morgan hatte es jetzt also nur mit einundfünfzig Touristen zu tun. Das ist ja immer noch eine ansehnliche Zahl, ja, die Leute und die Reittiere, die für alle nötig waren, genügten, unter den Fenstern des Hotels einen Heidenlärm zur verursachen.

Hier standen zunächst einundfünfzig Maulesel, einer für jeden Reisenden. Diese Tiere mit ihrem sichern Tritt sind auf den steilen und schlecht gebahnten Wegen, die nach dem Teyde hinaufführen, geradezu unschätzbar. Ferner waren zwanzig Pferde zur Stelle, die Decken und Lebensmittel tragen sollten. Diese einundsiebzig Vierfüßler bildeten die Kavallerie.

Die nicht weniger imposante Infanterie bestand aus vierzig Arrieros, nämlich zwanzig für die Lastpferde, und zwanzig, um im Notfalle die Frauen zu stützen, ferner aus zwölf Führern unter dem Kommando eines von ihnen, eines gewissen Ignacio Dorta, der, sowie sich die Karawane geordnet hatte, an deren Spitze trat.

Hinter dem spreizte sich Thompson, begleitet von Morgan, der sich bei der großen Anzahl von Personen beruhigt genug fühlte, sich vorläufig von Mistreß Lindsay mehr entfernt halten zu können. Dann folgten die Passagiere in langer Reihe, geleitet von den elf Führern und den zwanzig Arrieros, während die Pferde unter der Führung der zwanzig andern Arrieros den Schluß der Kolonne bildeten.

Die Einwohner von Orotava mochten noch so sehr die Besteigung ihres Vulkanberges gewöhnt sein, der heutige Aufzug war für sie doch etwas Außergewöhnliches und erregte die allgemeine Neugier.

So trottete denn die Kavalkade unter reichlichem Zulauf auf ein gegebenes Zeichen – Führer, Touristen und Arrieros – die untersten Abhänge des Monte Verde hinaus.

Morgan hatte seine Sache wirklich gut gemacht. Wie das aber einmal recht und billig ist, fiel die Ehre dafür ausschließlich Thompson zu, der ja doch die Rechnungen bezahlen mußte. Dagegen erwarb er sich hiermit auch Freunde. Die tadellose Organisation dieses letzten Ausfluges versöhnte seine Reisenden; wenn die Erinnerung an frühere Unannehmlichkeiten dadurch auch noch nicht verlöscht wurde, so verblaßte sie doch ziemlich stark. Alles traf heute zusammen, die Gemüter milder zu stimmen. Das Wetter war herrlich, der Weg bequem und dazu wehte eine angenehme, leichte Brise; selbst Saunders fühlte sich entwaffnet.

Mit größter Anstrengung bekämpfte er aber diesen Anfall von Schwäche. Wie, sollte er sich wirklich so dummerweise auf das Trockne gesetzt fühlen, sich als Besiegten erkennen? Konnte denn ein einziger gelungener Ausflug die zehn andern, völlig verfehlten ausgleichen? Und würde übrigens der heutige in jeder Hinsicht erfolgreich sein? Da mußte man doch erst das Ende abwarten. Vor der Rückkehr nach Orotava würde schon

noch das oder jenes schief gehen. Wer's erlebte, würde es ja sehen.

Als Schlußeffekt ließ Saunders mit entschlossener Miene seine Gelenke knacken und verzog das Gesicht auf eine so abscheuliche Weise, wie ihm das überhaupt möglich war.

Der Monte Verde verdankt seinen Namen den Tannen, die ihn einst bedeckten. Davon sind freilich nur wenige Spuren übriggeblieben. Zuerst im Schatten von Kastanienbäumen, dann in dem der noch vorhandenen Tannen verfolgte die Kavalkade einen reizenden Pfad, der von blühenden Geranien und stachelblättrigen Agaven eingefast war.

Weiterhin erschienen Weingärten, Felder mit Gemüse oder Nopalpflanzen, während da und dort einige ärmliche Hütten davon Zeugnis ablegten, daß hier nicht alles Leben erstorben war.

In der Höhe von tausend Metern kam die Gesellschaft in ein Gehölz baumartiger Gebüsch. Vierhundert Meter weiter oben ließ dann Ignacio Dorta Halt machen, und alle setzten sich nieder, im halbhellen Schatten von Cytisen zu frühstücken. Es war jetzt zehn Uhr Vormittag.

Saunders mußte zugeben, daß das Frühstück so gut war wie das frühere Essen. Da alle Teilnehmer tüchtigen Hunger hatten, herrschte trotz einiger Ermüdung doch allgemein die beste Stimmung. An die Ermüdung wollte keiner denken. In der Überzeugung, nun dem Gipfel nahe zu sein, priesen alle über die Maßen die Leichtigkeit des Aufstieges. Saunders hörte die ihn erbitternden Lobsprüche und flehte den Himmel an, bald auch einige Schwierigkeiten zu bescheren.

Ob seine heimtückischen Wünsche wohl von dem vernommen worden waren, der das Schicksal der Agenturen lenkt? Jedenfalls ließ ihre Verwirklichung nicht auf sich warten.

Kaum war das Frühstück beendet, als alle unter Lachen und Scherzen – den Folgen einer guten Verdauung – weiterzogen, da änderte sich auch schon der Charakter des Weges. Als die Touristen in den Hohlweg des »Portillo« einschwenkten, fanden sie den Aufstieg schon minder bequem. Erst vortrefflich, dann sehr schlecht, schmal und von zahlreichen Rissen unterbrochen, war der Weg, der jetzt viel Windungen zeigte, stark mit Schlacken aus Bimssteinen bedeckt, auf denen die Maulesel häufig stolperten.

Nach wenigen Minuten fanden alle, und das mit Recht, die Besteigung geradezu erschöpfend. Eine Viertelstunde später war jedes Lachen verstummt. Kaum eine halbe Stunde nach dem Betreten des Hohlweges konnte man, anfänglich nur schüchtern, bittre Klagen hören. Sollte denn dieser Höllenweg gar kein Ende nehmen?

Doch Umwege folgten weiter auf Umwege, Spalten auf Spalten, ohne daß das Ziel sich zu nähern schien. Dazu kamen wiederholt, wenn auch nicht ernste, Stürze vor, die den Eifer selbst der entschlossensten Touristen mehr und mehr abkühlten. Einige davon dachten bereits daran, nicht mehr weiter mitzugehen. Sie zögerten nur noch, weil keiner der erste Deserteur sein wollte.

Der Pfarrer Cooley wurde dieser erste. Plötzlich drehte er entschlossen um und schlug, ohne sich wieder umzusehen, seelenruhig den Weg nach Orotava ein.

Ein Beispiel von verderblicher Wirkung! Die ältern Damen fühlten, ebenso wie die ältern Herren, bei diesem Anblick den Rest ihres Mutes schwinden. Von Minute zu Minute wuchs die Zahl der Flüchtlinge weiter. Ein gutes Drittel der Karawane war schon verschwunden, als sich nach zwei Stunden der anstrengenden Bergwanderung der Pic von Teneriffa zeigte, der bisher von Bodenwellen verdeckt gewesen war. Nach

Überschreitung eines offenen Platzes gelangte man endlich auf das kleine Hochplateau der Estancia de la Cera.

Unter seiner von schwarzen Lavaströmen gestreiften weißen Decke von Bimssteinen erhob sich, in einen Mantel von Dünsten gehüllt, der Pic als regelrechter Kegel ganz allein inmitten einer Ebene, deren Ausdehnung das Auge nicht abschätzen konnte. Ihm zugewendet und wie ihrem Herrn huldigend, bildeten niedrigere Berge die kreisrunde Grenze der weiten Hochebene. Nur an der Ostseite war diese Barriere von Bergen unterbrochen, da senkte sie sich tief hinab und verlief sich in ein chaotisches Wirrsal, ein »Unland«, jenseit dessen das entfernte Meer in der Sonne glänzte.

Dieses einzig schöne und erhabene Bild entschied den Erfolg des Ausflugs. Alle begrüßten es mit lautem Hurra.

Thompson verneigte sich bescheiden. Er konnte sich in die schönen Tage von Fayal zurückversetzt glauben, als noch die wohlgeordnete Kolonne jedem Winke von ihm gehorchte. Und hatte er das fast verlorne Spiel jetzt nicht doch tatsächlich noch gewonnen? Da begann er eine kleine Rede.

»Meine Herren, sagte er, und seine Hand schien den riesigen Kegel familiär wie ein zartes Geschenk anzubieten, hier sehen Sie nochmals, daß die Agentur, ich möchte sagen, vor nichts zurückschreckt, denen, die sich ihr anvertraut haben, jedes irgendmögliche Vergnügen zu verschaffen. Wenn Sie zustimmen, wollen wir mit dem Angenehmen das Nützliche verbinden, und Herr Professor Morgan wird mit einigen Worten über das bezaubernde Panorama belehren, das wir das Glück haben, vor uns zu sehen.«

Morgan nahm, obwohl über den etwas ungewohnt gewordenen Vorschlag erstaunt, sofort die kalte Miene an, die den Verhältnissen angepaßt war, die Miene des Cicerone, wie er sie selbst nannte.

»Meine Herren und Damen, begann er, während sich um ihn der vorschriftsmäßige Kreis zusammenschloß, Sie haben hier vor sich die Ebene von Las Canadas, einen frühern, jetzt aber mit Geröll ausgefüllten Krater, das der Vulkan selbst ausgeworfen hatte. Allmählich haben sich dann in der Mitte dieses zur Ebene verwandelten Kraters die Schlacken zur Bildung des Pic des Teyde aufgetürmt, bis sie die Höhe von siebzehnhundert Metern erreichten. Diese früher so lebhaft vulkanische Tätigkeit ist gegenwärtig stark abgeschwächt, doch noch nicht ganz erloschen. Auch in diesem Augenblicke werden Sie am Fuße des Kegels Fumarolen bemerken, die den plutonischen Kräften als Sicherheitsventil dienen und denen die Eingebornen den bezeichnenden Namen der »Narizes«, das heißt der Nasenlöcher, gegeben haben.

Der Pic von Teneriffa ist mit dreitausendachthundertundacht Metern der höchste Vulkan der Erde. Seine imposanten Größenverhältnisse konnten nicht verfehlen, die Phantasie anzuregen. Die ersten europäischen Reisenden sahen in ihm den allerhöchsten Berg der Welt und schrieben ihm fünfzehn Lieues Höhe zu. Die Guanchen, die autochthone Bevölkerung der Insel, haben ihn gar zu einer Gottheit verwandelt, sie schworen bei ihm und legten bei Guayata, dem bösen Geist, der auf dem Grunde des Kraters wohnt, Gelübde ab, deren Nichteinhaltung die schwersten Strafen nach sich zog.

– Mister Thompson tat sehr unrecht daran, uns so hoch hinausgehen zu lassen,« unterbrach den Redner eine harte Stimme, in der jeder das liebliche Organ des Herrn Saunders erkannte.

Diese Bemerkung wirkte lähmend. Morgan schwieg still und Thompson hielt es nicht für angezeigt, ihn zur Fortsetzung seines belehrenden Vortrags aufzufordern. Auf einen Wink von ihm setzte sich Ignacio Dorta wieder an die Spitze des Zuges,

und die Touristen überschritten nun den Circus de Las Canadas.

Die Reisenden traten den Weg darüber leichten Herzens an. Die Ausdehnung des Zirkus schien ja gering zu sein, und keiner zweifelte daran, daß man in einer halben Stunde den Fuß des Kegelberges erreicht haben würde.

Diese halbe Stunde verging aber, ohne daß man sich dem Ziele auf bemerkbare Weise genähert zu haben schien. Beim Abmarsch hatte man geglaubt, es mit den Händen fassen zu können, das konnte man vielleicht auch noch jetzt glauben... Es war aber eine schwere Täuschung.

Obendrein erwies sich der Erdboden hier eher noch schlechter gangbar, als bei der Überschreitung des Portillo. Er bestand fast allein aus Buckeln und Vertiefungen, ohne jede andre Vegetation als einigen dürftigen Büschen von Retamas.

»Erlauben Sie, Herr Professor, fragte da einer der Touristen, wieviel Zeit erfordert es denn, über diese abscheuliche Hochebene zu kommen?

– Ungefähr drei Stunden, mein Herr,« erklärte Morgan.

Diese Antwort schien den Touristen und die, die ihm näher standen, nachdenklich werden zu lassen.

»Und nach Überschreitung des Plateaus, fuhr der Fragesteller fort, wie weit ist es dann noch, bis wir an den Gipfel kommen?

– In lotrecht aufsteigender Linie etwa fünfzehnhundert Meter,« sagte Morgan lakonisch.

Der Frager verfiel in noch tieferes Nachdenken und murrte ein paar Flüche über die Beschwerden des Weges.

Es muß auch zugestanden werden, daß diese Promenade nicht gerade etwas Angenehmes an sich hatte. Die Kälte wurde in der großen Höhe schon recht empfindlich, während die von der dünnen Luft kaum gemilderten Sonnenstrahlen fast schmerzlich brannten. Vorn geröstet und hinten zu Eis

verwandelt zu werden, diese Art von Ungleichheit wollte den Touristen doch keineswegs gefallen.

Da es nun schon stark auf Mittag ging, gesellten sich hierzu bald noch ernstere Beschwerden. Von dem mit Bimssteinen bedeckten, weiß glänzenden Erdboden, der fast dem Schnee ähnelte, wurden die Strahlen der Sonne wie von einem Spiegel zurückgeworfen, so daß sie auch die besten Augen verletzten. Roger, der sich auf Morgans Empfehlung mit einem kleinen Vorrat von blauen Brillen versehen hatte, konnte damit sich selbst und seine Freunde gegen jede Beschädigung der Augen schützen. Doch nur wenige seiner Gefährten hatten dieselbe Vorsicht gebraucht, und bald zeigten sich auch Anfänge von Augenentzündung, die mehrere Touristen zwangen, allmählich zurückzubleiben. Das machte wieder andre nachdenklich, und da sich der Weg über den Zirkus noch immer verlängerte, schlug die größte Zahl der Reiter entweder aus Furcht vor einer Augenentzündung, oder weil sie vielleicht schon zu sehr erschöpft waren, unbemerkt wieder den Weg nach Orotava ein.

Seite an Seite mit Ignacio Dorta hielt sich Morgan an der Spitze der Karawane. Ganz seinen Gedanken nachhängend, sprach er in den drei Stunden, die der Weg über den Zirkus dauerte, kein einziges Wort. Erst als der Zug auf dem Gipfel des Weißen Berges, des letzten Vorberges des Pics, angelangt war, warf er einmal einen Blick zurück. Da sah er nicht ohne Überraschung, wie stark die Karawane zusammengeschmolzen war.

Jetzt bestand sie höchstens noch aus fünfzehn Touristen, und die Zahl der Arrieros hatte ebenso eine entsprechende Verminderung erfahren. Der Rest war verstreut, verschwunden.

»Eine englische Karawane, flüsterte Roger seinem Freunde zu, ist offenbar ein Körper, der den niedrigsten Schmelzpunkt hat. Ich werde mir diese Beobachtung aus der transzendentalen Chemie merken...

– Ja, so scheint es, antwortete Morgan lächelnd. Ich glaube nur, diese Erscheinung wird nun ein Ende nehmen. Die Lösung muß doch allmählich gesättigt sein.«

Das weitere sollte leider das Gegenteil beweisen.

Es galt jetzt, den Kegel selbst auf einem so steilen Pfade zu erklettern, daß es unmöglich erschien, daß Pferde oder Maultiere sich erhalten könnten. Die letzten Unerschrockenen wichen bei diesem Anblick zurück und erklärten unter dem Vorwande der äußersten Erschöpfung, nach Orotava zurückkehren zu wollen. Vergeblich bat Thompson und mobilisierte das ganze Zeughaus seiner Überredungskünste. Er erntete aber dafür nur die entschiedensten Weigerungen, und die in einem Tone, der nichts Liebenswürdiges an sich hatte.

Einen solchen Ausflug vorgesehen zu haben! Das war ja die reine Tollheit! Wie konnte nur ein Mann, der im Besitz seines Verstandes war, andern Leuten, als Bergsteigern von Beruf, den vorzuschlagen wagen? Warum denn nicht gleich auf den Montblanc?

So schallte es von allen Seiten, und dazu kamen noch andre, nicht eben wohlwollende Reflexionen. Man machte sich bittre Vorwürfe, vor drei Stunden auf dem Punkt gewesen zu sein, an einen schließlich guten Erfolg dieser Reise zu glauben, und spottete darüber, einen Augenblick angenommen zu haben, daß irgendein von Thompson ersonnenes Projekt Sinn und Verstand haben könne.

Da blieb nun nichts andres übrig, als die Getäuschten dahinziehen zu lassen und ihnen einen Teil der Führer und fünfzehn mit Proviant beladene Pferde zu überlassen.

Dann begann Thompson todesmutig den Aufstieg, ohne seinen letzten Getreuen Zeit zu geben, sich zu besinnen.

Zu diesen gehörte in erster Reihe Van Piperboom – aus Rotterdam. Als Schatten des Agenten hatte er diesen seit vierzehn Tagen auf keinem Schritt verlassen. Das war

vielleicht seine Rache. Höchst gereizt, konnte sich Thompson doch auf keine Weise von diesem lebenden Vorwurfe befreien. War er in Gang, Piperboom heftete sich an seine Sohlen; sprach er, so trank der Holländer förmlich seine Worte. Eine kleine Erholung fand er nur noch in den Stunden der Nacht.

Augenblicklich war Piperboom wie gewöhnlich auf seinem Posten. Sein Maulesel hätte den Schwanz von dem Thompsons abbeißen können.

Wenn ein Reiter und sein Tier nicht unbedingt zwei Tiere auszumachen brauchen, wie es im Sprichwort behauptet wird, so bilden sie wenigstens allemal zwei Köpfe, das heißt, zwei verschiedene und zuweilen widerstrebende Willen. Wenn hier Piperboom sich darauf versteifte, dem Chef des Ganzen dicht auf dem Fuße zu folgen, wenn er sich fest vorgenommen hatte, den Kegelberg bis zum Gipfel zu besteigen, so war sein Maulesel doch ganz anderer Ansicht. Nach zehn Schritten weigerte er sich entschieden, noch einen elften zu machen. Das arme Tier erkannte seine Aufgabe als gar zu schwierig.

Alle physischen und moralischen Beweismittel des Gegenteils wurden vergeblich angewandt, die Führer packten die Kantare des widerspenstigen Vierbeiners. Der aber, der einen unerschütterlichen Entschluß gefaßt hatte, ließ sich auf keine Weise besiegen. Endlich verärgert über die Neckereien, die man sich ihm gegenüber erlaubte, brachte er seinen Unwillen deutlicher zum Ausdruck und setzte seine Last einfach auf den Boden ab. Piperboom sah sich demnach gezwungen, den Agenten wohl oder übel zu verlassen und auch selbst vorzeitig den Rückweg anzutreten, wozu man ihm einen Führer, zwei Arrieros und ein Pferd überließ, während die andern Glücklichen ihre Bergpartie fortsetzten.

Jetzt waren nun also im ganzen noch neunzehn beisammen: drei Führer, acht Arrieros, die vier Pferde führten, und acht Reisende, nämlich: Thompson, den seine Würde zur Ausdauer

verpflichtete, Morgan, Roger de Sorgues, Alice nebst ihrer Schwester, Jack Lindsay, Saunders und Hamilton. Lady Hamilton und Miß Margaret mußten unter Führung Tiggs, der sich galant zu ihrer Begleitung angeboten hatte, schon lange in Orotava eingetroffen sein. Ah, wenn Miß Mary und Miß Beß Blockhead hier anwesend gewesen wären, weit lieber hätten sie den undankbaren Gipfel des Pic erstiegen und ihn sich in dessen Krater stürzen sehen, als sich zum Kurmacher einer Rivalin zu machen.

Seit die Kolonne so reduziert war, erfüllten Morgan wieder die gewöhnlichen Sorgen. Er hatte schon zwischen Jack Lindsay und dessen Schwägerin, die auf dem Abhange nach und nach einander näher gekommen waren, seinen Maulesel etwas rücksichtslos hineingelenkt, wobei er sogar Alice ein wenig stieß. Doch als ob sie die Beweggründe des Dolmetschers der »Seamew« erkannt hätte, machte sie aus dieser nervösen Hast kein weiteres Aufsehen, sondern verließ nur langsam ihr Glied in der Reihe und setzte sich an die Seite ihres getreuen Beschützers.

Auch Jack Lindsay hatte den Schritt Morgans beobachtet, zeigte aber seiner Schwägerin auf keine Weise, daß das ihm aufgefallen wäre. Höchstens verriet ein leichter Zug um den Mund den Zorn seines Innern, und er kletterte wie vorher den Bergabhang hinauf, ohne sich nach seinem Feinde, den er hinter sich wußte, umzukehren.

Der Aufstieg gestaltete sich ungemein beschwerlich. Auf dem morschen, leicht nachgebenden Boden kostete jeder Schritt eine wirkliche Arbeit. Als nach zweistündigen Anstrengungen um sechs Uhr abends Halt gemacht wurde, waren Tiere und Menschen am Ende ihrer Kräfte.

Die Touristen waren bis zur Alta Vista gekommen, einer Art Anschwellung des Kegels, worin man eine Zufluchtsstätte für die hier mit der Gewinnung des Schwefels beschäftigten

Arbeiter eingerichtet hatte, in der sie auch die Nacht zubringen konnten.

Jetzt war es sehr kalt geworden. Das Thermometer zeigte kaum drei Grad über Null. Ein Unterkommen war zunächst unentbehrlich.

Alice und Dolly würden, trotz ihrer Gewöhnung an das Reisen und die damit verknüpften gelegentlichen Unannehmlichkeiten, diese Unterkunft doch jedenfalls abgelehnt haben, vorzüglich weil ja schon die Arbeiter von der Solfatara darin schliefen. Vielleicht hätten sie lieber, trotz der Kälte unter freiem Himmel übernachtet, als mit Männern zusammen in dem Schuppen.

Zum Glück hatte Morgan Vorsorge getroffen, ihnen diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Auf sein Verlangen wurde den Pferden ihre Last abgenommen, und bald erhob sich ein hübsches Zelt, worin, dank einem tragbaren Ofen und einem genügenden Vorrat von Heizmaterial, in wenigen Minuten ein lustiges Feuer aufloderte.

Der Tag nahm nun schnell ab. Um acht Uhr war das Meer schon in einen Schatten gehüllt, den man mit der Schnelligkeit eines Eilzuges die Küste und dann die Böschungen der hohen und der benachbarten Berge hinaufziehen sah. Binnen zwei Minuten war der Zirkus Las Canadas in der Dunkelheit verschwunden. Nur der Pic stieg noch leuchtend wie aus einem unsichtbaren Abgrunde auf.

Die Sonnenscheibe erreichte den Ozean, der Horizont bog sich gleichsam ein, während ein vom Pic geworfener ungeheurer Schattenkegel, der kurze Zeit in allen Farben spielte, bis Gran Canaria hinüberreichte, und dann der letzte Strahl sich wie ein leuchtender Pfeil in der verdunkelten Atmosphäre verlor.

Alice und Dolly zogen sich sofort in ihr Zelt zurück. Die Männer konnten im Schuppen aber nicht den geringsten Schlaf

finden wegen einer Menge von lästigen Parasiten, um die sich die Arbeiter wenig zu kümmern schienen, während ihre Gäste und Schlafkameraden wenigstens mit Hilfe eines mit Retamas unterhaltenen Feuers die Kälte einigermaßen zu bekämpfen vermochten.

Erst gegen zwei Uhr, wo sich die lästigen Insekten wahrscheinlich genügend gesättigt hatten, konnten sie mit Mühe ein wenig schlafen, da wurden sie aber auch schon wieder zum Aufbruch geweckt. Jetzt war keine Zeit zu verlieren, wenn der Gipfel noch kurz vor Sonnenaufgang erreicht werden sollte.

Wahrheitsgemäß sei hierbei bemerkt, daß zwei Passagiere dafür taube Ohren hatten.

Der eine, der Baronet Sir Georges Hamilton, konnte sich dabei darauf berufen, daß es ihm unmöglich sei, sich zu erheben, es gehörte auch ein so schwerwiegender Grund dazu, den kleinlich mäkelnden Passagier einmal vom Programme abweichen zu lassen. Heute war er wirklich außerstande, es einzuhalten. Wie hätte er zum Gipfel hinaufklettern sollen, wenn ihm schon die geringste Bewegung die grausamsten Schmerzen machte. Offenbar hatte die nächtliche Kühle seinen vornehmen Gliedern und Gelenken geschadet. Auf Canaria ein einfacher Prolog, verwandelte sich der Rheumatismus auf Teneriffa zum Drama.

Der andre Passagier hätte keinen so genügenden Grund anführen können. Er befand sich völlig wohl und – ein erschwerender Umstand – er hatte besondere Veranlassung, jetzt Mut zu zeigen. Es bedarf jedoch keiner weitem Gründe für einen lendenlahmen Mann, der Thompson augenblicklich war. Er antwortete auch nur auf den Weckruf Ignacio Dortas mit einem unverständlichen Gemurmur und ließ die letzten Passagiere ohne seine Begleitung abmarschieren. Seiner Ansicht nach hatte er für ihr Glück schon genug getan.

Sechs Bergsteiger hatten also nur den Mut, auch die fünfhundertfünfunddreißig Meter in Angriff zu nehmen, die den Gipfel von der Schutzhütte der Alta Vista trennen. Diese fünfhundertfünfunddreißig Meter, die man nur zu Fuß überwinden kann, bilden tatsächlich die schwierigste Wegstrecke. In der dunkeln Nacht, die kaum durch die von den Führern getragenen Fackeln ein wenig erhellt wurde, war der Marsch über den beweglichen Boden, dessen Neigungswinkel von Meter zu Meter stieg, sehr unsicher. Außerdem nahm die Kälte noch mehr zu, und bald sank das Thermometer bis unter Null. Die unternehmenden Touristen litten auch schwer unter dem Winde, der allen wie Eisnadeln ins Gesicht schlug.

Nach zwei Stunden beschwerlichen Aufstiegs wurde Rambleta, ein kleines rundes Plateau, erreicht, das die Sohle der höchsten Spitze umsäumt. Von hier aus waren noch hundertundfünfzig Meter zu überwinden.

Mr. Saunders sah man es jetzt deutlich an, daß er diese hundertfünfzig Meter nicht mehr zu steigen imstande wäre. Kaum auf der Rambleta angelangt, streckte er sich, so lang er war, auf dem Boden aus und blieb trotz aller Ermahnungen der Führer unbeweglich liegen. Der mächtige, sonst so kräftige Körper war jetzt, wie man sagt, völlig ausgepumpt. Seinen weiten Lungen fehlte es an Luft, sein Gesicht hatte sich bläulich gefärbt und er atmete nur mühsam. Ignacio Dorta beruhigte aber seine ängstlichen Begleiter.

»Das ist nur die gewöhnliche Bergkrankheit, sagte er. Der Herr wird sofort wieder hergestellt sein, wenn er bergabwärts geht.«

Hierdurch beruhigt, nahmen die fünf Überlebenden des Gemetzels ihren wechselvollen Aufstieg wieder auf. Diese letzte Strecke erschöpfte sie aber mehr als jede andre.

Auf dem um fünfundvierzig Grad geneigten Boden wollte jeder Schritt sorgsam berechnet sein, und es brauchte viel Zeit

und große Anstrengung, auch nur einige Zentimeter weiterzukommen. Das verlangte einen ungeheuern Aufwand von Kräften, der bei der stark verdünnten Luft nur noch empfindlicher wurde.

Nach Zurücklegung des ersten Drittels dieses Weges mußte auch Jack sich für besiegt erklären. Völlig außer Atem und von Übelkeiten schwer heimgesucht, sank er schwerfällig zu Boden. Seine ihm vorausgehenden Gefährten bemerkten nichts von seinem Unwohlsein und setzten ihren Weg fort, während der letzte Führer bei dem außer Gefecht gesetzten Touristen zurückblieb.

Fünzig Meter weiter oben kam Dolly an die Reihe. Mit leichtem, etwas spöttischem Lächeln empfahl ihr Roger, sich ganz ruhig zu verhalten, und sein listiger Blick folgte Alice und Morgan, die unter der Führung Ignacio Dortas endlich den obersten Gipfel erreichten.

Noch war es Nacht. Immerhin gestattete ein zerstreutes schwaches Licht, wenigstens den Erdboden, über den sie gingen, einigermaßen zu erkennen.

Der Führer, der sich gleich zurückzog, hatte Alice und Morgan noch nach einer Aushöhlung des Berges geleitet, wo sich die bisher eisige Temperatur zu einer recht angenehmen ermäßigte.

Bald bemerkten die beiden bei dem langsam zunehmenden Licht, daß sie in einem reichlich vierzig Meter tiefen Krater des Vulkans selbst Schutz gefunden hatten. Auf allen Seiten rauchten hier Fumarolen. Der schwammartige und heiße Boden war vielfach durchlöchert.

Überall drangen schweflige Dämpfe daraus hervor. Der Rand des Kraters zeigte sich sehr scharf abgeschnitten. Bis zu ihm herauf herrschte das Reich des Todes, ohne ein lebendes Wesen, ohne eine einzige Pflanze. Unter dem Einfluß der

wohltätigen Wärme begann das Reich des Lebens erst oben am Gipfel wieder.

Drei Schritte weit voneinander stehend, betrachteten Alice und Morgan den Horizont, der schon im Morgenrot glühte. Vor der Feierlichkeit des Anblicks verstummt, weideten sich ihre Augen und ihre Seele an dem großartigen Schauspiel, das sich vor ihren Augen entwickelte.

Um sie herum summten Fliegen und Bienen und schnelle Finken flatterten kreuz und quer dahin. Zu seinen Füßen entdeckte Morgan ein Veilchen, das sich wie frostig unter seinen wolligen Blättern verbarg. Er beugte sich nieder und pflückte das verirrte Blümchen, das seine Blüte in einer Höhe entfaltete, wo kein anderer Vertreter des Pflanzenreichs hätte leben können. Das Veilchen überreichte er seiner Begleiterin, die es schweigend an ihrem Busen befestigte.

Plötzlich flammte das Licht des Tages auf. Gleich einer glühenden, noch strahlenlosen Metallscheibe erhob sich die Sonne am fernen Horizonte. Zuerst wurde es um den Gipfel völlig hell, dann sank der Schatten, wie er gestern emporgestiegen war, mit gleicher Schnelligkeit hinunter.

Alta Vista und der Zirkus Las Canadas wurden sichtbar. Wie mit einem Schlage und als ob ein Schleier davor weggezogen worden wäre, erglänzte auch das Meer unter dem endlosen Azur des Himmels.

Auf dem Meere lag nur noch ein regelmäßiger Kegel, der Schatten des Pics, dessen Spitze im Westen bis zur Insel Gomera reichte. Weiter draußen und mehr im Süden wurden Ferro und Palma trotz einer Entfernung von hundertfünfzig Kilometern deutlich sichtbar. Im Osten erhob sich Gran Canaria im goldenen Lichte des jungen Tages, und während seine Hauptstadt Las Palmas sich an der entgegengesetzten Seite versteckte, unterschied man ihr gegenüber La Isleta und

den Hafen von La Luz, wo die »Seamew« vor wenigen Tagen geankert hatte.

Am Fuße des Teyde breitete sich ganz Teneriffa wie auf einem Plane übersehbar aus. Das schräg einfallende Licht ließ seine Bodenerhebungen scharf erkennen. Überall zeigten sich unzählige kleine Pics, gähnten wilde Vertiefungen und öffneten sich liebliche Täler, in denen zu dieser Stunde das Leben erwachte.

»Wie schön ist das alles! seufzte Alice nach längerer Betrachtung des Bildes.

– Wie herrlich schön!« klang es von Morgan wie ein Echo zurück.

Diese wenigen, in dem allgemeinen Schweigen hinausgerufenen Worte genügten, den bisher herrschenden Bann zu brechen. Von der mächtigen Empfindung erfüllt, wendete sich der eine dem andern zu. Da bemerkte Alice erst, daß Dolly nicht bei ihnen war.

»Wo ist denn meine Schwester? fragte sie, wie aus einem Traume erwachend.

– Miß Dolly war etwas unwohl geworden, antwortete Morgan, und ist mit Herrn de Sorgues ein Stück weiter unten zurückgeblieben. Wenn Sie es wünschen, werde ich ihr noch zu Hilfe eilen.«

Morgan hatte schon eine Bewegung gemacht, davonzugehen. Alice hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

»Nein, sagte sie, bleiben Sie hier.«

Dann fuhr sie nach kurzem Stillschweigen fort:

»Ich bin glücklich darüber, daß wir einmal allein sind, lauteten ihre zögernden und bei ihrem entschiedenen Charakter ungewöhnlich erscheinenden Worte, ich habe mit Ihnen zu sprechen... oder Ihnen vielmehr meinen Dank abzustatten.

– Mir, Madame? rief Morgan.

– Ja, Ihnen, versicherte Alice. Ich habe recht wohl den diskreten Schutz bemerkt, den Sie uns seit der Abfahrt von Madeira haben angedeihen lassen, und glaube auch, den Grund dazu erkannt zu haben. Dieser Schutz, das glauben Sie mir, ist mir sehr viel wert gewesen, ich will aber versuchen, Sie von Ihrer Sorge zu entlasten. Ich bin nicht ganz hilflos und weiß alles, was sich auf Madeira zugetragen hat.«

Morgan wollte etwas erwidern, Alice kam ihm jedoch zuvor.

»Nein, antworten Sie mir nicht. Ich habe ausgesprochen, was ich für unumgänglich nötig hielt, es ist aber besser, wir sehen von jener peinlichen Sache ab. Es ist ein schmachvolles Geheimnis, das nur wir beide kennen, und ich weiß, daß es treu bewahrt werden wird.«

Nach nochmaligem kurzen Stillschweigen nahm sie wieder das Wort:

»Wie hätte ich Ihre vorsorgliche Freundschaft nicht anerkennen sollen? Mein Leben ist ja jetzt gewissermaßen ein wenig Ihr Eigentum«

Morgan protestierte mit einer ablehnenden Geste.

»Würden Sie denn auch meine Freundschaft ablehnen? fragte Alice mit halbem Lächeln.

– Eine sehr kurz währende Freundschaft, antwortete Morgan traurig. Nach wenigen Tagen wird das Schiff, das uns trägt, auf der Themse liegen, und jeder von uns wird dem ihm vom Schicksal vorgezeichneten Wege nachgehen.

– Das ist wohl wahr, sagte Alice innerlich erregt. Wir werden wahrscheinlich voneinander scheiden, die Erinnerung wird uns aber bleiben.

– Und ebenso schnell wie der Morgennebel verschwinden.«

Die Augen auf den Horizont gerichtet, ließ Alice diese enttäuschende Antwort zuerst unerwidert.

»Das Leben muß Ihnen grausam mitgespielt haben, sagte sie endlich, wenn Ihre Worte der getreue Ausdruck Ihrer

Gedanken sind. Stehen Sie denn so allein in der Welt, um alles Vertrauen verloren zu haben? Haben Sie keine Eltern mehr?«

Morgan schüttelte verneinend den Kopf.

»Auch keine Freunde?

– Die hatte ich vielleicht früher, antwortete Morgan bitter.

– Und jetzt hätten Sie keine mehr? wandte Alice ein. Wären Sie wirklich blind genug, diese Bezeichnung Herrn de Sorgues zu verweigern, ohne von meiner Schwester und mir zu reden?

– Von Ihnen, Madame! rief Morgan mit halberstickter Stimme.

– Eines ist auf alle Fälle sicher, fuhr Alice fort, ohne die Unterbrechung weiter zu beachten, entgegenkommend sind Sie für die Freundschaft, die sich Ihnen anträgt, gerade nicht. Ich muß mich da wirklich fragen, ob ich da Ihnen gegenüber etwas verschuldet habe.

– Wie wäre das möglich? fragte Morgan ernstlich verwundert.

– Das weiß ich nicht, antwortete Alice. Es liegt aber auf der Hand daß Sie sich seit dem Ereignis, dessen ich eben Erwähnung tat, von uns auffallend zurückgezogen haben. Meine Schwester und ich, wir haben uns oft darüber gewundert, und Herr de Sorgues hat es auch nicht unterlassen können, ein Verhalten zu tadeln, für das er, wie er sagt, keine Erklärung finden könne. Hat Sie vielleicht jemand von uns, ohne daß wir es wußten, beleidigt?

– O, ich bitte Sie, Madame! stammelte Morgan verwundert.

– Nun, dann verstehe ich Ihr Verhalten auch nicht.

– Weil da nichts zu verstehen ist, antwortete Morgan lebhaft. Trotz dessen, was Sie zu vermuten scheinen, bin ich derselbe geblieben wie vorher. Der einzige Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart liegt nur in dem Interesse, das mir ein zufälliger Umstand erworben hat und das dem

bescheidenen Dolmetscher der »Seamew« doch nicht erlaubte, sich über sich selbst zu erheben.

– Für mich sind Sie der Dolmetscher der »Seamew« aber nicht, erwiderte Alice, deren Wangen eine leichte Röte überflog. Ihre Erklärung ist unzutreffend, und das ist weder Ihrer noch meiner würdig. Gestehen Sie zu, meiner Schwester, mir und Herrn de Sorgues absichtlich aus dem Wege zu gehen?

– Das kann ich nicht leugnen, gestand Morgan.

– Nun, dann wiederhole ich: warum?«

Morgan fühlte, wie ihm seltsame Gedanken durch den Kopf wirbelten. Es gelang ihm jedoch, sich zu fassen, und während er darüber schwieg, sagte er einfach:

»Weil unsre gegenseitigen Lebensverhältnisse mir mein Verhalten vorschreiben und eine große Zurückhaltung verlangen. Könnte ich wohl verkennen, wie weit sie an Bord dieses Fahrzeuges voneinander liegen, wo wir in einer so weit voneinander abweichenden Stellung leben?

– Auch das ist gar keine Entschuldigung, sagte Alice etwas ungeduldig, weil es uns Dreien geziemt, von der Entfernung, die uns, wie Sie meinen, trennen soll, ein für allemal abzusehen.

– Meine Pflicht ist es aber, mich ihrer zu erinnern, erklärte Morgan bestimmt, und nicht ein edelmütiges Gefühl der Dankbarkeit zu mißbrauchen, um mir eine Freiheit zu erlauben, die sehr verschieden gedeutet werden könnte.«

Alice errötete und ihr Herz begann heftiger zu klopfen. Sie hatte das Bewußtsein, sich hier auf einen heißen Boden zu wagen; ein etwas, das stärker war als sie, trieb sie aber unwiderstehlich, das Gespräch, das schon anfang gefährlich zu werden, bis zum Ende durchzuführen.

»Ich verstehe nicht recht, was Sie sagen wollen, gab sie etwas hochmütig zur Antwort, und weiß nicht, welche Beurteilungen es sind, die Sie fürchten zu müssen glauben.

– Und wenn es nur Ihr eignes Urteil wäre, Madame! rief Morgan mehr wider Willen.

– Mein Urteil?

– Ja, das Ihrige, Madame. Auch außerhalb der »Seamew« sind unsre Verhältnisse doch so verschieden, daß jede Annäherung zwischen uns Verdacht erwecken könnte. Was würden andre, was würden Sie selbst von mir denken, wenn ich Ihnen Veranlassung gäbe, je anzunehmen, daß ich es gewagt hätte... gewagt hätte...«

Morgan unterbrach sich schnell und verschloß mit größter Mühe in sich das nicht wieder gut zu machende Wort, das er sich niemals auszusprechen gelobt hatte. Doch schwieg er jetzt nicht schon zu spät? Hatte er nicht genug gesagt, daß Mrs. Lindsay ihn verstehen mußte?

Wenn es an dem war, und hatte Alice das Wort erraten, das ihm auf der Zunge lag, so schien es doch, als ob sie das nicht fürchtete. Durch einen eignen Fehler in eine Lage ohne Ausgang versetzt, trat sie dieser entschlossen entgegen, ohne sich ihr durch kindische Ausflüchte zu entziehen zu suchen. Ohne Scheu hatte sie sich Morgan gerade zugewandt.

»Nun, und.? sagte sie ruhig. Vollenden Sie Ihre Worte.«

Morgan war es, als ob ihm der Boden unter den Füßen fehlte. Seine letzten Entschlüsse wurden wankend. Ermüdet gab er den Kampf auf. Noch eine Sekunde, und sein übervolles Herz schrie sein Geheimnis hinaus...

Da rollte zehn Schritte von ihnen ein Stein hin und gleichzeitig hörte man ein heftiges Aufhusten in der verdünnten Luft. Gleich darauf erschien Roger mit der sehr hinfälligen Dolly und Ignacio Dorta, der zu diesen hinuntergestiegen war, ihnen auf der letzten Strecke zu helfen.

Roger erkannte auf den ersten Blick die Verlegenheit seiner Freunde und verstand, ohne sich's merken zu lassen, sie bald von dem auf ihnen lastenden Drucke zu befreien. Ein kaum

bemerkenswertes Lächeln flog dabei aber doch über sein Gesicht, während er, überall hinweisend, anfing, Dolly das ungeheure Panorama zu erklären, das sich vor ihren Augen ausbreitete.

Sechstes Kapitel

Ein Unfall zur rechten Zeit!

Am 11. Juni um zehn Uhr des Morgens verließ die »Seamew« den Hafen von Orotava. Nach dem Programm hätte das bereits am 7. früh sechs Uhr geschehen sollen, da aber schon eine Verspätung um vier Tage vorlag, glaubte Thompson nichts darin zu finden, wenn er diese um vier Stunden verlängerte. Das hatte ja nicht viel zu bedeuten, da man auf der Heimreise begriffen war und die Passagiere damit Gelegenheit fanden, wieder einmal gründlich auszuruhen.

Man sieht, Thompson fing wieder an, den Liebenswürdigen zu spielen. Jetzt, wo ihn jede Umdrehung der Schraube dem Kai der Themse näher brachte, hielt er es für angezeigt, seine Passagiere, unter denen er ja so manche Feinde hatte, auf alle mögliche Weise milder zu stimmen. Auf einer sechstägigen Fahrt kann ein geschickter Mann vieles wieder gut machen und viele Leute wieder für sich gewinnen. Und wozu hätte ihm ferner auch ein frostiges Benehmen genützt? Einen weitem Halteplatz gab es nicht mehr, und an Bord der »Seamew« war nicht zu befürchten, daß von neuem Verdrießlichkeiten vorkämen.

Die zarte Aufmerksamkeit des General-Unternehmers wurde auch von den Passagieren freudig anerkannt. Alle machten heute Blauen Montag. Nicht ein einziger hatte seine Kabine verlassen, bevor die »Seamew« abfuhr.

Eine zweite zarte Aufmerksamkeit bestand darin, daß der Kapitän Pip auf Thompsons Verlangen eine kleine Rundfahrt

begonnen hatte: ehe der Kurs nach England eingeschlagen wurde, sollte zwischen Teneriffa und Gomera hin und dann um die Insel Ferro gefahren werden, was entschieden ein herrlicher Weg war. Dann sollte es auf Palma zu gehen, vor dem man die Nacht über zu ankern gedachte; das war aber ein unwichtiges Detail, während es hauptsächlich darauf ankam, den Lauf des Schiffes nicht zu verlangsamen. Nach diesem flüchtigen Blicke auf die Gruppe der Kanarischen Inseln, würden die Passagiere, wenn sie am folgenden Morgen erwachten, gewiß erfreut sein, auf der hohen See zu schwimmen.

Entsprechend dem abgeänderten Programm glitt die »Seamew« mit vorschriftsmäßiger Geschwindigkeit von zwölf Knoten in der Stunde längs der Westküste Teneriffas hin, als die Glocke zum Frühstück rief.

Der Tischgäste waren nur wenige; ob wegen Müdigkeit oder aus anderm Grunde, jedenfalls ließen sich viele von ihnen nicht aus ihren Kabinen herauslocken.

Der Abstieg vom Pic war übrigens schneller vor sich gegangen und weit leichter gewesen als der Aufstieg. Nur die, die bis zu dessen Spitze vorgedrungen waren, hatten dabei einige Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Wenn es sich bis zur Alta Vista eigentlich mehr um ein wirkliches Hinabgleiten gehandelt hatte, so mußten sie von diesem Punkte aus wieder ihre Maultiere besteigen und von neuem dem Schleifenweg folgen, der ängstlicher hinab- als schwierig hinauszukommen war. Einmal am Zirkus Las Canadas angelangt, hatte der Rückweg völlig dem Herweg geglichen, und endlich waren die acht Unerschrockenen in bestem Gesundheitszustande am Abend gegen sieben Uhr auf der »Seamew« eingetroffen.

Daß diese acht Touristen längerer Ruhe bedurften, verstand sich ja von selbst. Die andern aber mußten nach zwei Nächten Schlaf wieder vollständig hergestellt sein.

Der Kapitän Pip hatte sie am vorvorigen Tage nacheinander auf dem Schiffe ankommen sehen. Noch vor der Mittagsstunde waren die ersten erschienen, denen die übrigen in Zwischenräumen bald folgten, bis auf Piperboom, der als letzter am Abend um sieben eintraf und über nichts als über einen tüchtigen Hunger zu klagen hatte.

An Lücken fehlte es unter den Passagieren jedoch keineswegs. Die Müdigkeit entspricht ja nicht immer der geleisteten Arbeit, sondern mehr der Anstrengung, die diese gekostet hatte. Alle litten mehr oder weniger an dem oder jenem Übel. Der eine hatte sich etwas verrenkt, den andern belästigte eine durch die weiße Steppe von Las Canadas verursachte Augenentzündung, und der dritte laborierte an einem Rheumatismus, den er sich durch den eisigen Wind auf dem Berge zugezogen hatte.

Das waren nun alles keine ernsthaften Störungen, denn noch vor Ablauf einer Stunde erschienen die Kranken aus ihren Kabinen, gerade in dem Augenblicke, wo die »Seamew« um die Tenospitze bog, mit der im Westen die Insel Teneriffa endigt.

In geringer Entfernung wurde jetzt Gomera sichtbar. Die »Seamew« näherte sich schnell dieser Insel, deren Küste sie in einem Abstände von drei Seemeilen folgte.

Gegen zwei Uhr dampfte man vor ihrem Hauptorte San-Sebastian vorüber, einem Flecken von geringer Bedeutung, der nur merkwürdig ist wegen der Erinnerungen, die er wachruft.

Nach wenigen Schraubenumdrehungen erschien dann die Insel Ferro, die ein zweiundzwanzig Seemeilen breiter Kanal von Gomera scheidet, welchen die »Seamew« in zwei Stunden durchfuhr.

Es war halb vier Uhr, als man anfang, an dieser Insel, der südlichsten der ganzen Gruppe, hinzugleiten. Etwa unter 28°30' nördlicher Breite und unter 18° westlicher Länge (von

Greenwich) gelegen, ist sie für den Handelsverkehr ganz unwichtig und verdankt ihre Berühmtheit nur einer geographischen Zufälligkeit: lange Zeit galt ihr Meridian als Ausgangslinie für alle übrigen und die geographische Länge der verschiedenen Punkte der Erde wurde mit der Zahl der Grade östlich oder westlich von Ferro bezeichnet.

Zum Glück für die Insassen der »Seamew« bietet diese Insel der Neugier der Reisenden aber auch noch andre Anziehungspunkte, als jenes etwas spezielle Interesse. Ihr abschreckendes, wildes Aussehen war es, um deswillen Thompson das Schiff diesen Umweg machen ließ. Weniger hoch aufragend als Teneriffa, Palma und selbst als Gran Canaria, sieht dieser Vorposten des Archipels noch weit unfreundlicher aus als die schon wenig einladenden Landfesten der genannten Inseln. Auf allen Seiten umgibt ihn eine felsige, senkrecht aus dem Meere über tausend Meter aufsteigende Uferwand, die ihn fast unzugänglich macht. Kein Spalt, keine Bucht unterbricht die eiserne Mauer. Die Insulaner, die sich an der Küste unmöglich ansiedeln konnten, haben sich deshalb der großen Mehrheit nach im Innern niedergelassen. Da leben sie abgeschieden von der übrigen Welt, denn nur wenige Schiffe wagen es, zwischen die der Insel vorgelagerten Risse, auf ihre heftigen Strömungen vorzudringen, oder sich den hier oft herrschenden, gefährlichen Stürmen auszusetzen... Hindernissen, die die Fahrt in dieser Gegend ungemein erschweren.

Ein Dampfschiff braucht sich um die Winde und die Strömungen aber kaum zu kümmern. So folgte denn auch die »Seamew« ungestört der öden Küste drei Stunden lang, in denen kein Haus, kein Baum deren wilde Majestät unterbrach.

Im Nordosten und über der Insel Gomera ragte stolz der von Wolken umgebene Pic von Teneriffa hervor und zeigte den Passagieren den Punkt, den zu erreichen nur wenigen von

ihnen gelungen war. Gegen halb sieben Uhr verschwand er, verdeckt durch das Kap Restinga, das die »Seamew« umschiffte. Alle Blicke begrüßten noch einmal den wunderbaren Bergriesen, den wohl keiner der Passagiere je wiedersehen sollte, während der Kapitän nun allmählich einen Kurs nach Norden einschlug. Jetzt ging es also endgültig auf die Heimreise.

Um sieben Uhr war die Tafel vollzählig: Thompson präsierte ihr, der Kapitän saß ihm gegenüber, und die Passagiere hatten ihre gewohnten Plätze eingenommen. Das Meer war ruhig, das Essen recht gut, kurz, alles ließ annehmen, daß nun die Ära der Wiederaussöhnung angebrochen sei. Und dennoch fing diese inmitten eines peinlichen Schweigens ziemlich schlecht an.

Zwischen Alice und Morgan herrschte offenbar eine gewisse Geniertheit. Auf dem Gipfel des Teyde hatten sie gleichzeitig zu viel und zu wenig einander gesagt, und jetzt wagte keines von ihnen, das Gespräch wieder aufzunehmen. Morgan, dem seine unbeschränkte Muße hinfert keine Ausflüchte, zu verschwinden, übrig ließ, hatte den ganzen Nachmittag ein hartnäckiges Schweigen beobachtet, während Alice in Träumereien verloren zu sein schien. Roger, der sie heimlich im Auge behielt, war von seinem diplomatischen Eingreifen unangenehm überrascht.

»Nun ja, da sieht man's, ein paar Liebesleute!« sagte er ironisch für sich.

Und doch hatte deren Verlegenheit klar zutage gelegen, als er mit Dolly nach dem Gipfel des Pics gekommen war. Darüber konnte er sich gar nicht täuschen. Jetzt hielten sie sich voneinander aber desto auffallender zurück, und Roger schloß daraus mit Verdruß, daß er jenes Tête-à-tête doch wohl etwas zu zeitig gestört hätte.

Obwohl die übrigen Touristen nicht dieselben Gründe hatten, herrschte unter ihnen doch eine Art dumpfer Stimmung, die sich des ganzen Schiffes zu bemächtigen schien.

Daß Jack Lindsay griesgrämig war, konnte ja nicht wundernehmen. Das war ja sein gewöhnlicher Zustand. Sich abgesondert haltend, grübelte er noch einmal über die Ereignisse des vorigen Tages. Was mochte geschehen sein, als er trotz seines grimmigen Hasses kraftlos hatte auf dem halben Wege zurückbleiben müssen? Nicht zufrieden, daß er das ja leicht erraten konnte, hätte er es doch beobachten und alles wissen mögen.

Da geriet er in helle Wut. Ah, wenn er mit einem einzigen Schlage dieses vermaledeite Fahrzeug hätte zertrümmern können! Mit welcher Freude hätte er seine Gefährten alle und auch sich selbst in die Fluten gestürzt, wenn er nur das Vergnügen gehabt hätte, gleichzeitig mit seiner Schwägerin auch deren verwünschten Retter umkommen zu sehen.

Doch wenn sich auch Jack Lindsays Verstimmtheit leicht erklären ließ, woher stammte die Niedergeschlagenheit der andern? Warum waren sie im Laufe des Nachmittags nicht ebenso zusammengetreten wie beim Beginne der Reise? Warum hatten sie ihre Eindrücke nicht ausgetauscht, als sie an der abstoßenden Küste von Ferro vorüberkamen, statt einzeln und schweigsam umherzustehen?

Sie hatten eben das notwendigste seelische Gut verloren: die Hoffnung, die gegebenenfalls alle andern ersetzen kann. Bis dahin hatte die Aussicht auf die Zukunft sie aufrecht erhalten. Es war ja nicht ausgeschlossen gewesen, daß ein gelungener Ausflug, ein anständiges Hotel, ein angenehmer Spaziergang ihnen für einen verfehlten Ausflug, einen erbärmlichen Gasthof oder einen allen Atem raubenden, langweiligen Spaziergang Ersatz geboten hätte. Jetzt war das Buch geschlossen. Nach Vollendung der Reise würde den Reisenden keine

Überraschung mehr geschenkt werden. Deshalb verbrachten sie nun auch ihre Zeit damit, sich alles erlittenen Ungemachs zu erinnern, und deshalb beharrten sie, aus gegenseitiger Scham, sich in dieser plumpen Falle haben fangen zu lassen, jetzt, wo ihre Unzufriedenheit durch die letzte Enttäuschung den Gipfel erreicht hatte, auf ihrem dumpfen, bedrohlichen Schweigen.

Daß das fort dauerte, darüber freute sich Saunders weidlich. Er fühlte die latente elektrische Spannung. Unzweifelhaft lag ein Gewitter in der Luft. Das wollte er zum Ausbruch bringen. Er wartete nur auf eine passende Gelegenheit, und an der sollte es ihm nicht fehlen.

Schon hatte er mehrere unangenehme Bemerkungen fallen lassen, ohne das gewünschte Echo zu finden, als ihm zwei nebeneinanderliegende leere Plätze ins Auge fielen, die gewöhnlich besetzt gewesen waren.

»Zwei kluge Passagiere, die auf Las Palmas französisch Abschied genommen haben,« dachte er anfänglich.

Eine aufmerksamere Betrachtung lehrte ihn aber seinen Irrtum. Die leeren Plätze waren die der jungen Eheleute, die in Santa-Cruz ihrer Gewohnheit gemäß gleich ans Land gegangen waren.

Saunders verkündigte das sofort mit lauter Stimme und erkundigte sich nach den abwesenden Passagieren. Die hatte keiner gesehen.

»Sie befinden sich vielleicht nicht wohl, meinte Thompson.

– Warum sollten sie krank geworden sein? erwiderte Saunders bissig. Sie waren es doch gestern nicht wie Sie.

– Ja, wo glauben Sie denn, daß die beiden sein könnten? fragte Thompson in aller Sanftmut.

– Weiß ich das etwa? antwortete Saunders. Sie werden die Leuten bei Teneriffa einfach vergessen haben.«

Saunders hatte das nur wie hingeworfen gesagt. Thompson zuckte dazu mit den Schultern.

»Wie kommen Sie darauf, daß die Leuten vergessen worden wären? Hatten sie denn nicht ein Programm in den Händen?«

Bei diesen Worten mischte sich auch der Baronet in das Gespräch ein.

»Ein Programm? Ja freilich, sagte er mit scharfer Stimme. Das sagt aber, daß die »Seamew« am vierten Juni von Santa-Cruz abfahren werde und nicht am siebenten und auch nicht von Orotava. Und auf ein solches Programm berufen Sie sich!

– Sie mußten jedoch von dessen Abänderung unterrichtet sein, entgegnete Thompson. Übrigens gibt es ja nichts Einfacheres, als einmal an ihre Kabinentür klopfen zu lassen.«

Zwei Minuten darauf meldete Roastbeaf, daß die betreffende Kabine leer sei. Die jungen Leute waren also zweifellos verschwunden.

Trotz seiner gewöhnlich so zuversichtlichen Haltung war Thompson etwas erbleicht; die Sache nahm ein ernstes Gesicht an. Den Leuten die Bezahlung für eine Reise abzunehmen und sie dann unterwegs ruhig sitzen zu lassen, ein solch leichtherziges Verfahren würden die englischen Gerichtshöfe sicherlich hart verurteilen.

»Da gibt es nur ein Mittel, sagte der Agent nach einiger Überlegung, nämlich das, wenn die Herren zustimmen, noch einmal nach Santa-Cruz auf Teneriffa umzukehren. Infolge des Umwegs, den wir gemacht haben, wird uns das nicht viel aus unsrer Route verschlagen, und schon morgen...

Da wurde er von einem tollen Lärm unterbrochen. Alle Passagiere sprachen durcheinander. Eine Reise in Gesellschaft dieses General-Unternehmers um einen Tag, nur um eine Stunde zu verlängern... nein, nimmermehr! Offenbar schlug das dem Fasse den Boden aus, das Gewitter begann sich zu entladen. Daß der Blitz einschläge, dafür wollte Saunders schon sorgen.

Seine Stimme allein übertönte die aller übrigen. Er gestikuliert mit dem entsetzlichen Geräusche verrosteter Bleuelstangen.

»Nun auch uns noch aufhalten! schrie er ordentlich hinaus. Zum Donnerwetter, ist es etwa unser Fehler, wenn Sie Passagiere wie ein Schnupftuch verlieren? Das mögen Sie mit den beiden Leuten ausmachen. Wir hätten einen gar zu langen Weg, wenn alles aufgesucht werden sollte, was Sie unterwegs vergessen haben, Ihre Verpflichtungen zum Beispiel, denen Sie überall, auf den Azoren, auf Madeira und auf den Kanarien, nicht nachgekommen sind. Das wird sich ja noch in London finden!« fügte er mit schrecklicher Stimme hinzu, indem er mit aller Kraft auf sein Notizbuch schlug.

Thompson erhob sich und verließ die Tafel.

»Sie sprechen mit mir in einem Tone, der mir nicht paßt, mein Herr, sagte er, bemüht, eine würdige Haltung anzunehmen. Gestatten Sie mir also, hier abzubrechen und mich zurückzuziehen.«

Daß die beleidigenden Redensarten aber auch nur Thompsons Epidermis verletzt hätten, dürfte sehr zweifelhaft sein. Seine übrigens normale Haut war gegen solche Nadelstiche gepanzert. Er fürchtete nur die beklagenswerte Wirkung eines so groben Ausfalles, jetzt, wo die Erweckung einer versöhnlichen Stimmung seine Hauptsorge war. Da erschien es besser, erst wieder Ruhe eintreten zu lassen. Dann wollte er sein Friedenswerk wieder aufnehmen und hoffte, daß einige gute Mahlzeiten ihm die jetzt aufgeregten Reisenden wieder zu Freunden machen würden.

Er kannte seinen Feind aber schlecht. Saunders folgte ihm auf den Fersen nach dem Spardeck, wohin er sich geflüchtet hatte, und hinter dem kamen noch alle Passagiere ohne Ausnahme, die einen erhitzt, die andern, wie Roger und die zwei Amerikanerinnen, nur belustigt über den ganzen Auftritt,

während übrigens alle die Vor- und Einwürfe des groben Saunders zwar nicht der Form, aber doch dem Sinne nach billigten.

»Ja, mein Herr, spektakelte Saunders hier weiter, indem er den unglücklichen General-Unternehmer in eine Ecke drängte und ihm sein Notizbuch unter die Nase hielt, wir werden uns schon in London wegen Ihrer schönen Zusagen sprechen, und das Gericht wird Ihre vortrefflichen Scherze nach Gebühr zu würdigen wissen. Ich werde meine Rechnung vorlegen, werde den Beweis liefern, daß Ihr schmutziger Geiz mich zu diesen Ausgaben über den Preis für meinen Platz gezwungen hat, die sich auf siebenundzwanzig Pfund Sterling, neun Schilling und fünf Pence (686 Frcs. 80 Cent. = 548 M. 74 Ps.) belaufen. Ich werde vor Gericht erzählen, wie Mistreß Lindsay fast ertrunken wäre, und mich ebenso über die Lawine von San Miguel, das Frühstück in Horta, den Rheumatismus Sir Hamiltons und über das Hüftweh des Herrn Blockhead aussprechen...

– Erlauben Sie! Ich bitte Sie! fiel Blockhead mit schwacher Stimme ein.

–... und werde Klage führen über die jämmerlichen Hotels, über alle unsre Ausflüge, unsre so schön organisierten Spaziergänge, ohne den letzten, die unsinnige Besteigung des Pics von Teneriffa, zu vergessen, von der die meisten Ihrer Passagiere krank zurückgekommen sind und von der die zähesten nichts mit zurückgebracht haben als... nun ja, als Flöhe!

– Bravo, bravo! riefen alle Zuhörer mit einer durch schadenfrohes Lachen halberstickten Stimme.

– Verlassen Sie sich darauf, mein Herr, fuhr Saunders, der einmal im Zuge war, fort, alles das werde ich tun. Inzwischen will ich gerade voraussagen, mein Herr Thompson: wir sind von Ihnen bestohlen worden!«

Der Auftritt nahm entschieden eine schlimme Wendung. Gegenüber der Heftigkeit seines Gegners und den von diesem gebrauchten Worten, sah er ein, daß er Protest einlegen müsse, und das tat er denn auch.

»Wahrhaftig, erklärte er, das ist nicht mehr zu ertragen! Wenn Sie glauben, sich ans Gericht wenden zu müssen, so warten Sie wenigstens dessen Urteilsspruch ab, ersparen Sie mir aber Auftritte wie diesen. Schon seit der Abreise habe ich es immer mit Ihnen zu tun gehabt. Wenn Sie nicht bei uns wären, würden sich alle für befriedigt erklären. Was haben Sie denn gegen mich? Ich kenne Sie ja übrigens gar nicht, Herr Saunders!

– Sie kennen mich im Gegenteil sehr gut, erwiderte Saunders.

– Ich?... Sie?...

– Jawohl, Sie!«

Der unversöhnliche Passagier pflanzte sich dicht vor dem General-Unternehmer auf.

»Mein Name lautet gar nicht Saunders.

– Bah! stieß Thompson mit einem Blick auf seinen Feind.

– Mein Name ist Baker, mein Herr, rief dieser, indem er seinen langen Arm gen Himmel streckte.

– Baker!

– Ja, mein Herr Thompson, Baker, Direktor eines Reisebureaus, das aber, wie ich mir schmeichle, mit dem Ihrigen in keinerlei Verbindung steht.«

Diesen Theatercoup hatte vorher nichts ahnen lassen. Nach einem Ausrufe der Überraschung schwiegen die Passagiere still und richteten die Augen auf Baker, der in aggressiver Haltung die Wirkung seiner Enthüllung abwartete.

Diese Enthüllung, die nach der Ansicht ihres Autors Thompson hätte niederschmettern sollen, schien diesen im Gegenteil eher aufzuheitern.

»Baker! wiederholte er spöttisch. Das erklärt ja alles! Und wenn ich jetzt denke, daß ich Ihren unausgesetzten Nörgeleien gar Aufmerksamkeit geschenkt habe! Alles kommt ja nur auf den niedrigsten Konkurrenzneid hinaus!«

Thompson bewegte dazu die Hand mit verächtlicher Sorglosigkeit. Das sollte aber nicht lange dauern... Baker, wir bezeichnen ihn von hier an mit seinem wahren Namen, hatte eine wahrhaft wilde Miene angenommen, die die Heiterkeit des unklugen General-Unternehmers schnell gefrieren ließ.

»Hier, erklärte Baker sehr kühl, hier bin ich ein Passagier wie die andern und habe wie die andern das Recht, auszusprechen, daß ich bestohlen worden bin.

– Warum sind Sie denn überhaupt hier? entgegnete ihm Thompson gereizt. Wer und was hat Sie gezwungen, hierher zu kommen?

– Oho, antwortete Baker, glauben Sie denn, wir warteten nur darauf, uns von Ihnen ruinieren zu lassen? Warum ich hier bin?... Um zu sehen. Und gesehen habe ich gerade genug. Ich weiß nun, was bei der sinnlosen Preiserniedrigung herauskommt, die Possenreißer Ihres Schlages verschulden. Daneben habe ich auch noch auf ein andres Vergnügen gerechnet. Sie kennen jedenfalls die Geschichte jenes Engländers, der einem Tierbändiger immer nachreiste in der Hoffnung, einmal zu sehen, wie der von seinen Bestien zerfleischt würde.«

Thompson verzog das Gesicht.

»Zwischen jenem Engländer und mir besteht nur der Unterschied, daß ich die Lust verspüre, selbst die Zähne zu gebrauchen. Wenn ich mich nicht bezwänge, Herr, wissen Sie, daß ich Sie zum Boxen herausfordern würde?«

Um die beiden Champions erscholl ein Donner von Bravos. Angestachelt durch diese Zurufe, nahm Baker die klassische Stellung der Faustkämpfer ein und tat einen Schritt nach vorn.

Thompson hätte da gern einen nach rückwärts gemacht, wie hätte er aber die Mauer von Menschenleibern durchbrechen können, die ihn auf allen Seiten umgab?

»Meine Herren! meine Herren!« begann er zu bitten.

Baker, der langsam immer weiter auf ihn eindrang, war nahe daran, von Worten zu Taten überzugehen.

Plötzlich wurde das Schiff gewaltsam erschüttert; ein ohrenbetäubendes Zischen kam von der Maschine her.

Alle, die beiden Streithengste eingeschlossen, erstarrten vor Schreck. Zu dem Pfeifen und Zischen gesellten sich Schmerzensschreie und aus der Kappe und den Windfängen des Maschinenraumes strömten dichte Dampfvolken hervor. Die Schraube stand sofort still.

Was war hier vorgegangen?

Als erster stürmte der Kapitän Pip nach dem Orte der Gefahr. Er wollte schon die eiserne Treppenleiter hinuntersteigen, die zu den Maschinen führte, als einer der Heizer auf das Deck sprang und schreiend davonlief. Ein zweiter folgte ihm, beide waren aber glücklicherweise nicht eigentlich verletzt.

Ein Heizer fehlte noch. Bald sah man ihn aber erscheinen oder vielmehr von Mr. Bishop herausgetragen werden. Der Arme war übel zugerichtet; am ganzen Körper verbrüht, stieß er klägliche Schmerzensrufe aus.

Als der Mann auf das Deck an einer Stelle niedergelegt war, wo der noch immer laut prasselnd ausströmende Dampf ihn nicht erreichen konnte, richtete sich Bishop wieder auf, und da zeigte es sich, daß auch der an Brust und Gesicht stark verbrüht war. Darauf schien er jedoch nicht viel Wert zu legen, denn er wendete sich sogleich wieder dem Kapitän zu, diesem Rede und Antwort zu stehen.

»Was ist denn geschehen, Bishop? fragte Pip.

– Ein Unfall, Herr Kapitän. Ich hatte Ihnen doch schon früher gesagt, daß man aus etwas Altem nicht etwas Neues machen

könne. Der Kessel hat einen Riß erhalten, zum Glück an der untern Wand, so daß er die Feuer gelöscht hat.

– Ist der Riß zu reparieren?

– Nein, Herr Kapitän.

– ‘s ist gut, Herr Bishop,« sagte Pip, der, während die Passagiere sich unter der Leitung Flyships um den Schwerverletzten bemühten, wieder seinen Posten einnahm.

»Das Großsegel setzen! Die Klüversegel setzen! Alles, alles heraus!« kommandierte er in gewöhnlichem Tone.

Als er dann noch einen Blick auf Mr. Bishop und den Heizer geworfen hatte, den man eben in halb bewußtlosem Zustande nach einer Kabine schaffte, wendete er sich seinem Artimon zu, den nichts in der Welt hätte von seinem hergebrachten Posten verdrängen können.

Er sah Artimon an und Artimon wieder den Kapitän. Nach Austausch der beiderseitiges Verständnis verratenden Blicke schielte dieser auf eine nur für die wichtigsten Vorkommnisse vorbehaltne Weise, und rief, nachdem er noch ins Meer gespuckt hatte:

»Beim Barte meiner Mutter, Master, da sitzen wir hübsch in der Tinte!«

Siebentes Kapitel

Im Treiben

Am nächsten Tage, am 12. Juni, um acht Uhr morgens stieg er von dem Wachthäuschen herunter, wo er sich die Nacht über aufgehalten hatte, und sah einmal nach Mr. Bishop und nach dem verwundeten Heizer. Die beiden Verletzten befanden sich besser. Dadurch beruhigt, begab sich der Kapitän in seine Kabine und schrieb mit ruhiger Hand ins Schiffbuch ein: »11. Juni. Abgefahren um zehn Uhr Vormittag von Orotava auf Teneriffa (Kanaria) auf der Heimreise nach London (England). Die Route nach Angabe des Reeders verändert. Kurs nach Westen. Zu Mittag die Tenospitze umschifft. Die Insel Gomera in Sicht bekommen. Kurs nach Süden eingeschlagen. Halb zwei Uhr nach Südwesten abgewichen; Gomera an Steuerbord liegen gelassen. Um vier Uhr längs der Insel Ferro hingefahren. Kurs Süd, ein Viertel West. Halb sieben die Restingaspitze der Insel Ferro (Kanarien) doubliert. Mannschaft zum Essen geschickt. Um sieben Uhr Essen der Offiziere. Um acht Uhr der Kessel, als wir gegenüber dem Hafen von Naos, fünf Seemeilen von der Küste hindampften, einen Riß drei Zoll über seinem tiefsten Punkt bekommen, wodurch die Feuer gelöscht wurden. Mr. Bishop, der erste Maschinenmeister, im Gesicht und an der Brust verbrüht, als er einen bewußtlosen und schwerverletzten Heizer auf Deck trug.

Er erklärt den Schaden für unreparierbar. Ließ sofort alle Segel setzen, Kurs scharf gegen den Nordostpassat. Die gewöhnlichen Signale gegeben. Halb acht Uhr vor dem Wind

gewendet. Mit Anbruch der Nacht Raketen... vergeblich Um neun Uhr vor dem Winde gewendet, um zehn Uhr nochmals.

12. Juni. Um zwei Uhr vor dem Wind gewendet, um vier Uhr noch einmal. Bei Tagesanbruch Insel Ferro ungefähr zwanzig Meilen im Norden noch in Sicht. Die Flagge in Schau wehen gelassen. Sondiert, ohne Grund zu finden. Wir treiben vor dem Nordostpassat weiter ab. Um neun Uhr befinden wir uns etwa dreißig Meilen von der Insel Ferro. Steuer nach Süden ein Quart West; Kurs mit Backbordhalben nach den Inseln des Grünen Vorgebirges.«

Als er den Schlußpunkt hinter seine Worte gesetzt hatte, streckte sich der Kapitän auf seinem Bette aus und schlief friedlich ein.

Leider besaßen nicht alle Passagiere der »Seamew« diese Seelenruhe, die es dem braven Kapitän Pip erlaubte, so eingreifende Ereignisse in so kurzen einfachen Worten aufzuzeichnen. Am vergangenen Abend war es nahe daran gewesen, daß eine Panik ausbrach und daß die Boote aufs Wasser gesetzt worden wären, als ob ein wirklicher Schiffbruch bevorstehe. Alle hatten sich aber, dank der Kaltblütigkeit des Kapitäns, dem man einmal ein unerschütterliches Vertrauen entgegenbrachte, allmählich wieder beruhigt.

Trotzdem waren die meisten Passagiere einen Teil der Nacht auf dem Spardeck geblieben, indem sie den Unfall besprachen und dessen wahrscheinliche Folgen erwogen. Unter diesen Gruppen stand Thompson gewiß nicht im Geruche der Heiligkeit. Er hatte die Lustreisenden nicht nur an ihrem Geldbeutel geschädigt, sondern er brachte sogar ihr Leben in Gefahr. Mit unverzeihlicher Sorglosigkeit hatte er sie – die bezügliche Aussage Bishops lautete hierüber geradezu vernichtend – aus Sparsamkeit auf einem alten, fast schon ganz dienstunfähigen Schiffe zusammengepfercht, einem alten

Kasten, dem schon vor Beendigung der Fahrt der Atem ausging. Jetzt verstanden die Touristen, wie es der Agentur möglich geworden war, im Preise immer weiter herabzugehen, wodurch sich so viele Gimpel hatten fangen lassen.

Hier hatte nun Baker einen Unfall, den er mit Recht in sein Notizbuch einschreiben konnte. Ohne Zweifel ließ sich damit eine tüchtige Entschädigungsforderung begründen, wenn er je in die Lage kam, bei den englischen Richtern vorstellig zu werden.

Augenblicklich waren diese Richter ja sehr fern, und der für die überzeugendsten Argumente unempfindliche Ozean umgab an allen Seiten das steuerlose Schiff. Was sollte nun aus dessen Insassen werden? Nach welchem Punkt der Meere wurde der unlenkbare Dampfer, das treibende Schiff, hin verschlagen?

Wenn man jedoch den Kapitän sah, wie der von seiner Brücke aus alle Kommandos mit Ruhe erteilte, und wenn man sah, daß die »Seamew«, die jetzt alle Segel trug, wieder Fahrt machte und auf die Südküste der in der Nacht unsichtbar gewesenen Insel Ferro zuhielt, gingen alle an, ruhiger zu werden. Am folgenden Tage würde man jedenfalls im Schutze einer Einbiegung des steilen Ufers liegen und konnte sich dann in nicht zu ferner Zeit auf einem der regelmäßigen Paketboote einschiffen.

Das Spardeck wurde allmählich leer. Alles schlief auf dem Hinterteil der »Seamew«, als der Steuermann Mitternacht schlug.

Mit Tagesanbruch erschienen die aus einem gewiß etwas unruhigen Schlafe erwachten Passagiere fast ohne Ausnahme wieder auf dem Deck. Wie enttäuscht fühlten sie sich aber, als sie zwanzig Seemeilen weit draußen die Nordküste der Insel Ferro erblickten, an der sie zu landen gehofft hatten.

Es bedurfte nichts Geringeren als des Anblickes des Kapitäns Pip, der, als ob gar nichts geschehen wäre, seine Promenade

auf dem Deck fortsetzte, ihnen wieder etwas Mut einzuflößen. Dennoch wurden sie wieder ängstlicher, als sie sahen, wie sich das Land mehr und mehr von ihnen entfernte.

Da fragten sich alle, was das zu bedeuten habe, und es wurde als eine wirkliche Erleichterung empfunden, als der Kapitän die Passagiere ersuchen ließ, sich im Salon zu versammeln, um von ihm eine Erklärung zu erhalten.

In einem Augenblick war der Salon vollständig gefüllt und schwirrten Gespräche hin und her, die beim Eintritt des Kapitäns verstummten.

Mit wenigen Worten sprach sich dieser über die jetzige Lage aus.

Die »Seamew«, deren Maschine außer Tätigkeit gesetzt war, konnte nur noch auf ihre Segel rechnen. Ein Dampfer ist für diese Art von Fortbewegung freilich nur noch notdürftig eingerichtet; er kann dem Winde nur eine unzureichende Segelfläche bieten. Außerdem ist aber auch die Form seines Rumpfes dazu ziemlich unpassend, während ein Segelschiff, scharf am Winde hinstreichend, noch ziemlich gut vorwärtskommen würde, treibt ein Dampfer infolge der geringen Aushöhlung seines Rumpfes hilflos ab und bewegt sich fast ebenso viel mit seiner Langseite wie mit dem Bug vorn weiter.

Obwohl der Kapitän sich keinen Illusionen hingab, hatte er doch diese Gangart versucht, in der Hoffnung, daß er damit allein dem Archipel der Kanarien näher kommen könnte. Die ganze Nacht war laviert worden, um gegen den Nordostpassat einigermaßen aufzukommen. Wie der Kapitän vorausgesehen hatte, war das Schiff weit abgetrieben worden, und das destomehr, weil es gleichzeitig in einer Strömung von zwei Knoten in der Stunde lag, die, ein Zweig des Golfstromes, an der Westküste Afrikas von Norden nach Süden hinfließt.

Unter diesen Verhältnissen wäre es Torheit gewesen, dagegen ankämpfen zu wollen. Besser war es jedenfalls, die Strömung und den Wind zu benützen, um so schnell wie möglich einen Nothafen zu erreichen.

Einen solchen zu finden, boten sich nun zwei Wege. Der eine nach den französischen Besitzungen des Senegal, der andre nach den Inseln des Grünen Vorgebirges. Der Kapitän hatte sich für den zweiten entschieden. Wie er seinen Zuhörern erklärte, war die Entfernung dahin die gleiche, und er hielt sich dabei mehr fern von der Küste Afrikas, der er sich mit einem Schiffe von so schwacher eigener Bewegungsfähigkeit weiter zu nähern mit gutem Grunde fürchtete.

Im übrigen lag kein Grund zur Beunruhigung vor. Der Wind war günstig und hier in der Gegend der Passate ließ sich erwarten, daß er in gleicher Weise anhalten würde. Es handelte sich jetzt also nur um eine Verlängerung der Reise, ohne daß deren Gefahren sich dabei irgendwie vermehrt hätten.

Nach Beendigung seines Speechs grüßte der Kapitän, und nachdem er so manövriert hatte, daß das Schiff den neuen Kurs einschlagen mußte, begab er sich in seine Kabine und trug, ehe er sich niederlegte, in das Schiffsjournal den vorschriftsmäßigen Bericht über die Vorfälle ein, die sich bis dahin ereignet hatten.

Die Passagiere hatten inzwischen ihre Ruhe vollständig wiedergefunden. Im Salon, worin es kurz vorher so geräuschvoll zugegangen war, herrschte jetzt tiefes Schweigen.

Zu derselben Zeit wie seine Passagiere hatte auch Thompson die Mitteilung des Kapitäns erhalten. Jedenfalls kam alles, was hier vorfiel, auf das Schuldkonto des General-Unternehmers; daran zweifelte niemand. Und doch sah derselbe so unglücklich, so völlig zusammengebrochen aus, daß keiner das Herz hatte, ihm den geringsten Vorwurf zu machen. Was war

er denn jetzt andres als ein Schiffbrüchiger, so gut wie alle übrigen?

Da wurde die tiefe Stille durch ein lustiges Gelächter jäh unterbrochen. Alle richteten sich in die Höhe und erkannten verwundert, daß das von Roger de Sorgues ausging. Der belustigte sich herzlich über die unerwarteten neuen Umwege, und bemerkte gar nicht, wie sehr sich seine Gefährten über ihn wunderten.

»Herr, mein Gott, lieber Herr, sagte er mit einem freundschaftlichen Klaps auf Thompsons Schulter, welche drolligen Reisen macht man doch mit so einer englischen Agentur! Da fährt man auf einem Dampfer nach den Kanarien ab und landet am Grünen Vorgebirge auf einem Segelschiffe; das ist doch ein Spaß, der sich sehen lassen kann!«

Rogers unwiderstehliche Heiterkeit steckte auch die beiden amerikanischen Damen an und verbreitete sich auf das Spardeck, während im Salon sich die Zungen wieder lösten. Rogers Lachen hatte die gelähmten Nerven wieder belebt, besser als die dringlichsten Vorstellungen, als die weisesten Ratschläge hatte es den gesunkenen Mut aufs neue erhoben. Man begann diese Zugabe zur Lustreise mit leichtem Herzen hinzunehmen, ohne daß gerade alle den Optimismus des lustigen französischen Offiziers teilten.

In der Tat rechtfertigte auch die gegenwärtige Lage diesen Rest von Unruhe. Es war ja keine einfache Spazierfahrt, die die »Seamew« hier unternahm. Zwischen der Insel Ferro und der ersten Insel des Grünen Vorgebirges galt es, ungefähr eine Strecke von siebenhundert Seemeilen zurückzulegen. Bei der Geschwindigkeit von fünf Knoten, die die Strömung und ihre notdürftige Segelfläche der »Seamew« erteilten, verlangten diese siebenhundert Meilen schwerlich weniger als acht Tage. Und was kann einem der launenhafte Neptun in acht Tagen nicht alles bescheren!

Da aber die Verzweiflung doch auch nichts hätte nützen können, ergab man sich darein. Nach und nach nahm das Schiff sein gewöhnliches Aussehen wieder an, und das Leben an Bord, dessen Eintönigkeit auch die zur bestimmten Stunde genossenen Mahlzeiten einige Abwechslung verliehen, verlief wieder fast ebenso wie vorher.

Die Frage der Mahlzeiten hatte jetzt freilich eher eine noch höhere Bedeutung gewonnen. Die Touristen verlangten darin eher mehr, wie man auch im Eisenbahnwagen mehr aus Mangel an Beschäftigung als aus Hunger öfter zu essen pflegt. Thompson ließ das ruhig hingehen, ja er bestärkte darin aus Feigheit, deren Unklugheit ihm bald zu Gemüte geführt werden sollte, ohne Wissen des Kapitäns Pip noch diese Zerstreuung seiner Schutzbefohlenen in der chimärischen Hoffnung, dadurch Absolution zu erhalten.

Vor allem wußte Piperboom – aus Rotterdam – die Ablenkung von trüben Gedanken zu schätzen. Fest verwachsen mit dem General-Unternehmer, hatte er die Explosion ebenso gehört wie die Mitteilungen des Kapitäns Pip, doch ob er es verstanden haben mochte, daß der sich für gezwungen erklärt hatte, einen ganz andern Kurs einzuschlagen? Seine Blicke, die er mehr als einmal dem Kompaß und der Sonne zuwandte, schien dafür zu sprechen. Wenn auch er eine gewisse Unruhe empfand, so verminderte diese wenigstens nicht seinen Appetit. Er bewährte sich noch immer als warmer Freund aller Kunststücke der Schiffsküche. Wie viele Mahlzeiten, Breaksasis, Dinners, Teas und Luncheous es auch gab, er nahm an allen mit ungeschwächten Kräften teil. Sein Magen war entschieden grundlos.

In gleicher Weise wie dieser unausfüllbare Abgrund schwamm der trinkfeste Johnson womöglich in noch größerer Seligkeit als je vorher. Er war schließlich zu dem Punkte gelangt, wo die totale Trunkenheit zur chronischen

Krankheit wurde, und die wußte er sich in schlauester Weise zu konservieren. Auf die zwanglosen Promenaden auf dem Spardeck hatte er fast gänzlich verzichtet. Nur von Zeit zu Zeit, wurde er einmal hier sichtbar. Fast immer lag er im Schläfe, und erwachte daraus nur, die nötige Quantität zu trinken, um wieder einzuschlafen. Von dem Unfall, der die »Seamew« zu einem Segelschiff verwandelt hatte, von dem neuen Kurs, den sie deshalb einzuhalten gezwungen war, wußte er nicht das geringste, und hätte er's gewußt, so wäre ihm das höchst gleichgültig gewesen. Konnte er denn auf dem Lande mehr betrunken sein als auf diesem Schiffe, das mit alkoholischen Getränken sehr reichlich versehen war und das ihm die Empfindung einflößte, in einem Wirtshaus zu wohnen?

Der Allerglücklichste an Bord aber war wie gewöhnlich Mr. Absyrthus Blockhead, der »Ehren-Krämer«, den die Natur mit einem so wunderbaren Charakter ausgestattet hatte. Als der Unfall eintraf, empfand er darüber wirklich eine echte Freude. Seit mehreren Tagen hatten er und seine Töchter sich zum ersten Male wieder auf einen Stuhl setzen können, ohne vor Schmerzen aufzuschreien. Sie beglückwünschten einander gerade alle drei wegen dieser angenehmen Veränderung, als das Zischen des ausströmenden Dampfes sie nötigte, vorzeitig eine Lage aufzugeben, der sie sich so lange nicht erfreut hatten.

Mr. Blockhead beklagte gewiß die beiden Verletzten, die eines Tages, einer gestützt auf den andern, hervorkamen, und sicherlich empfand auch er einige Unruhe wegen der Folgen des unangenehmen Ereignisses, dagegen erfüllte es ihn mit einer eiteln Befriedigung, in so schwere Gefahr geraten zu sein. Als der Kapitän Pip aber erst den neuen Kurs einschlug, das wirkte auf ihn noch ganz anders. Der Gedanke, auch noch das Grüne Vorgebirge zu besuchen, ließ in ihm einen wahren Ozean von Hypothesen aufquellen.

Bisher wenigstens hatte er sich nicht bemüht, bei dem allgemeinen Unglück sein Licht untern Scheffel zu stellen, im Gegenteil setzte er alles daran, die Fahrt des Schiffes zu beschleunigen. Zuerst riet er dem Kapitän, die Beseglung zu vergrößern, und bot ihm dazu alle Decken und Servietten der »Seamew« an... ein Vorschlag, der freilich abgewiesen wurde. Mr. Blockhead erkannte sich deshalb aber nicht als besiegt und übertrug seine Theorien eifrigst in die Praxis.

Vom Morgen bis zum Abend konnte man ihn mit seiner Gattin, seinem Sohne und seinen Töchtern auf dem Hinterdeck sitzen sehen, wo alle ihre Taschentücher als kleine Segel ausgebreitet hielten. Waren sie der langweiligen Übung überdrüssig, so erhoben sie sich, stellten sich in einer Querlinie auf und bliesen bis zum Atemverlieren in die Segel der »Seamew« hinein.

Hätte Mr. Blockhead die Kenntnisse des seligen Archimedes besessen, so würde er gewußt haben, daß man, um auf einen Körper eine Wirkung auszuüben, einen Stützpunkt außerhalb desselben Körpers einnehmen muß. Mister Blockhead war jedoch kein Archimedes, aber er setzte keinen Zweifel darein, daß die Reise wesentlich abgekürzt werden würde durch seine verdienstlichen Anstrengungen, über die sich die andern Passagiere weidlich lustig machten.

Ob nun sein gewaltsames Aufblasen der Wangen oder sonst etwas andres daran schuld war, jedenfalls zwang am dritten Tage ein rasender Zahnschmerz Mr. Blockhead, die illoyale Konkurrenz mit Boreas aufzugeben. Binnen zwei Stunden schwoll seine rechte Wange in erschreckender Weise an und verlieh ihrem Träger das merkwürdigste Aussehen von der Welt. Dank dieser außerordentlichen Anstrengung sorgte Mr. Blockhead auch weiter für die Heiterkeit an Bord, denn seine Gefährten, die jetzt des Schauspiels beraubt waren, das seine

nautische Weisheit bereitete, amüsierten sich einfach nun auf andre Weise.

Wie kam es aber, daß Miß Mary und Miß Beß ihren ehrenwerten Vater bei seinen nutzlosen Bemühungen unterstützten? Hatten sie ihre Pflicht denn ganz vergessen? Darauf verzichtet, Tigg vor den Krallen des Todes zu bewahren?

Ja, wir müssen gestehen, daß sie davon abgekommen waren. Ach, nicht ohne Schmerzen und ohne Kampf hatten die beiden Engel der Barmherzigkeit der Mission entsagt, die die Nächstenliebe ihnen auferlegt hatte. Leider hatten sie sich aber überzeugen müssen, daß es eine andre Wächterin auf sich genommen hatte, die fluchtverdächtige Seele auf der Erde zurückzuhalten. Was bei Gelegenheit der Besteigung des Teyde, an der teilzunehmen das Hüftweh sie verhindert hatte, vor sich gegangen war, das wußten Miß Mary und Miß Beß zwar nicht, die Folgen dieses Spazierganges konnten sie aber nicht verkennen. Seit jener Stunde hielt Miß Margaret die Zügel in der Hand, und nach verschiedenen vergeblichen Versuchen hatten die beiden lebenswürdigen Schwestern sich für besiegt erklären müssen.

Immerhin interessierten sie sich auch noch ferner für den Verzweifelten, auf den sie vergeblich das Manna ihrer Ergebenheit hatten herabregnen lassen, und sie sagten voraus, daß Tigg, wo er von ihnen nicht mehr behütet wurde, noch die Beute entsetzlicher Zufälle werden würde.

»Du wirst es schon noch sehen, sagte Miß Mary mit düsterer Miene, daß ihm ein Unglück zustößt.

– Er wird sich ein Leid antun, meine Liebe,« erklärte Miß Beß schauernd.

In der nächsten Zeit schien diese traurige Prophezeiung freilich nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Augenblicklich zeigte der von der Familie Hamilton adoptierte Tigg nur die

schlimmste Undankbarkeit gegen seine frühern Schutzengel, und Miß Margaret Hamilton schien über die Schwäche seines Gedächtnisses keineswegs ungehalten zu sein.

Deren Vater war davon nicht minder befriedigt. Sein Leben war ja etwas aus dem Gleichgewicht gekommen. Seitdem die »Seamew« sich vollständig außerhalb des Programmes bewegte, fehlte es ihm an Gelegenheit zu seinen gewohnten Reklamationen, und das lastete schwer auf dem liebenswürdigen Baronet.

Baker gegenüber hatte er sich vergeblich darüber ausgesprochen; da dieser seine Schiffe hinter sich verbrannt hatte, konnte er auch nichts mehr tun. Die beiden Verschwornen sahen sich genötigt, ihre alten Klagen bis zu dem noch so fernen Tage für sich zu behalten, wo es ihnen, nach London zurückgekehrt, möglich sein würde, ihrer Rache durch Prozesse Ausdruck zu verleihen, denen sich, wie sie hofften, viele der so stark geprellten Passagiere als Verbündete anschließen würden.

Inzwischen verging die Zeit, und die Resignation machte allmählich einer drückenden Traurigkeit Platz; je mehr sich die Fahrt verlängerte, desto mehr erwachte auch die Unruhe wieder.

An Bord fehlte es jedoch nicht an glücklichen Naturen, deren robuste Heiterkeit nichts zu unterdrücken vermochte, und auch nicht an festen Charaktern, die keine Gefahr erschüttern konnte. Natürlich gehörten Dolly und Roger zu den ersten und Alice und Morgan jedenfalls zu den zweiten.

Doch auch diese schien ein Verhängnis in Fesseln geschlagen zu haben, und die dumpfe Trauer des Quartetts trat unter der allgemeinen Traurigkeit noch besonders hervor.

Zwischen Alice und Morgan nahm von Tag zu Tag ein Mißverständnis zu, das zu keiner Aufklärung geeignet erschien, da weder der eine noch die andre reden wollte.

Morgan, dem ein übertriebener Stolz den Mund verschloß, hatte nichts versucht, das weiter zu klären, was auf dem Teyde nur schüchtern und andeutungsweise zutage getreten war, und Alice sah davon ab, noch mehr zu sagen, da sie schon genug gesagt zu haben glaubte. Beide nahmen von einander an, daß sie sich falsch verstanden hätten, und verblieben aus Stolz in dieser schmerzlichen, aussichtslosen Lage.

Ihre gegenseitigen Beziehungen trugen den Stempel ihrer unbehaglichen Empfindungen. Morgan, der die Vorwürfe, die ihm Alice gemacht hatte, zu wörtlich nahm, hielt sich etwas von ihr zurück, ja er vermied sogar streng jedes Alleinsein mit ihr und wenn Roger sich entfernte, folgte er ihm auf dem Fuße nach, ohne daß Alice Miene machte, ihn zurückzuhalten.

Roger sah diese Kälte zwischen beiden, er litt daran trotz seiner eignen Liebe, deren Dolly und er sich von Tag zu Tag klarer bewußt wurden, Alicens Mißstimmung verdüsterte aber doch seine angeborene Heiterkeit.

Diese vier Personen, die, jede auf ihre Art, der andern hätten die beste moralische Stütze sein können, waren jetzt im Gegenteil die unglücklichsten von allen.

Immerhin nicht gänzlich. Die Suprematie fiel Thompson zu. Mag einer noch so unbewußt und leichtherzig sein, es kommen doch Dinge vor, deren Ernst ihn unbedingt aufrüttelt. In einer solchen Lage befand sich hier Thompson. Wie lange würde die Gesellschaft am Grünen Vorgebirge zurückgehalten werden?

Wieviel Zeit würden die Reparaturen der verwünschten Maschine beanspruchen? Während dieses unvorhergesehenen Aufenthaltes fiel ihm die Sorge zu, Passagiere und Mannschaft, im ganzen gegen hundert Personen, zu ernähren und zu beherbergen. Das war ein Unglück, der Ruin seiner Hoffnungen, war ein ungeheurer Verlust statt eines erwarteten Überschusses.

Und dazu kamen noch die Prozesse, in die er nach der Heimkehr verwickelt werden sollte, denn Baker scherzte in dieser Beziehung offenbar nicht. Der Unfall, der das Leben der Passagiere in Gefahr setzte, die beträchtliche Verzögerung, die ihre Interessen berührte und schädigte, alles das mußte seinen Feinden ja eine gute Handhabe bieten, ihn anzugreifen. Thompson sah bereits das Gespenst des Konkurses an sich heranschleichen.

Wenn er aber gegen erwiesene Tatsachen nichts ausrichten konnte, war es doch vielleicht möglich, sich die Zukunft einigermaßen besser zu gestalten. Und wenn es ihm gelang, seine Passagiere etwas milder zu stimmen, so entging er voraussichtlich einem Teile der gefürchteten Reklamationen.

Diese Hoffnung zerschellte aber an der Traurigkeit an Bord. Alle Unzufriednen hier würden jedenfalls zu Revolutionären werden, sobald sie sich erst auf festem Lande in Sicherheit befanden. Um sie sich zu gewinnen, versuchte Thompson vergeblich alles Mögliche. Er bat Morgan, einen interessanten Vortrag zu halten. Kein Mensch stellte sich dazu ein. Er veranstaltete einen wirklichen Ball mit Kuchen und Champagner. Doch war das Piano arg verstimmt, und zwischen denen, die schlafen, und den andern, die tanzen wollten, erhoben sich ernstliche Meinungsverschiedenheiten.

Thompson verzichtete auf seinen Vorsatz, als ein neues Unheil ihn vollends niederschmetterte.

Das Schiff, das sich nach der Abfahrt von Teneriffa unter Dampf nach London und nicht nach dem Grünen Vorgebirge begeben sollte, hatte nur für sieben Tage Lebensmittel mitgenommen. Zunächst dachte niemand daran, desto größer war aber Thompsons Verzweiflung, als ihm Roastbeef am Morgen zehn Uhr am 17. Juni meldete, daß man ohne starke Beschränkung des Regimes selbst diesen Abend kein Stück Brot mehr an Bord der »Seamew« haben würde.

Achtes Kapitel

Wie eine verlöschende Lampe

Das war eine ernste Verschlimmerung der Lage aller Passagiere und Seeleute, die man nun schon anfangen konnte Schiffbrüchige zu nennen.

Was sollte aus ihnen werden, wenn diese Fahrt sich verlängerte? Waren sie da nicht fast gezwungen, das Beispiel von der Medusa nachzuahmen, sich einer vom andern zu ernähren?

Diese Vermutung erschien nicht unannehmbar, schon nach den verlangenden Blicken, die dem dicken Piperboom nachfolgten und den Beweis lieferten, daß ähnliche Gedanken bereits in mehr als einem Gehirn aufkeimen mochten.

Unglücklicher Holländer! Aufgegessen zu werden ist ja sicherlich schlimm genug, noch schlimmer muß es aber doch sein, wenn man nicht einmal weiß, warum!

Piperboom mußte übrigens eine schwache Ahnung von der gegenwärtigen Lage haben. In seinen kleinen Augen, die den Vollmond seines Gesichtes unterbrachen, leuchtete eine gewisse Unruhe auf, wenn er die weniger reichlich besetzte Tafel verließ.

Wenn auch besser unterrichtet, empfanden seine Gefährten das neue und noch frugalere Regime nicht weniger unangenehm.

Als der von Thompson über die Sachlage unterrichtete Kapitän Pip den Passagieren die betrübliche Neuigkeit mitteilte, wäre bald ein allgemeiner Aufruhr der Verzweiflung

ausgebrochen. Mit einigen bestimmten und ruhigen Worten suchte er die in Furcht gejagte Herde einigermaßen zu beruhigen.

Die Sachlage war klar. Lebensmittel waren nur noch für eine reichlichere Mahlzeit vorhanden. Gut; statt einer solchen würde man sich mit vier dürftigeren begnügen müssen, das wäre alles, und damit reichte man bis zum Abend des 18. Juni. Bis dahin hätte man aber unfehlbar Land in Sicht oder wäre schon daran angekommen.

Die Entschiedenheit des Hauptmannes gab der Truppe ihren Mut ein wenig zurück. Man beschloß, sich mit Geduld zu wappnen. Wie traurig sahen aber die Gesichter alle aus! Wie trübselig gestimmt waren die Touristen, die früher so hoffnungsvoll mit abgereist waren!

Nur Baker fühlte sich vollkommen befriedigt. Er sah mit Vergnügen, wie die Gesellschaftsreise der Agentur Thompson Tag für Tag unglücklicher verlief. Die Menschen Hungers sterben zu lassen! Nein, das war ja köstlich! Wenn nur einer oder zwei Passagiere erst tot gewesen wären, dann hätte sein Glück keine Grenzen gekannt.

Das hätte dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Doch auch wenn es nicht dahin kam, hielt er seinen Gegner für endgültig zermalmt, und mit einer Geste, zu der er unverständliche Worte murmelte, strich er den Namen Thompson aus der Liste der englischen Reiseunternehmer.

Für die Gefahr, die ihm selbst drohte, schien er keinen Sinn zu haben; es sah fast so aus, als ob der rachgierige, gallige Engländer einen Talisman für den Hunger besäße.

Der 17. verlief unter der Herrschaft des neuen Ernährungssystems, das übrigens gar nicht so schmerzlich empfunden wurde. Halbleere Magen machen aber auch schwächere Gehirne, und die Demoralisation nahm deshalb unter den Passagieren immer mehr überhand.

Am 18. Juni fing der Tag in recht trauriger Weise an. Die Reisenden sprachen nicht miteinander, vermieden, ja flohen sogar einer den andern, alle starrten nur gespannt nach Süden hinaus, wo noch kein Land zu sehen war.

Beim Frühstück wurde das letzte Stück Brot verzehrt. Wenn sich bis zum Abend noch kein Land zeigte, wurde die Lage tatsächlich höchst ernst.

Im Laufe des Tages unterbrach eine Abwechslung die allgemeine Mißstimmung, und diese, vielleicht etwas grausame Abwechslung lieferte wie gewöhnlich Mr. Blockhead.

Der unglückliche Ehren-Krämer hatte entschieden in allem Pech. Als die letzten Nahrungsmittel zu fehlen begannen, konnte er seinen Anteil nicht einmal genießen. Das dazu nötige Instrument war nicht in seiner Hand oder vielmehr nicht in seinem Munde.

Welch ein törichter Gedanke aber auch, sich zum Aquilo (Gott des stürmischen Nordwindes) zu machen. Die Zahnfleischentzündung, die ihm diese Phantasie eingebracht hatte, besserte sich bis jetzt nicht nur nicht, sondern verschlimmerte sich vielmehr von Tag zu Tag, und die Wangenanschwellung nahm dabei einen wahrhaft phänomenalen Umfang an.

Blockhead konnte die Qual nicht mehr aushalten. Er suchte Thompson auf und verlangte von ihm in einem Tone, den der Schmerz etwas heftig erscheinen lassen mochte, er solle ihm Linderung verschaffen. Hätte er nicht einen Arzt mit an Bord haben sollen?

Thompson betrachtete mit trauriger Miene diesen neuen Feind seiner Ruhe. Also so weit ging es! Welchen Fußtritt würde ihm die Zukunft nun wohl noch aufgespart haben?

Die Beschwerden Blockheads waren indes so wenig zu verkennen, daß er wenigstens den Versuch machen wollte, ihnen abzuhelfen. Man braucht ja nicht gerade Arzt zu sein, um

einen Zahn ausziehen zu können. Dazu eignet sich schon, wer eine Pinzette, im Notfalle eine Zange zu handhaben versteht. An Bord gab es ja eine ganze Menge Leute, die mit solchen Instrumenten umzugehen wußten. In der Güte seines Herzens führte Thompson deshalb den Leidenden nach dem Logis der jetzt unbeschäftigten Mechaniker.

Einer von diesen erklärte sich sofort bereit und machte sich anheischig, die Operation auszuführen. Es war das ein großer Bursche mit geröteter Haut, rötlichem Haar und von herkulischem Bau. Ohne Zweifel hatte er eine Faust, die genügen mußte, Blockhead mit einem Ruck von seinem Leiden zu befreien.

Eine Schraubenmutter ist aber ein ander Ding als ein Zahn. Das sollte auch der improvisierte Therapeut erfahren. Eine mächtige Zange in der Hand, mußte er diese dreimal ansetzen, und das unter dem jämmerlichsten Geheul des Patienten, der auf dem Deck im vollen Sonnenschein saß und von zwei sehr lustigen, handfesten Gesellen gehalten wurde...

Die vielfachen Verrenkungen des Ehren-Krämers hätten unter allen andern Umständen nicht verfehlt, das Lachen seiner mitleidlosen Gefährten zu erwecken. Der Mensch ist nun einmal so: der Sinn für das Komische ist bei ihm stärker ausgeprägt als der der Teilnahme. Das Lachen wurde auch früher geboren als das Mitleid. In seiner augenblicklichen Lage konnte Mr. Blockhead aber sich so grotesk verrenken wie er wollte; kaum ein heimliches Lächeln folgte ihm, als er, endlich befreit und die Wange zwischen beiden Händen, seiner Kabine zusteuerte.

Trotz seines Leidens war aber seine Fähigkeit alles zu bewundern, nicht verloren gegangen. Von einem Maschinisten operiert worden zu sein, und das mit einer Schmiedezange, an Bord eines verunglückten Schiffes, das war doch nichts Alltägliches, und jetzt, wo das Abenteuer überstanden war, war

Blockhead gar nicht böse darüber, dessen Held gewesen zu sein. Er fand sogleich wieder die Kraft, seinen Zahn zu reklamieren; der würde ihm später eine greifbare Erinnerung an diese außergewöhnliche Lustreise sein. Der Zahn, ein tüchtiger Backenzahn, wurde ihm ausgeliefert, und als Blockhead ihn von allen Seiten besehen hatte, steckte er ihn sorgfältig in die Tasche.

»Er wird ihn gegen Sie aufbewahren,« sagte Baker liebenswürdig zu Thompson, der seinen erleichterten Passagier nach dem Hinterdeck führte.

Blockhead hätte jetzt wieder essen können.

Leider war das zu spät: an Bord der »Seamew« gab es nichts mehr zu beißen.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, der den Ruin der Kombüse herbeiführte, gelang es noch, als man in den verstecktesten Winkeln umhersuchte, einige Reste von Eßwaren zu finden, einige Brocken, mit denen man vorlieb nehmen mußte. Das war aber das letzte Mahl. Das Schiff war von oben bis unten durchsucht und sorgfältig gesäubert worden, und wenn das Land nun nicht in kürzester Zeit auftauchte, konnte Passagiere und Mannschaft nichts vor den Schrecken des Hungers retten.

Wie sehnsüchtig blickten da alle nach dem südlichen Horizonte.

Vergeblich. Als die Sonne am 18. unterging, verschwand sie noch immer hinter einem untadeligen Kreise, den kein Profil eines Landes unterbrach.

Von den Inseln des Grünen Vorgebirges konnte man jedoch nicht mehr weit entfernt sein. Ein Irrtum des Kapitäns Pip war gar nicht anzunehmen, es handelte sich also nur um eine Verzögerung. In der Nacht würde man gewiß auf Land treffen.

Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Um das Unglück voll zu machen, flaute die Brise mit Sonnenuntergang ab und

wurde von Stunde zu Stunde schwächer. Vor Mitternacht schon herrschte völlige Windstille. Die nicht mehr zu steuernde »Seamew« konnte, um an ein Land zu kommen, nur noch auf die Meeresströmung rechnen, mit der sie dahintrieb.

In der Zone der Passate ist ein Richtungswechsel des Windes äußerst selten. Da die »Seamew« aber nach Süden zu abtrieb, hatte sie sich schon der Gegend genähert, wo die Winde nicht mehr so beständig sind. Es wäre unrichtig, zu sagen, daß sie die Grenze der Passate schon erreicht gehabt hätte, bei den Inseln des Grünen Vorgebirges erleiden diese aber, infolge der Nähe des Festlandes, mannigfache Störungen. Sehr wenig südöstlich von dem Archipel sind sie vollständig aufgehoben, während sie auf dem Ozean unter derselben Breite noch unverändert fort dauern. In der genannten Gegend wehen sie einigermaßen beständig nur vom Oktober bis zum Mai. Im Dezember und Januar herrschen Ostwinde, deren glühender Atem alles versengt und vernichtet. Juni, Juli und August bilden die Regenzeit, und man durfte sich glücklich schätzen, daß die »Seamew« bisher ein trocknes Deck behalten hatte.

Bei dem neuen Ungemach, das das Schicksal ihm bescherte, verspürte Thompson große Lust, sich die Haare auszuraufen. Was den Kapitän Pip betraf, hätte der Kuckuck dessen Gedanken und Gefühle erraten können. Kaum autorisierte er Artimon durch ein leichtes Zusammenziehen der Augenbrauen anzunehmen, daß er sich über diese Widerwärtigkeit doch ein bißchen ärgerte.

Wenn der Kapitän seine Beunruhigung auch verbarg, war sie doch nichtsdestoweniger vorhanden. Die ganze Nacht blieb er auf der Brücke, doch welches Mittel hätte er gehabt, ein in Sicht kommendes Land mit einem Fahrzeug ohne Seele anzulaufen, mit einer Schiffsleiche, die keinem Steuer mehr gehorchte?

Doch vor diese Frage sah er sich noch nicht gestellt. Das Morgenrot des 19. beleuchtete nur eine ungeheure flüssige Ebene, ohne ein Eiland, ohne ein Felsenriff.

Dieser Tag wurde ungemein lästig. Von früh an singen die gestern nur halb befriedigten Magen an, Hunger zu schreien. Wenn die kränklichen und schwachen Passagiere diese anbrechende Fastenzeit auch halbwegs ertrugen, so war sie für die kräftigen doch eine wirkliche Qual. Unter den zweiten fiel besonders Piperboom durch sein eingefallnes Gesicht auf. Am Tage vorher hatte er sein Bedauern nur durch einen undefinierbaren Blick bekannt gegeben, womit er das Stummbleiben der Glocke und das Fehlen jeder Vorbereitung zu einer Mahlzeit konstatierte. Als heute aber die Stunden hingenen, ohne daß weder zu einem ersten, noch zu einem zweiten Frühstück geläutet wurde, da hielt er es nicht länger aus. Er suchte Thompson auf und gab ihm mit Hilfe einer ausdrucksvollen Pantomime zu verstehen, daß er vor Hunger umkomme. Als aber Thompson ihm durch Gesten seine Ohnmacht, dem abzuhelfen, bekannt hatte, da verfiel der Holländer der vollen Verzweiflung.

Wieviel weniger unglücklich war dagegen der schwammähnliche Johnson. An Alkohol mangelte es an Bord der »Seamew« nicht, und was machte es da aus, daß man nichts essen konnte, wenn nur genug zu trinken da war? Johnson trank aber mehr als je vorher, und seine ewige Stumpfsinnigkeit ließ ihn keine Furcht anwandeln.

Baker hatte nicht ein gleiches Arzneimittel bei der Hand, und doch schien auch er immer in bester Laune zu sein. Ja er steckte sogar ein blühendes Gesicht auf, so daß sich Morgan gegen Mittag nicht enthalten konnte, seine Verwunderung darüber auszudrücken.

»Sie haben also wohl gar keinen Hunger? fragte er ihn.

– Bitte, erlauben Sie: ich habe nicht »mehr« Hunger. Das ist ein Unterschied.

– Gewiß! gab Morgan zu. Und Sie würden sehr gütig sein, wenn Sie mir ihr Mittel verraten wollten.

– Das ist höchst einfach: man braucht nur wie gewöhnlich zu essen.

– Zu essen? Ja, aber was?

– Das will ich Ihnen zeigen, antwortete Baker, indem er Morgan mit in seine Kabine nahm. Es wird wohl für zwei genug da sein.«

In der Kabine war aber nicht für zwei, nein, für zehn genug vorhanden.

Morgan bekam zwei ungeheure Koffer mit Lebensmitteln angefüllt zu sehen, nachdem er unverbrüchliches Schweigen darüber gelobt hatte.

»Wie, rief er in heller Bewunderung dieser Vorsorglichkeit, auch daran haben Sie gedacht!

– Wer unter der Flagge der Agentur Thompson reist, muß an alles denken,« antwortete Baker mit ernster Miene, während er Morgan noch anbot, sich aus seinen Vorräten zu bedienen.

Dieser nahm das nur an, um seine Beute den zwei Amerikanerinnen zu bringen, die ihr alle Ehre antaten, nachdem sie die Versicherung erhalten hatten, daß ihr vom Himmel gesandter Lieferant seinen Anteil schon verzehrt hätte.

Die übrigen Passagiere, denen ein solches Labsal versagt blieb, fanden die Zeit merkwürdig lang. Welcher Aufschrei der Erleichterung ertönte aber, als gegen ein Uhr Nachmittag vom Fockmast herunter der Ruf »Land! Land!« hörbar wurde.

Alle hielten sich für gerettet und richteten die Blicke nach der Kommandobrücke. Der Kapitän war nicht auf seinem Posten.

Es erschien aber doch notwendig, ihn zu unterrichten. Ein Passagier klopfte an die Tür seiner Kabine. Der Kommandant war weder darin, noch irgendwo auf dem Hinterdeck zu finden.

Das fing an, beunruhigend zu werden. Mehrere Touristen verstreuten sich über alle Teile des Schiffes und riefen nach dem Kapitän. Sie fanden ihn nicht. Inzwischen hatte sich, niemand wußte wie, die Nachricht verbreitet, daß ein Matrose, der in den Frachtraum hinuntergeschickt worden war, gemeldet habe, darin stünde das Wasser drei Fuß hoch.

Das erregte eine Bestürzung sondergleichen. Alle stürzten nach den Booten, die so viele gar nicht hätten aufnehmen können. Der Kapitän hatte jedoch, als er sich entfernte, gewisse Befehle hinterlassen. Die Anstürmenden stießen auf eine Abteilung Seeleute, die die Boote bewachten, und der Menschenstrom wurde unwiderstehlich auf das Spardeck zurückgedrängt, wo alle Muße hatten, auf Thompson wie auf Kapitän Pip zu schimpfen, deren Eigensinn ihnen die letzten Rettungsmittel verweigerte.

Auch Thompson war nicht zur Stelle. Als er sah, welche Wendung die Dinge nahmen, hatte er sich wohlweislich in einem Winkel verkrochen, wo er in Sicherheit das Ende des Unwetters abwartete.

Der Kapitän tat, während man ihn mit Anschuldigungen überhäufte, wie immer seine Pflicht.

Kaum hatte er Meldung von der neuen Komplikation erhalten, als er auch schon in den Raum hinuntereilte, und hier eine sorgsame Untersuchung vornahm, die leider kein ermutigendes Ergebnis hatte.

Er konnte gut von einem Ende zum andern alles nachsehen, eine eigentliche Verletzung des Schiffsrumpfes war da nicht zu entdecken. Es fand sich kein wirkliches Leck, das man mit mehr oder weniger Schwierigkeiten hätte verschließen können, sondern vielmehr hunderte von kleinen Undichtheiten. Wenn das Wasser an keinem Punkte in stärkerem Strome eindrang, so sickerte es doch Tropfen für Tropfen an tausend Stellen herein. Durch den wiederholten Anprall von Wellen hatten sich

offenbar die Nieten gelockert und waren die Fugen aufgesprungen: die »Seamew« ging ganz einfach an Altersschwäche zugrunde.

Dagegen war nichts zu machen, und der Kapitän, der, das Ohr an die Wegerung gelegt, dem Eindringen des Mordwaffers lauschte, mußte sich als entwaffnet bekennen.

Dennoch bewahrte er seinen gewohnten Gesichtsausdruck, als er wenige Augenblicke später auf das Spardeck kam, und mit ruhiger Stimme beorderte er die Mannschaft an die Pumpen.

Alles in allem war die Lage ja keine verzweifelte. Das Land lag in der Nähe, und es war wohl darauf zu rechnen, daß es bei fleißigem Pumpen gelingen werde, den Schiffsraum annähernd trocken zu erhalten.

Doch auch diese Hoffnung sollte zuschanden werden. Wiederholte Sondierungen bewiesen, daß das Wasser trotz aller Anstrengungen in der Stunde um fünf Zentimeter stieg.

Anderseits schien man sich dem stets sichtbar gebliebenen Lande nicht merkbar genähert zu haben. Die Sonne ging unter, ehe die ferne Wolke aufgehört hatte, eine Wolke zu sein.

Diese Nacht konnte niemand schlafen. Fieberhaft gespannt erwarteten alle den Aufgang der Sonne, der im Juni glücklicherweise ziemlich früh stattfindet.

Schon vor vier Uhr war da ein niedriges, sandiges Land zu erkennen, das gegen zehn Meilen im Südwesten von einem mäßig hohen Hügel überragt war. Bei der geringen Erhebung ihres hervorragendsten Punktes, des Pic Martines, hätte diese Insel, die der Kapitän als die »Salzinsel« bezeichnete, gestern höchstens aus zwanzig bis fünfundzwanzig Seemeilen Entfernung sichtbar sein können. Die Strömung, mit der die »Seamew« hintrieb, mußte demnach wesentlich langsamer geworden sein.

Doch so schwach sie auch sein mochte, jedenfalls lief sie gerade auf die Küste zu, und mit der Geschwindigkeit von einem Knoten in der Stunde kam das Schiff bis auf eine Seemeile an eine Spitze heran, die der Kapitän die Martinesspitze nannte, als die Strömung plötzlich ihre bisherige Richtung wechselte und von Norden nach Süden lief, während ihre Geschwindigkeit sich verdoppelt hatte.

Es war jetzt die höchste Zeit, daß das Land so nahe lag. Das Wasser stand im Raume schon zwei Meter zwanzig Zentimeter hoch. Unter dem Einflusse derselben Ursachen, die es bis hierher getrieben hatten, mußte das Schiff aber zweifellos bald an einem Vorsprunge des Ufers stranden, was bei der schönen Witterung und dem ruhigen, ölglaten Meere keine Gefahr bedeutete.

Doch nein, die »Seamew«, ein träges, wirkliches Wrack, trieb parallel mit der Küste hin, ohne sich ihr zu nähern. Mit der Strömung, die sie trug, glitt sie längs aller Einbuchtungen hin, um alle Landvorsprünge herum und blieb vom Ufer überall eine Seemeile weit entfernt.

Jede Minute wurde eine Sonde ausgeworfen. Immer dasselbe Resultat: kein Grund. Es war also unmöglich, sich vor Anker zu legen. Eine Beute der verbissenen Wut über seine Ohnmacht, zerkaute sich der Kapitän buchstäblich den Schnurrbart.

Eine wirkliche Tantalusqual: die Rettung so vor Augen zu haben, und sie doch nicht ermöglichen zu können!

Das Aussehen der Insel war übrigens keineswegs so einladend. Kein Baum, kein grüner Fleck. So weit der Blick reichte, nichts, gar nichts als Sand.

Je mehr man nach Süden kam, desto niedriger wurde die Küste. Die Insel wurde zur Ebene, die nur von leichten Bodenwellen unterbrochen und von abstoßender Unfruchtbarkeit war.

Gegen halb vier Uhr trieb das Schiff gegenüber Pedra de Lume, einem recht guten Ankerplatze, hin, auf dem sich einige Fischerboote schaukelten. Hier gab man vergeblich Notsignale. Pedra de Lume trat immer weiter zurück und verschwand endlich ganz.

Zwei Stunden später umschiffte man die »Ostspitze«, und ein Hauch von Hoffnung zog wieder in die Herzen der Insassen der »Seamew« ein. Infolge eines Wirbels hatte sich das Schiff der Küste ein gutes Stück genähert; jetzt lag es nur noch fünfhundert Meter von ihr entfernt.

Zum Unglück ließ aber diese Bewegung ebenso nach, wie sie begonnen hatte, ohne daß jemand begriffen hätte, warum, und die »Seamew« fuhr fort, längs der Küste der Salzinsel hinzutreiben, von der man jetzt jede Einzelheit unterscheiden konnte. Bei dieser geringen Entfernung hätte man sich durch Rufen bemerklich machen können, wenn nur ein Mensch zu sehen gewesen wäre. In dieser Wüste gab es aber kein lebendes Wesen. Vor den Augen dehnte sich nur eine wirkliche Steppe aus, die vollständig die Bezeichnung jenes Engländers rechtfertigte, der die Salzinsel einmal »das Sandgrab« genannt hatte. Niedrig, grau und düster, reichte das Unland bis zum Niveau des Meeres herab, wo es vor der Brandung durch einen Klippengürtel geschützt wurde.

Die »Seamew«, die mit gleichbleibender Geschwindigkeit ihre unerbittliche Richtung beibehielt, kam um die Bai herum, die sich hinter der Ostspitze ins Land hineindrängt. Vor Ablauf einer Stunde würde sie die »Schiffbruchspitze« erreicht haben, und dann lag vor ihr wieder das offene Meer, das unergründlich tiefe Meer, worin sie langsam versinken würde.

Plötzlich rief da der Mann, der, an den Kranbalken stehend, eben sondierte:

»Fünfundzwanzig Faden! Sandiger Grund!«

Der Kapitän sprang vor Freude auf seiner Brücke umher. Offenbar hob sich hier der unterseeische Boden. Wenn das nur eine kurze Strecke weiter reichte, müßte es gelingen, vor Anker zu gehen.

»Lassen Sie den Anker vor den Kran bringen, Flyship,« sagte er ruhig zum zweiten Offizier.

Noch eine Viertelstunde folgte die »Seamew« der Strömung, während die Sonde immer seichter werdendes Wasser nachwies.

»Zehn Faden! Sandiger Grund! rief endlich der Mann an den Kranbalken.

– Anker aus!« kommandierte der Kapitän.

Die Kette lief geräuschvoll durch das Klüsgatt ab, dann schweifte die »Seamew« mit dem Bug nach Norden und blieb nun still liegen.

Ja, ganz still, ohne das geringste Stampfen oder Rollen auf einem Meere, dessen Spiegel nicht das kleinste Wellengekräusel trübte. Ein Binnensee hätte nicht friedlicher aussehen können.

Doch eine andre Gefahr, als ein Sturm, bedrohte die Touristen der Agentur Thompson. Das Fahrzeug, das sie trug, sank allmählich tiefer ein. Das Wasser, das den Raum jetzt schon zur Hälfte ausfüllte, stieg immer weiter, und bald mußte das Hauptdeck mit dem Meere in einer Ebene liegen.

Jetzt hieß es also, sich beeilen und eine Zuflucht auf dem Lande suchen.

Da die »Seamew« jedoch mit Hilfe ihrer Pumpen imstande war, sich noch stundenlang schwimmend zu erhalten, drängte die Zeit wenigstens nicht allzusehr.

Das gestattete also eine geordnete Ausschiffung ohne Schieben und Stoßen und ohne nutzlose Übereilung, so daß man Muße genug hatte, die Kabinen auszuräumen. Da wurde, bis auf die unscheinbarsten Dinge, nichts vergessen. Ehe man

an die Rettung der Menschen ging, erlaubte man sich noch den Luxus, das Gepäck zu bergen.

Gegen halb acht Uhr waren alle Passagiere heil und gesund ans Land befördert.

Vor ihrem Gepäck in Zwiebelzopfreihe stehend und etwas außer Fassung über das Abenteuer, sahen sie stumpfsinnig auf das Meer hinaus, ohne eine Wort zu finden.

Nachdem Kapitän Pip, wie es die Vorschriften für Seeleute verlangen, als letzter, und ihm auf den Fersen Artimon, sein Schiff verlassen hatte, stand er jetzt, nach dessen Verluste, mit den Leuten der Besatzung auf gleicher Stufe. Auch er betrachtete sich das Meer, obwohl ein oberflächlicher Beobachter sich hierüber leicht hätte täuschen können. Tatsächlich hatte der Kapitän niemals so furchtbar geschielt, und eine schlimmere Viertelstunde hatte seine Nase auch noch nicht erlebt.

Seitdem nun die Pumpen verlassen waren, versank das Schiff sichtlich schneller. Nach einer halben Stunde hatte das Wasser die Kabinenfensterchen erreicht, dann stieg es weiter... weiter.

Es war genau um acht, der Zeitpunkt, wo die Sonne im Westen den Horizont berührte, als die »Seamew« unterging. Ohne Widerstand, ohne Todeskampf verschwand sie in den Fluten, die sich dann ruhig über ihr zusammenschlossen. Einen Augenblick vorher sah man das Schiff noch, dann nicht mehr... das war alles.

Die Touristen standen zu Bildsäulen erstarrt am Ufer, sie konnten das eben Geschehene nicht für Ernst nehmen, sie waren, wie der Dichter sagt, dadurch zu Steinen verwandelt.

In fröhlichster Stimmung nach den Kanarien abzureisen und auf einer Sandbank des Grünen Vorgebirges anzukommen, damit ließ sich nicht gerade Staat machen. Ja, wenn sie noch Stürme auszustehen gehabt hätten, wenn ihr Schiff an Klippen zerschellt wäre! Doch nichts dergleichen war geschehen. Die

Natur hatte sich ihnen immer gütig erwiesen: ein tiefblauer Himmel, leichte Winde, ein wenig erregtes Meer... kein Trumpf hatte ihrem Spiele gefehlt. Gerade heute herrschte das allerschönste Wetter.

Und doch, hier standen sie... ans Land gesetzt... verlassen...

Hat man schon jemals von einem solchen Schiffbruche gehört? Konnte man sich wirklich etwas noch Sinnloseres vorstellen?

Und die Touristen standen hier mit weit aufgerissenem Munde vor dem unendlichen Meere, und kamen sich – gewiß nicht ohne Grund – ein wenig lächerlich vor.

Neuntes Kapitel

Wo Thompson sich zum Admiral verwandelt

Die Nacht verging für die ehemaligen Passagiere der »Seamew« ziemlich gut. Betten hatten sie freilich nicht, der elastische Sand eignete sich aber vortrefflich, darauf zu schlafen.

Der erste Sonnenstrahl weckte auch die trägsten Schläfer. Augenblicklich erhoben sich alle, um bald zu erfahren, was sie zu hoffen oder zu fürchten hätten.

Die Sachlage erkannten sie auf den ersten Blick: ringsum vollständige Ode.

Vor ihnen das Meer, ohne ein einziges Segel. Über das Wasser ragten noch die Masten der »Seamew« heraus, deren Leichnam zwanzig Meter tiefer in seinem nassen Grabe ruhte.

An der andern Seite eine Wüstenei, deren Traurigkeit einem das Herz zusammenschnürte. An der Stelle, wo sie gelandet waren, lief das Ufer in eine schmale Spitze aus. Im Norden mit der trostlosen Erde verbunden und an drei Seiten vom Meere umgeben, war das nur eine Sandzunge kaum von einer Seemeile Breite, die wegen ihres Salzreichtums völlig unfruchtbar und mit höckrigen Muschelschalen bestreut war.

Ängstlich fragten sich alle, welche Hilfe von einem solchen Lande wohl zu erwarten wäre, eine Antwort darauf fand aber niemand.

Zum Glück wachte und sorgte Kapitän Pip für die bestürzte Gesellschaft.

Als er sah, daß seine Passagiere aufgestanden waren, versammelte er sie um sich und setzte ihnen mit kurzen Worten die Lage auseinander.

Diese war sehr einfacher Natur.

Infolge der Vorkommnisse, auf die hier einzugehen der Kapitän nicht für angezeigt hielt, sagte er nur, daß man sich gegenwärtig in Not auf der südöstlichen Küste der Salzinsel, fast am Ende der Schiffbruchspitze befinde. Da die Salzinsel aber keinerlei Hilfsquellen biete, handle es sich darum, so schnell wie möglich auf Mittel zu sinnen, sie zu verlassen.

Vorläufig hatte der Kapitän schon für das Notwendigste Vorsorge getroffen. Auf sein Geheiß war Morgan in Begleitung eines Bootsmannes bereits seit einer Stunde nach dem Leuchtturm aufgebrochen, der sich am Ende der Südspitze, nicht weit vom Schauplatze der Katastrophe erhob. Hier gaben sich die beiden Abgesandten zu erkennen und suchten sich Lebensmittel zu verschaffen. Man hatte nur deren Rückkehr abzuwarten.

Die Mitteilung des Kapitäns erinnerte seine Zuhörer, daß sie vor Hunger fast umkamen. Bei der moralischen Unordnung, in die sie das Abenteuer versetzt hatte, hatten sie das ein wenig vergessen. Ein Wort genügte aber, ihren Appetit, den sie seit fünfzig Stunden nicht zu stillen vermocht hatten, aufs neue zu erwecken.

Immerhin mußten sie ihr Leiden wohl oder übel mit Geduld tragen, da es ja doch kein Mittel gab, es abzukürzen. Die Touristen ergaben sich also darein, auf dem Strande ein Stück hin- und herzugehen, wobei ihnen die Stunden allerdings nur langsam vergingen. Glücklicherweise blieb das Wetter schön und der Himmel unter einer frischen Nordwestbrise, die von Stunde zu Stunde zunahm, völlig rein.

Fast gegen acht Uhr kehrten Morgan und der Bootsmann von ihrer Mission zurück und brachten einen von einem Maultier

gezogenen und von einem Negerkutscher geführten Karren mit. Die Beladung des Karrens, die aus Lebensmitteln der verschiedensten Art bestand, zog einen Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit allein auf sich.

Alle stießen und drängten sich, und Thompson mußte sich einmischen, damit die Verteilung der Nahrungsmittel einigermaßen in Ordnung vor sich ging. Endlich trug jeder seinen Anteil davon und lange Zeit herrschte ein tiefes Schweigen, das nur durch die Arbeit der Kinnladen unterbrochen wurde.

Piperboom war vor allen prächtig anzuschauen. Ein Vierpsundbrot in der einen und eine große Hammelkeule in der andern Hand, hob und senkte er die Arme mit der Regelmäßigkeit einer Dampfmaschine. Trotz ihres eignen Heißhungers waren die Gefährten des Holländers wie vor Erstaunen fast gelähmt, als sie dieses mechanische Hinunterschlucken bemerkten. »Er wird sich krank machen,« dachte mehr als einer.

Piperboom bekümmerte sich aber wenig um die Folgen, die sein Verhalten haben könnte, seine Hand blieb bei dem unstörbaren Auf und Ab. Allmählich verschwand das Brot mit der Hammelkeule in gleichbleibendem Verhältnis. Dann rieb sich Piperboom die Hände und zündete sich die Pfeife an, ohne sich nur im geringsten belästigt zu fühlen.

Während die Passagiere und die Mannschaften ihren Appetit befriedigten, besprach sich der Kapitän unter Vermittlung Morgans mit dem eingebornen Besitzer des Wagens. Was er von dem erfuhr, klang freilich keineswegs ermutigend.

Die Salzinsel ist nur eine Art Steppe von zweihundert Quadratkilometern Oberfläche, auf der noch vor weniger als einem Jahrhundert kein Mensch lebte. Zum Glück für die Schiffbrüchigen war ein Portugiese etwa vor fünfzig Jahren auf den Gedanken gekommen, die Salzlager auszubeuten, nach

denen die Insel ihren Namen führt, und diese Industrie hatte dann gegen tausend Einwohner herangezogen. Die einen sind Fischer, die andern, und zwar die große Mehrzahl, Salinenarbeiter, nirgends aber haben sie ihre Hütten einander so benachbart errichtet, daß damit eine Stadt oder nur ein Flecken entstanden wäre. Nur am Rand der Bai Mordeira, eines trefflichen Ankerplatzes an der Westküste der Insel, hatten einige Häuschen eine Art Flecken gebildet, der am Ende eines Schienenweges lag, worauf die mit Segeln ausgestatteten Wagen die Produkte der Salinen bis ans Meer beförderten.

In diesem kaum fünfzehn Kilometer entfernten Dorfe sollte man Hilfe finden, wenn Hilfe überhaupt zu finden war.

Als er diese Mitteilung erhalten hatte, machte sich Thompson sofort mit dem Eingebornen auf den Weg, womöglich genug Wagen oder Karren aufzutreiben, auf denen die Menschen und das Gepäck dahin gebracht werden könnten. Inzwischen blieb den Passagieren nichts weiter übrig, als ihre Promenade von neuem aufzunehmen. Jetzt lösten aber die wohlgefüllten Magen wieder alle Zungen und jeder ließ seinen Gefühlen freien Lauf.

Die einen waren ruhig, die anderen traurig, noch andre wütend. Ausnahmsweise drückte das Gesicht des Mr. Absyrthus Blockhead nicht die gewöhnliche unbegrenzte Befriedigung aus. Der Ehren-Krämer war ganz melancholisch, mindestens grübelte er über irgendetwas. Seinen Teller beachtete er sehr wenig, sondern ließ die Blicke überall umherschweifen, als ob er etwas verloren hätte. Endlich konnte er sich nicht mehr zurückhalten, und indem er sich an Roger de Sorges wandte, der ihm besondres Vertrauen einflößte, fragte er:

»Wir sind doch hier beim Kap des Grünen Vorgebirges, nicht wahr, lieber Herr?

– Ja gewiß, antwortete Roger, ohne zu begreifen, worauf der Mann hinauswollte.

– Dann sagen Sie mir, bester Herr, wo ist denn dieses Kap? platzte Blockhead heraus.

– Das Kap? wiederholte Roger. Welches Kap denn?

– Das grüne Kap, sapperment! Man hat nicht alle Tage Gelegenheit, ein grünes Kap zu sehen, und ich will das hier meinem Abel zeigen.«

Roger unterdrückte mit Mühe einen Ausbruch des Lachens.

»Ach, lieber Herr, darauf werden Sie nicht rechnen können, erwiderte er mit teilnehmender Miene. Ihr Herr Abel wird das grüne Kap nicht sehen können.

– Warum denn nicht? fragte Blockhead enttäuscht.

– Weil es gerade in Reparatur ist, versicherte Roger kaltblütig.

– Reparatur?

– Ja wohl. Seine Farben fingen an, etwas zu verschießen. Da bat man es nach England geschafft, es frisch anstreichen zu lassen.«

Blockhead sah Roger mit etwas zweifelndem Blicke an. Dieser bewahrte aber heldenhaft seinen Ernst, und der Ehren-Krämer mußte das schließlich für wahr halten.

»Ach, rief er einfach mit bedauerndem Tone, wir haben aber wirklich ausgesprochenes Pech!

– Ja, leider!« bestätigte Roger, der dem Ersticken nahe war, während sein lästiges Gegenüber zu den Seinigen zurückkehrte.

Unter den Wütenden machten sich natürlich Baker und Hamilton am meisten bemerkbar. Sie hatten dazu ja die schönste Gelegenheit. Wovon kamen denn alle diese Unfälle, wenn nicht von dem Geiz und der Sorglosigkeit Thompsons? Das war ein unwiderlegbarer Satz. Aber auch die Gruppe der Passagiere, die Baker umringte, erkannte dieser für die

Majorität. Allen predigte er den Krieg für den Tag, wo man nach England zurückgekehrt sein würde, und seine aufreizenden Reden fanden ein nur zu williges Echo.

Auch mit Johnson entpuppte sich ein unerwarteter Verbündeter. Während er sich bisher mehr zurückgehalten hatte, ließ er sich jetzt vom höchsten Zorn hinreißen. Er schrie vielleicht noch lauter als Baker selbst, erging sich in beleidigenden Redensarten gegen Thompson und seine Agentur und wiederholte zum Überfluß den Schwur, daß er diesen vor alle englischen Gerichtshöfe zitieren werde.

»Dieser trunkne Hydrophile und Geophobe ist so aufgebracht, weil er jetzt wider seinen Willen hat ans Land gehen müssen.« sagte Roger, der von fern die Gruppe der erhitzten Köpfe beobachtete.

Roger selbst war ebensowenig traurig wie erzürnt. Sein guter Humor half ihm über alles hinweg. Freudig wäre er in eine Schlacht gegangen und wenn's ihm da auch an Kopf und Kragen ging.

Er befand sich nun einmal auf dieser nackten Insel, wohin ihn das Schicksal verschlagen hatte.

Seine vorige Erklärung hatte Dolly zum Lachen gebracht.

»Der arme Mann, seufzte diese. Wie muß er von der Unordnung in Küche und Keller zu leiden haben!

– Ja, er ist eigentlich der einzige, der sich zu beklagen hat, versicherte Roger ernsthaft. Jawohl, er vor allen, das liegt auf der Hand. Aber die andern? Was kann ihnen ihr Wüten nützen? Ich für meinen Teil halte die Reise für höchst amüsant. Schon ist unser Segel-Dampfer zum Unterseeboot geworden, und ich warte ungeduldig darauf, ihn als Ballon wieder auferstehen zu sehen.

– Hoch lebe der Ballon! rief Dolly in die Hände klatschend.

– Na, mit dem Ballon wird es wohl nichts werden, fiel Morgan etwas mißmutig ein. Das Ende der »Seamew«

bezeichnet auch das Ende unsrer Reise. Wir werden, je nach der sich bietenden Gelegenheit, nach England zu kommen, über kurz oder lang zerstreut werden.

– Warum zerstreut? ließ sich Alice vernehmen. Mr. Thompson wird doch, meine ich, seine Passagiere wieder heimbefördern und uns auf dem ersten abgehenden Paketboot einschiffen.

– Die Passagiere, ja gewiß, entgegnete Morgan. Doch die Mannschaft und Ihren ergebenen Diener... das ist eine andre Frage.

– Ach was da! sagte Roger, wir wollen uns doch den Kopf nicht früher zerbrechen, als bis das abgehende Paketboot zur Stelle ist. Es ist überhaupt ein Paketboot, an das ich nicht recht glaube. Das wäre doch eine zu einfache Sache. Ich halte mich an den Ballon, der mir weit passender erscheint!«

Gegen ein Uhr Nachmittag kam Thompson zurück und brachte etwa zwanzig Wagen und Karren aller Art mit, die von Mauleseln gezogen und von Negern geführt wurden. Dann begann sogleich die Verladung der Bagage.

Der General-Unternehmer zeigte sich gar nicht so niedergeschlagen, wie man es unter den gegebenen Umständen erwartet hätte. Da er sein Schiff verloren hatte, und die Heimbeförderung von etwa hundert Personen doch aus seiner Tasche bezahlen mußte, war das gewiß geeignet, auch dem jovialsten Menschen die Laune zu verderben. Thompson schien aber gar nicht traurig zu sein.

Das kam daher, daß das ihm zugestoßene Unglück eine reiche Entschädigung in Aussicht stellte. Die Verpflichtung, für die Rückfahrt von hundert Personen aufkommen zu müssen, war ja gewiß eine unangenehme Sache, der Totalverlust der »Seamew« dagegen war ein wirklicher Glücksfall. Da er das alte Fahrzeug bei solventen Gesellschaften hoch versichert hatte, hielt sich Thompson für

überzeugt, daß es ihm gelingen werde, es sich als ein neues bezahlen zu lassen. Der Schiffbruch wurde dann zu einem einträglichen Geschäft und der General-Unternehmer zweifelte keinen Augenblick, daß seine Rechnung später mit einem anständigen Überschuß abschließen werde.

Diesen Überschuß würde die Agentur ohne Gewissensbisse in die Tasche stecken. Der würde noch dazu beitragen, die schon recht rundlichen Schätze zu vermehren, die ihm eine unermüdliche Sparsamkeit seit der Abfahrt in seiner Geldkatze, die er im Gürtel trug, zu sammeln erlaubt hatte. In diese Geldkatze waren ja schon zweiundsechzigtausend Francs geflossen, die die Passagiere entrichtet hatten, selbst wenn er für Abel nur den halben Preis erhielt. Seitdem waren freilich verschiedene Banknoten, doch keineswegs viele, davon ausgegeben, teils für Kohlen, teils für die Ausflüge der Passagiere und für die Ernährung an Bord. Nun blieben noch die Mannschaften und die Angestellten, darunter Robert Morgan, zu bezahlen. Thompson wollte sich dieser Formalität sofort entledigen, wenn man in dem Flecken angekommen wäre, wo sich, er mochte nun noch so armselig sein, doch wenigstens Tinte und Federn finden würden. Die dann doch noch übriggebliebne Summe würde den Reinverdienst vorstellen, und er hoffte den noch durch die spätern Entschädigungen von den Versicherungsgesellschaften zu vermehren. Nach Thompsons Berechnung mußten dann die ganzen zweiundsechzigtausend Francs übrigbleiben.

Kurz nach zwei Uhr setzten sich die Touristen in Bewegung, die einen im Wagen, die andern zu Fuß. Auf den sandigen Wegen brauchte man drei Stunden, die Bai Mordeira zu erreichen. Hier erhoben sich einige Häuser, die zusammen kaum den Namen eines Dorfes verdienten, am nördlichen Ufer.

In diesem Teile der Insel bot die Natur ein weniger unfruchtbares Aussehen. Der Erdboden hob und senkte sich

hier und da und einige Felsen zeigten ihr schwärzliches Haupt über der dünnen Sandschicht, die da und dort von schüchterner Vegetation bedeckt war.

Kaum angekommen, ging Thompson, als er eine elende Herberge gefunden hatte, daran, die rückständigen Gehälter auszuzahlen. Jeder erhielt seinen Teil, nicht mehr und nicht weniger, und Morgan sah sich binnen einiger Minuten im Besitz von ganzen hundertfünfzig Francs.

Inzwischen betrachteten die auf dem Strande umherirrenden Passagiere mit einiger Unruhe das vor ihnen liegende Meer. Hatte Roger recht gehabt, als er sich einen leisen Zweifel bezüglich eines bald abgehenden Paketbootes erlaubte? Nicht ein Schiff lag auf der Bai Mordeira vor Anker, auf der nur einige Fischerbarken leise auf- und abschwankten. Was sollte wohl aus der Gesellschaft werden, wenn sie gezwungen war, sich in dem erbärmlichen Weiler, inmitten einer Negerbevölkerung längere Zeit aufzuhalten, hier, wo man noch keinen einzigen Vertreter der weißen Rasse gesehen hatte?

Es war für alle eine Erleichterung, als Thompson wieder erschien. Alle umringten ihn und warteten gespannt darauf, zu hören, was dieser nun beschlossen hätte.

Thompson hatte aber gar nichts beschlossen. Das gestand er offenherzig ein. Dazu fehlten ihm ja alle Unterlagen. Morgan, der in seinem Reiseführer glücklicherweise gut bewandert war, konnte ihm einige oberflächliche Auskünfte erteilen, und Thompson hörte mit einem ganz neuen Vergnügen auf die Mitteilungen, die ihm ja ferner nichts mehr kosteten.

Der Archipel des Grünen Vorgebirges besteht, wie Morgan seine Zuhörerschaft belehrte, aus einer großen Anzahl Inseln oder Eilande, die in zwei deutlich zu unterscheidende Gruppen zerfallen. Die Inseln São-Antonio, São-Vicente, São-Nicolao, Santa-Lucia, Branco und Raza, die in einer fast geraden, etwa von Nordwesten nach Südosten verlaufenden Linie liegen,

bilden die eine Gruppe, »Barlovento« oder »Vor dem Winde« genannt, mit den zwei Inseln, der Salzinsel und Boavista. Die beiden letzten, die nach der zweiten Gruppe zu liegen, welche »Sotavento« oder »Sturmwind« genannt wird, bilden mit diesen einen Bogen, dessen Konvexität der Küste Afrikas zugekehrt ist, und in dem man nacheinander südlich von Boavista die Inseln São-Thiago, Fogo und de Brava nebst den Rombos-Eilanden antrifft.

Da ein Aufenthalt auf der elenden Salzinsel unmöglich war, mußte man zuerst zu erfahren suchen, ob nicht bald ein Paketboot daran anlegen würde.

Wenn das nicht der Fall wäre, bliebe nichts andres übrig als der Versuch, auf einigen der auf der Bai verankerten Fischerbarken nach einer andern Insel mit regerem Verkehr zu kommen. Es handelte sich also in erster Linie darum, welche Insel gewählt werden sollte.

»So werden wir nach São-Vicente fahren,« erklärte Morgan ohne Zögern.

Diese Insel, übrigens nicht die größte des Archipels, hat schon längst dessen ganzen Handelsverkehr mehr und mehr an sich gezogen. An ihrer Hauptstadt Porto Grande, deren flottierende Bevölkerung die ansässige Gemeinde um das Zwanzigfache übertrifft, liegen gelegentlich wohl hundert Fahrzeuge. In dem herrlichen und stark besuchten Hafen würden gewiß kaum vierundzwanzig Stunden vergehen, ohne daß sich Gelegenheit böte, nach England zurückzukehren.

Der Kapitän, der darum befragt wurde, bestätigte, was Morgan gesagt hatte.

»Ja, Sie haben ganz recht, sagte er. Leider bezweifle ich, daß wir nach São-Vicente gegen den Nordwest aufkommen können, dazu wurden wir mehrere Tage brauchen, meiner Ansicht nach ist das ein unausführbares Unternehmen mit den

Barken, die wir sehen. Ich denke, wir sollten lieber eine der Inseln Unter dem Winde zu erreichen suchen.

– Dann also jedenfalls São-Thiago,« schlug Morgan vor.

Zwar nicht so handelstätig wie São-Vicente, ist São-Thiago dafür die größte Insel des Archipels, sein wichtigster Ort Praya, dessen Hauptstadt.

Sie hat einen vorzüglichen Hafen, wo der Schiffsverkehr jährlich über hundertvierzigtausend Tonnen beträgt. Auch dort würde man ohne Zweifel mit Leichtigkeit Gelegenheit zur Heimreise finden, und was die Entfernung betrifft, so war sie annähernd die gleiche. Der einzige Einwurf, der sich gegen Praya erheben ließ, war der, daß es sehr gesundheitsgefährlich war, was ihm auch den Namen »Die Todbringende« eingetragen hat.

»Ach was, rief Thompson, wir wollen uns doch dort nicht häuslich niederlassen. Ein oder zwei Tage, das hat ja nichts zu bedeuten, und wenn niemand dagegen Widerspruch erhebt...«

Vor allem war es jedoch wichtig, sich wegen der Fahrten der Paketboote zu erkundigen. In dem dreiviertel wilden Land, wo es keinen Gouverneur, nicht einmal einen Gemeindevorstand gab, wußte man leider nicht, an wen man sich deshalb wenden sollte. Auf den Rat des Kapitäns ging Thompson, von allen seinen Unglücksgefährten begleitet, auf eine Gruppe Eingeborner zu, die die Schiffbrüchigen neugierig betrachtete.

Diese Leute waren keine Schwarzen, nur Mulatten, eine Kreuzung von portugiesischen Kolonisten und frühern Sklaven. An ihrer Tracht erkannte man, daß sie Seeleute waren.

Morgan nahm in Vertretung Thompsons das Wort, wendete sich an einen der Mulatten und fragte ihn, ob es auf der Salzinsel eine Möglichkeit gäbe, nach England zu kommen.

Der kapverdische Matrose zuckte die Achseln. Das wäre kaum zu erwarten. Die Paketboote liefen die Salzinsel nicht an, und ein andres Schiff würde man schwerlich finden. Zur Zeit

der Passatwinde, vom Oktober bis zum Mai, fehlte es zwar an Schiffen, meist Segelschiffen, in der Bai von Mordeira nicht. In dieser Zeit des Jahres wäre aber schon das letzte davon mit seiner Ladung Salz abgefahren, und vor dem kommenden Oktober würde schwerlich noch ein andres eintreffen.

Da das so bestimmt ausgesprochen wurde, konnte man daran nicht zweifeln. Die Seeleute fanden es übrigens ganz richtig, daß die Fremden eine andre Insel aufsuchen wollten. Ihre Barken waren fest und hätten zur Not auch weitre Fahrten unternehmen können. Was São-Vicente betraf, waren die Leute einstimmig der Ansicht des Kapitäns. Bei dem eben herrschenden Wind war es zu beschwerlich, dahin zu fahren.

»Und São-Thiago?« fragte Morgan.

Als die kapverdischen Seeleute diesen Namen hörten, wechselten sie mit einander seltsame Blicke. Bevor sie Antwort gaben, nahmen sie sich Zeit, zu überlegen. Offenbar hatten sie einen Gedanken, den sie nur nicht aussprachen.

»Warum nicht? sagte endlich der eine von ihnen. Das hängt von der Bezahlung ab.

– Nun, das geht den Herrn hier an, sagte Morgan, der auf Thompson hinwies.

– Ja, natürlich, erklärte dieser, als ihm die Antwort des Mulatten übersetzt worden war. Wenn der Kapitän und Sie uns begleiten wollen, wird der Mulatte uns die Barken zeigen, die er vorzuschlagen hat, und wir werden gleichzeitig die Bedingungen der Überfahrt festsetzen.«

In weniger als einer Stunde war alles abgemacht. Für den Transport der Schiffbrüchigen und ihre Bagage hatte der Kapitän sechs Barken ausgewählt, auf die man sich seinem Urteile nach ohne Scheu wagen konnte.

Mit Zustimmung aller war die Abfahrt auf drei Uhr am Morgen bestimmt worden, um so viel wie möglich am Tage zu fahren. Es handelte sich nämlich um nichts weniger als eine

Strecke von hundertzehn Seemeilen, und die zurückzulegen würde mindestens siebzehn Stunden in Anspruch nehmen.

Ein Widerspruch erfolgte von keiner Seite. Alle hatten es eilig, diese wüste Insel zu verlassen.

Alles Gepäck wurde nun auf der Stelle verstaut. Die Passagiere benutzten nach einer stärkenden Mahlzeit ihre Muße, so gut sie konnten. Die einen lustwandelten am Strande, die andern versuchten noch einmal zu schlafen. Nicht einem aber kam es in den Sinn, die gar zu abstoßende Gastlichkeit zu benutzen, die die Hütten des Dorfes bieten konnten.

Der Augenblick der Abfahrt fand alle auf den Füßen. Zur festgesetzten Stunde hatte jeder seinen Platz eingenommen, und die sechs Boote, die nun ihre Segel setzten, fuhren rasch um die Schildkrötenspitze herum. Wie man sieht, stieg Thompson zu einem höhern Grade auf. Der Kommodore verwandelte sich zum Admiral.

Eine Stunde nach der Abfahrt ließ man schon an Backbord die Südspitze der Salzinsel liegen, und als die Sonne aufging, erschien Boavista in der Ferne.

Ein seltner Zufall in dieser Jahreszeit war es, daß der Himmel sich unverändert rein erhielt. Aus Nordwesten blies ein ziemlich lebhafter Wind und trieb die sechs Boote schnell nach Süden dahin.

Am Morgen um acht Uhr kam man vor Boavista vorüber. Das erwies sich als ein niedriges Land von gleich trostlosem Aussehen wie die Salzinsel, als eine einfache Sandbank, in deren Mitte einige Basaltkegel über eine sich lang hinziehende Bodenerhebung, doch ohne eine Höhe von hundert Metern zu erreichen, aufragten.

Den Booten gegenüber öffnete sich die »Englische Reede«, in deren Hintergrunde sich die Hütten und vereinzelter Häuser von Rabil erhoben, einem Dorf, das sich zum Hauptorte der

Insel aufgeschwungen hat. Hier lagen vielleicht Schiffe vor Anker, die Entfernung verhinderte aber, das zu erkennen.

Einige Stunden später begann der Gipfel des São-Antonio, eines Pico, in den die Insel São-Thiago ausläuft, sich am Horizonte abzuzeichnen. Dieser zweitausendzweihundertfünfzig Meter hohe Punkt wurde von den Schiffbrüchigen, denen er das noch so entfernte Ende der Fahrt anzeigte, mit lautem Hurra begrüßt.

Die weit näher als São-Thiago liegende Insel Miao, die aber niedriger, ist als jene, wurde erst später sichtbar; die zweite Nachmittagsstunde kam heran, ehe ihre sandigen Ufer zu entdecken waren. Um fünf Uhr lag man mit ihr in gleicher Höhe.

Miao war nur eine zweite Auflage der Salzinsel und Boavistas. Nichts als eine sandige Steppe, ohne Fluß, ohne Quellen und ohne Bäume, auf der die Salzauswitterungen da und dort die Strahlen der Sonne widerspiegeln. Man hatte Mühe zu glauben, daß auf dem so völlig unfruchtbaren Lande mehr als dreitausend menschliche Wesen wohnen könnten.

Das von dieser traurigen Eintönigkeit ermüdete Auge weilte da mit Vergnügen auf dem südlichen Horizonte, wo São-Thiago immer höher emporstieg. Seine scharf abgeschnittenen Felsen, seine Ufermauern und Basaltsäulen, seine tieferen Bodenstellen mit reicher Vegetation erinnern ein wenig an die Azoren, und die Einöde der Landstrecken dagegen gehalten, erschien diese wilde Natur fast einladend, die man sonst für langweilig und abstoßend gehalten hätte.

Um acht Uhr abends doublierte man die Ostspitze gerade in dem Augenblicke, wo das sie krönende Leuchfeuer angezündet wurde. Eine Stunde später und bei zunehmender Dunkelheit war auch das Licht von der Spitze Tamaros zu erkennen, die im Westen den Porta da Praya abschließt. Noch eine Stunde und nachdem auch die Landspitze Biscados

umschiffte war, glitten die Boote im Gänsemarsch auf das noch ruhigere Wasser der Bai ein, in deren Hintergrund die Lichter der Stadt aufblitzten.

Die kapverdischen Seeleute hielten aber nicht auf diese Lichter zu. Kaum waren sie um die Spitze des Biscados herumgekommen, als sie stark anliefen und damit längs der Küste weiterfuhren. Bald darauf legten sie in ziemlich großer Entfernung von der Stadt an.

Morgan wunderte sich nicht wenig über dieses Manöver. Aus seinem Reiseführer wußte er zwar recht gut, daß sich auch an dem westlichen Ufer ein Landungsplatz befand. Doch alles, was er sagen konnte, war vergeblich. Aus dem oder jenem Grunde bestanden die Mulatten darauf, dort zu landen, und sie gingen bald daran, die Menschen und das Gepäck auf zwei Schaluppen, die an den beiden Frachtbooten hingen, ans Ufer zu befördern.

Allmählich wurden die Passagiere nach einem der niedrigen Felsen am Fuße der Uferwand gebracht, der die Ostseite der Bai begrenzte. Wie Morgan aus seinem Baedeker ersehen sollte, war das ein alter, längst aufgegebener Landungsplatz, und er wunderte sich mehr und mehr über den Eigensinn der Transporteure.

Die Brandung schlug donnernd an diesen Felsen und die Landung war in der Dunkelheit keineswegs leicht. So mancher glitt auch auf dem Granit aus, den die Wellen seit Jahrhunderten poliert hatten, und mehrere Passagiere nahmen ein unfreiwilliges Bad.

Trotzdem ging alles ohne ernstlichen Unfall ab, und kurz nach elf Uhr befanden sich alle Schiffbrüchigen am Lande.

Mit merkwürdiger Hast, die viel zu denken gab, wurden die Schaluppen wieder an die Barken angeseilt, und nach weniger als zehn Minuten waren diese klar und verschwanden, aufs offene Meer hinaussteuernd, bald in der Finsternis der Nacht.

Wenn da ein Geheimnis vorlag, so war hier weder die Zeit noch der Ort, seine Enthüllung zu versuchen. Die Lage der Reisenden nahm augenblicklich ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie konnten doch nicht unter freiem Himmel schlafen, und wie sollten anderseits die Kisten und Kasten, die Reisesäcke und Koffer, die am Ufer aufgehäuft lagen, weitergeschafft werden? Da mußte wieder der Kapitän Rat schaffen.

Seinem Vorschlage gemäß wurde alles Gepäck unter der Bewachung zweier Matrosen zurückgelassen, und die übrigen Schiffbrüchigen machten sich auf den Weg nach der ziemlich entfernten Stadt.

Wie verändert sah aber die glänzende Kolonne von früher aus, die Thompson mit so vollkommener Meisterschaft anzuführen verstanden hatte! Jetzt war es nur noch eine ungeordnete Herde, die niedergeschlagen, entmutigt, sich mühsam über den Weg an dieser unbekannten, mit Geröll und Steinblöcken bedeckten Küste in finstrier Nacht dahinschleppte.

Ein höchst anstrengender Marsch, selbst für die geübtesten Fußgänger. Länger als eine Stunde folgte man einem kaum gebahnten Pfade, die Füße sanken bis an die Knöchel in den tiefen, weichen Sand ein, und Mitternacht war längst vorüber, als die Touristen, am Ende ihrer Kräfte, endlich Häuser erblickten, wo sie Unterkommen zu finden hofften.

Die ganze Stadt lag im Schlafe. Nicht ein Mensch auf den Straßen, kein Licht zu sehen. Inmitten dieser finstern Einöde, in der eine Grabesruhe herrschte, ausreichende Unterkunft für so viele Personen zu finden, das war wahrlich keine so leichte Aufgabe. Man beschloß deshalb, sich in drei Gruppen zu teilen. Die eine, unter Führung des Kapitäns, umfaßte die Mannschaft des untergegangenen Fahrzeuges, zur zweiten, die Thompson führte, gehörte unter andern natürlich Baker, die dritte endlich vertraute sich dem Sprachenkenner Morgan an.

Die letztern wenigstens, der sich auch Roger und die beiden Amerikanerinnen angeschlossen hatten, hatten keine Schwierigkeit, ein Gasthaus zu entdecken. In wenigen Minuten hatte Morgan ein solches aufgespürt. Hier klopfte er so stark an die Haustür, daß auch der hartnäckigste Schläfer davon erwachen mußte. Als der notdürftig bekleidete Wirt seine Tür ein wenig geöffnet hatte, schien er über den Anblick so vieler Gäste nicht wenig erstaunt.

»Können Sie uns Zimmer anweisen? fragte Morgan.

– Zimmer? wiederholte der Gastwirt, als ob er träumte. Aber wo zum Teufel kommen Sie denn jetzt her? rief er heftig, ehe er eine Antwort auf Morgans Frage gab. Wie sind Sie denn hierher gekommen?

– Wie man gewöhnlich ankommt, denke ich, zu Schiffe, sagte Morgan ungeduldig.

– Zu Schiffe! wiederholte der Portugiese, der sich vor Erstaunen gar nicht mehr zu fassen wußte.

– Ja freilich zu Schiffe, versicherte Morgan herausfordernd. Was ist da so Außergewöhnliches dabei?

– Zu Schiffe! rief der Gastwirt nochmals. Die Quarantäne ist ja noch nicht aufgehoben.

– Welche Quarantäne?

– O, heiliger Himmel, die über unsre Insel. Seit einem Monat ist hier kein Schiff eingelaufen.«

Jetzt war Morgan an der Reihe, zu erstaunen.

»Was ist denn hier los? Was ist die Ursache dieser Quarantäne? fragte er.

– Eine heftige Epidemie eines perniziösen Fiebers.

– Das gefährlich ist?

– Das will ich meinen. In der Stadt allein sterben jeden Tag daran zwanzig Personen, und das auf eine Einwohnerzahl von viertausend.

– Alle Wetter! rief Morgan, da muß ich gestehen, keine glänzende Idee gehabt zu haben, als ich den Rat gab, hierher zu gehen. Zum Glück werden wir ja nicht lange hier bleiben.

– Nicht lange? erwiderte der Gastwirt.

– Gewiß, nicht lange!«

Der Portugiese schüttelte den Kopf in wenig beruhigender Weise.

»Für den Augenblick, sagte er ironisch, werde ich Ihnen Zimmer anweisen; ich glaube nur, Sie werden diese so bald nicht wieder verlassen. Übrigens werden Sie sich morgen selbst überzeugen können, daß, wer auf São-Thiago ist, auch daselbst bleibt!«

Zehntes Kapitel

In Quarantäne

Wahrlich, das Unglück verfolgte sie, die vielgeprüften Kunden der Agentur Thompson! Ja, eine mörderische Epidemie wütete auf São-Thiago und hatte seit einem Monat jede Verbindung der Insel mit der übrigen Welt unterbrochen. Tatsächlich herrschte ja ein schlechter Gesundheitszustand sozusagen normalerweise auf der Insel, die mit Recht den Namen »Die Todbringende« erhalten hat, wie das Morgan seinen Gefährten vor dem Verlassen der Salzinsel schon gesagt hatte. Das Fieber ist hier epidemisch und fordert auch in normalen Zeiten zahlreiche Opfer.

Die Krankheit erwies sich diesmal aber außergewöhnlich ansteckend und hatte einen so gefährlichen Charakter angenommen, wie er ihr sonst nicht eigen ist. In Anbetracht der Verwüstungen, die sie anrichtete, war der Gouverneur doch etwas besorgt geworden, und um das Übel mit der Wurzel auszurotten, hatte er sich zu den strengsten durchgreifenden Maßregeln entschlossen.

Die ganze Insel wurde auf höhern Befehl mit einem unverletzlichen Interdikt belegt. Wohl blieb es den Schiffen auch ferner erlaubt, in den Hafen einzulaufen, doch nur unter der Bedingung, hier bis zu dem nicht abzusehenden Ende der Epidemie und der Quarantäne liegen zu bleiben. Es versteht sich von selbst, daß die Paketboote und die Schiffe der langen Fahrt eine solche Sackgasse vermieden, und wirklich war vor

der Ankunft der Thompsonschen Reisegesellschaft schon seit dreißig Tagen kein einziges Fahrzeug in die Bai eingelaufen.

Hiermit erklärte sich ja das Zögern der Fischer von der Salzinsel, als sie von der Absicht hörten, daß die Fahrt nach São-Thiago gehen sollte, und ebenso ihre übereilte Flucht nach der nächtlichen Landung fern von der Stadt und an einer ungewöhnlichen Stelle. Wie die Dinge aber einmal lagen, wollten sie sich durch übertriebene Skrupel den Lohn für die Beförderung der Fremden nicht entgehen lassen, sich aber auch nicht lange Zeit von ihren Angehörigen und ihrer Heimat ferngehalten sehen.

Die Passagiere waren ja nun auf dem Lande; wie lange aber würden sie auf der so schwer heimgesuchten Insel bleiben müssen?

Da hiergegen aber nichts zu machen war, mußten sie sich eben mit ihrer Lage abfinden und warten und warten, wobei jeder die Zeit auf seine Weise totschlug.

Die einen, wie Johnson und Piperboom, hatten einfach ihr gewohntes Leben wieder aufgenommen und befanden sich dabei vortrefflich. Ein Restaurant für den einen und ein Speisehaus für den andern, mehr bedurfte es zu ihrem Glück nicht. An beiden Erquickungsstätten fehlte es aber in La Praya keineswegs.

Ihre Gefährten fanden freilich derartige Annehmlichkeiten der ihnen vom Schicksal diktierten Gefangenschaft nicht. Völlig niedergeschmettert und hypnotisiert von dem Schrecken einer möglichen Ansteckung, blieben die meisten Tag und Nacht in ihren Zimmern und wagten nicht einmal die Fenster zu öffnen. Diese Vorsichtsmaßregeln schienen sich zu bewähren. Nach acht Tagen war noch keiner von ihnen erkrankt. Dafür starben sie aber beinahe vor Langeweile und sehnten sich nach endlicher Erlösung, für die doch noch kein Zeitpunkt vorauszusehen war.

Andre erwiesen sich energischer. Unbekümmert um den Verlauf der so unheilschwangern Epidemie, trugen sie dieser nicht im geringsten Rechnung. Unter den Mutigen waren die beiden Franzosen und die beiden Amerikanerinnen. Sie hielten mit Recht die entnervende Furcht für gefährlicher als das Übel selbst. In Gesellschaft Bakers – der eigentlich wünschte, hübsch krank zu werden, um einen weitem Vorwand zur Klage über seinen Rivalen zu bekommen – gingen sie einfach aus, hierhin und dorthin, wie sie es in London oder in Paris getan hätten.

Seit der Ankunft in São-Thiago hatten sie Jack Lindsay kaum einmal gesehen; der führte sein gewohntes eingezogenes und einsames Leben auch hier in gleicher Weise weiter. Alice, die von ganz andern Sorgen eingenommen war, dachte kaum noch an ihren Schwager. Trat ihr zuweilen sein Bild vor die Augen, so suchte sie es zu verscheuchen und, jetzt darüber weniger erregt als früher, baldigst zu vergessen. Das Abenteuer im Curral das Freias erblaßte schon in der Vergangenheit und verlor seine frühere Bedeutung. An die Wiederholung einer solchen Freveltat konnte sie gar nicht glauben, seitdem sie sich unter Morgans Schutz so wohlthuend sicher fühlte.

In der Erinnerung an die ihm auf Gran Canaria gelegte Falle dachte dieser dagegen oft an seinen Feind, der ihn, seiner Überzeugung nach, damit schon einmal zu schädigen versucht hatte. Die jetzige Untätigkeit des Gegners beruhigte ihn nur halb; er wachte mit derselben Sorgfalt, die ihn eine dumpfe Unruhe nicht aus den Augen setzen ließ.

Jack sann in der Tat auf Böses wie bisher. Sein verbrecherisches Verhalten bei dem Vorgange im Curral das Freias war ja keineswegs vorher überlegt gewesen, sondern nur die Folge einer sich zufällig bietenden Gelegenheit; und doch hatte das Mißlingen jenes ersten Versuches seinen anfänglichen Ärger darüber jetzt in tödlichen Haß verwandelt.

Nach dem erfolgreichen Eingreifen Morgans hatte sich dieser, aus Furcht vor dem jungen Manne, noch verdoppelt und gleichzeitig sein natürliches Ziel vertauscht. Einen Augenblick wenigstens hatte Jack Lindsay wegen des Dolmetschers der »Seamew« seine Schwägerin fast ganz vergessen, als er jenem eine Falle stellte, der er, hätte er damals den andern Weg eingeschlagen, sicherlich entgangen wäre.

Der hartnäckige Widerstand Morgans, das heroische Dazwischenfahren des Mr. Blockhead, hatte seinen Plan scheitern lassen.

Seitdem machte Jack keinen Unterschied mehr zwischen seinen beiden Feinden. Er haßte Alice und Morgan gleich heftig und nur noch grimmiger seit den Mißerfolgen, die ihm beschieden gewesen waren.

Wenn er jetzt untätig war, lag das nur an der steten Wachsamkeit Morgans. Sobald sich eine passende Gelegenheit böte, würde Jack in seiner Gewissenlosigkeit und in dem Verlangen, nicht der Unterlegene zu bleiben, keinen Augenblick gezaudert haben, sich der beiden endgültig zu entledigen, der zwei Menschen, deren Tod ihm sowohl Rache gewährt als auch ein Vermögen gesichert hätte.

Immer stieß er aber auf die hartnäckige Aufmerksamkeit Morgans, und von Tag zu Tag sank seine Hoffnung weiter, eine passende Gelegenheit in der volkreichen Stadt zu finden, die die zwei Franzosen und die zwei Amerikanerinnen mit einer Sorglosigkeit durchstreiften, welche ihn nur noch mehr aufbrachte.

Die Stadt La Praya hat einem beschäftigungslosen Touristen leider nicht viel zu bieten. Eingepfercht zwischen zwei Tälern, die erst am Meere in zwei flachen Gestaden ausmünden, dem »Schwarzen Gestade« im Westen und dem »Großen Gestade« – demselben, an dem die Landung erfolgt war – im Osten, ist sie auf einer »Archada« erbaut, d. h. auf einem Lavafelde, das

von den Ausflüssen vier- bis fünftausend Meter hoher, am nördlichen Horizont noch sichtbarer Vulkane herrührt. In einer steilen Uferwand etwa von vierundzwanzig Metern Höhe reicht eine Art Sporn dieses Plateaus bis zum Meere, der hier die beiden genannten und mit der Stadt durch steil aufsteigende Wege verbundenen Gestade voneinander trennt.

Der rein afrikanische Charakter, der der Stadt La Praya in höherm Grade eigen ist als den andern Bevölkerungszentren des östlichen Archipeltheiles, bildet in den Augen europäischer Reisender deren einzige Merkwürdigkeit. Ihre von Schweinen, Geflügel und Affen wimmelnden Straßen mit niedrigen, in schreienden Farben angestrichenen Häusern, die Negerhütten der Vorstädte, ihre schwarze Bevölkerung mit einer nicht unbedeutenden weißen, meist aus Beamten bestehenden Kolonie dazwischen, alles das bietet ja ein originelles und neues Bild.

Nach einigen Tagen findet jedoch der von diesem Exotismus übersättigte Tourist nur wenig Unterhaltung in dieser Stadt von viertausend Einwohnern.

Sobald er das europäische Viertel mit seinen breiten, von dem großen »O Pelourinho«-Platze ausstrahlenden Straßen durchstreift, die Kirche und den Regierungspalast gesehen hat, die einander auf einem andern Platze näher dem Meere gegenüberstehen, und sobald er etwa noch das Rathaus, das Gefängnis und das Gerichtsgebäude besichtigt hat, ist es mit den hiesigen Sehenswürdigkeiten zu Ende. Dann könnte er ruhig die Augen geschlossen halten, dann belauert ihn eine trostlose Langeweile.

Das sollten die zwei Franzosen und ihre Begleiterinnen auch bald erfahren. Sie empfanden das, abgesehen von der Langenweile, wo ihnen Kopf und Herz so voll waren, wenigstens als eine verhältnismäßige Erleichterung. Allmählich wurden die Spaziergänge durch längeres Verweilen

auf dem Sande des Uferlandes abgelöst, wo das Meer vor ihnen lag, das sie doch nicht forttragen sollte, wo der regelmäßige Anprall der Wellen das Stillschweigen Alicens und Morgans einwiegte und gleichzeitig das lustige Geplauder Rogers und Dollys begleitete. Diese beiden waren in jedem Falle von melancholischen Anwandlungen verschont geblieben. Kein Unfall, ebensowenig wie der Untergang der »Seamew« oder die gegenwärtige Quarantäne, hatte ihre Heiterkeit zu dämpfen vermocht.

»Was meinen Sie denn, erklärte Roger wiederholt, die Geschichte amüsiert mich, ja mich, Kapverdier – welch famoser Name! – zu sein. Miß Dolly und ich, wir gewöhnen uns schon an den Gedanken, auch noch zu Negern zu werden.

- Aber das Fieber? warf Alice ein.
- Welche Aufschneiderei! gab Roger zurück.
- Und der Ablauf Ihres Urlaubes?
- Höhere Gewalt, antwortete der Offizier.
- Doch Ihre Familie, die Sie in Frankreich zurückerwartet?
- Meine Familie? Ich habe meine Familie hier!«

Im Grunde war Roger jedoch sicherlich weniger ruhig, als er es scheinen wollte. Wie hätte er auch nicht ängstlich an die Gefahr denken sollen, der seine Begleiterinnen und er selbst jeden Tag in diesem verpesteten Lande und in dieser Stadt mit ihrer dezimierten Bevölkerung ausgesetzt waren? Er gehörte aber zu den glücklichen Naturen, die es vermeiden, sich die Gegenwart durch die Furcht vor der Zukunft zu verderben. Das Leben hier entbehrte ja in seinen Augen nicht eines gewissen Reizes. In São-Thiago hätte es ihm trotz allem gefallen, wenn er da nur in dem traulichen Verhältnis zu Dolly wie bisher weiterleben konnte. Zwischen den beiden war zwar das entscheidende Wort noch nicht gefallen, sie waren aber einander sicher. Ohne es je ausgesprochen zu haben, sahen sie sich als Verlobte an.

Auch ihr gegenseitiges Verhalten hatte nichts Geheimnisvolles an sich. Man konnte in ihrer Seele wie in einem Buche lesen, und niemand konnten die Gefühle unbemerkt geblieben sein, die die beiden einander zu offenbaren für überflüssig gefunden hatten.

Mrs. Lindsay, eine mehr als die andern hieran interessierte Zuschauerin, schien sich wegen dieser Lage der Dinge keine besondern Gedanken zu machen. Sie gestattete ihrer Schwester dieselbe amerikanische Freiheit, der sie selbst sich, vorzüglich als junges Mädchen, gerne erfreut hatte und der sie ihr – leider kurzes – Eheglück verdankt hatte. Sie vertraute der offenerzigen und jungfräulichen Natur Dollys, und Roger gehörte zu den Männern, die, ebenso sicher wie sie atmeten, Vertrauen einflößten. Alice ließ der Idylle also ihren Lauf, überzeugt, daß sie, wie der logische und vorherzusehende Ausgang einer einfachen Erzählung, mit einer Heirat enden würde.

Ach, wenn in ihrer Seele doch dieselbe ruhige Zuversicht gewohnt hätte! Zwischen ihr und Robert Morgan dauerte das etwas merkwürdige Mißverständnis noch immer fort. Eine falsche Scham ließ die Worte auf ihren Lippen erstarren, und je mehr die Zeit verging, desto mehr entfernten sich beide von einer bestimmten, freimütigen Erklärung, die ihnen doch allein den Frieden des Herzens wiedergeben konnte.

Auch ihr gegenseitiges äußerliches Verhältnis litt unter dieser moralischen Unruhe. Sie flohen vor einander nur nicht, weil ihnen das kaum möglich war. Doch wenn sie sich durch eine unbezwingliche Gewalt zueinander hingezogen fühlten, so empfanden sie, sobald sie sich Auge in Auge gegenüberstanden, es doch deutlich, daß sich zwischen ihnen eine Schranke erhob, die der edle Stolz des einen und ein bedrückendes Mißtrauen des andern errichtet hatte. Ihre Herzen

krampferten sich dabei zusammen, und sie wechselten nur kalte Worte aus, die das traurige Quiproquo weiterbestehen ließen.

Roger stand diesem heimlichen Kriege entmutigt gegenüber. Er hatte sich die Folgen von dem Tête-à-tête auf dem Gipfel des Teyde ganz anders vorgestellt. Warum hatten sie da einander nicht auf einmal und für immer das Herz ausgeschüttet, wo sie doch so nahe daran gewesen sein mußten, und das umgeben von einer Natur, deren Großartigkeit im Verhältnis zu dem, was sie bedrückte, doch die sentimentale Schamhaftigkeit der einen ebenso wie den krankhaften Stolz des andern hätte besiegen müssen? Alle diese Schwierigkeiten, die er für etwas kindisch hielt, konnte der Offizier bei seiner geraden Natur nicht anerkennen, er, der auch als König eine Bettlerin und als Bettler eine Königin geliebt hätte, ohne das zu verschweigen.

Nach weitem acht Tagen dieses stillen und unentschiedenen Streites erschien ihm das Schauspiel ganz unerträglich, und er beschloß, dem mit einem Schlage ein Ende zu machen. Unter irgendeinem Vorwande veranlaßte er seinen Landsmann, ihm nach dem eben ganz menschenleeren Großen Gestade zu folgen, und hier drängte er ihn, auf einem Steinblocke sitzend, zu einer entscheidenden Erklärung.

An diesem Morgen war Mrs. Lindsay allein ausgegangen. Die Entscheidung, die Roger seinem Landsmanne abzwängen beabsichtigte, wollte sie, soweit sie sie betraf, für sich allein treffen, und ihrem eignen Willen ohne Scheu nachgebend, hatte sie sich ein wenig vor den beiden Freunden auch nach dem Großen Gestade begeben, dessen Einsamkeit ihr jetzt besonders zusagte. Durch das Gehen auf dem Sande bald ermüdet, setzte sie sich auf der Stelle, wohin der Zufall sie geführt hatte, nieder und verfiel im Anblick des Meeres, das Kinn in die Hand gestützt, in ein tiefes Träumen. Da weckte ein Geräusch sie aus ihrem Nachsinnen. Zwei Personen

sprachen miteinander auf der andern Seite des Felsblocks, worauf sie sich niedergelassen hatte, und an den Stimmen erkannte sie Roger de Sorgues und Robert Morgan.

Anfänglich wollte sie sich gleich zeigen, was sie aber hörte, verhinderte sie daran. Mrs. Lindsay lauschte erregt.

Morgan war seinem Landsmanne mit derselben Gleichgültigkeit gefolgt, die er auch vielen andern Dingen gegenüber an den Tag legte. Er ging so weit mit, wie Roger gehen wollte, und setzte sich, als Roger den Wunsch zu sitzen aussprach. Dieser kannte aber hinlänglich das Mittel, die Aufmerksamkeit seines indolenten Begleiters zu erwecken.

»Uff! stöhnte der Offizier stehen bleibend, in diesem verwünschten Lande ist es ja unerträglich warm! Ich glaube, ein kleines far niente wird uns gut tun. Wie denken Sie darüber, Gramon?

– Gramon...?« wiederholte Alice höchst erstaunt an der andern Seite des Felsblocks.

Morgan antwortete nur durch ein leichtes Kopfnicken und folgte schweigend der Einladung Rogers.

»Ach, den Kuckuck! stieß dieser hervor, bleiben wir denn noch lange hier?

– Danach dürfen Sie mich nicht fragen, gab Morgan mit flüchtigem Lächeln zur Antwort.

– Das war auch nicht meine Absicht, erwiderte Roger, denn der Aufenthalt auf dieser Grünen Vorgebirgsinsel – ein hübscher Name! – hat für niemand etwas Verführerisches, er muß vorzüglich für Mistreß Lindsay und für Sie höchst unangenehm sein.

– Warum das? fragte Morgan.

– Wollen Sie etwa das Geständnis leugnen, das Sie mir an jenem Abend abgelegt haben, wo wir an der Küste der Kanarischen Inseln waren?

– Nun und nimmermehr, versicherte Morgan. Ich verstehe nur nicht...

– O, der Fall liegt ja ganz klar, unterbrach ihn Roger. Da Sie Mistreß Lindsay noch immer lieben... denn Sie lieben sie doch, nicht wahr?

– Gewiß! bestätigte Morgan diese Frage.

– Sehr schön!... Ich wiederhole also: Da Sie Mistreß Lindsay ins Herz geschlossen haben und anderseits beschlossen zu haben scheinen, ihr das nicht zu gestehen, so komme ich auf meine Worte zurück und behaupte, der Aufenthalt auf diesem afrikanischen Felsen kann weder für die Dame noch für Sie etwas Verlockendes haben. Man braucht ja Sie beide nur zu sehen. Sie sehen aus, als hätten Sie die Butter vom Brote verloren; kaum daß Sie einmal den Mund auf tun. Mit Erlaubnis gesagt, Sie sehen beide so aus wie zwei Katzen, von denen keine die Kastanien aus dem Feuer holen mag. Bemerken Sie denn gar nicht, was so klar vor Augen liegt, daß Mistreß Lindsay sich zu Tode langweilt und daß ihr ein glühendes Geständnis weit lieber wäre?

– Mein lieber de Sorgues, sagte Morgan mit leise bebender Stimme, ich begreife nicht, wie Sie über solche Dinge noch scherzen können. Sie, der Sie meine Gedanken kennen, der Sie über meine Lage unterrichtet sind und wissen, welche Gewissensfragen diese mir auferlegt...

– Halt, halt! fiel Roger ein, den diese Antwort wenig berührte, das hindert doch alles nicht, daß es unerträglich ist, Sie sich und andern zum Vergnügen als den Unglücklichen aufspielen zu sehen, während das doch – Sie wissen es ja selbst – so leicht zu ändern wäre.

– Ja, was meinen Sie denn, daß ich tun sollte? fragte Morgan.

– Lieber Gott, guter Freund, da kann ich Ihnen kaum einen Rat erteilen. In einem solchen Falle handelt jeder nach seinem Temperamente. Warum sind Sie nur jetzt nicht mehr Sie

selbst? Heiter, liebenswürdig und liebevoll, da Sie ja selbst lieben? Das übrige folgt dann von allein. Sehen Sie doch uns an, Miß Dolly und mich. Gleichen wir etwa verschmachtenden Liebesleuten?

– Sie sprechen, wie Sie es leicht können, bemerkte Morgan bitter.

– Zugegeben, sagte Roger. Nun gut, gehen Sie kühn aufs Ziel los. Verbrennen Sie hinter sich Ihre Schiffe. Wenn wir heute zurückgekehrt sind, so fallen Sie Mistreß Lindsay an, wie man zum Sturme reitet, und erklären Sie ihr alles ohne Umschweife und Ziererei. Zum Teufel, sterben werden Sie ja daran nicht!... Da werden Sie schon hören, was sie Ihnen antwortet.

– Die Antwort würde mich, wie sie auch ausfallen möchte, nicht erschrecken, wenn ich mich nur berechtigt fühlte, die Frage zu stellen.

– Doch warum? Wegen der dummen Vermögensangelegenheit? Ach, legen Sie doch darauf kein solches Gewicht, rief Roger, der dabei einen Fingernagel zwischen seinen Zähnen knacken ließ, das macht doch nicht den geringsten Unterschied! Sind Sie denn übrigens nicht in der Lage, dafür einen Ausgleich zu bieten? Mögen Sie sich jetzt hinter einem falschen Namen verstecken, der Marquis von Gramon werden Sie doch wieder in dem Augenblicke, wo Sie es wünschen, und solche Marquis von Gramon laufen, so viel ich weiß, nicht in allen Straßen und Gassen umher.«

Morgan erfaßte die Hand seines Landsmannes.

»Was Sie da sagen, lieber de Sorgues, ist ja ein weiterer Beweis Ihrer warmen Freundschaft. Doch glauben Sie mir, es ist besser, über diesen Gegenstand zu schweigen. Sie würden meine Anschauungen darüber doch nicht ändern können. Ich weiß recht gut, daß der Tausch, den Sie im Sinne haben, allgemein als zulässig gilt, mir sagt aber ein solcher Handel einmal nicht zu.

– Handel, Handel! Das ist ja leicht gesagt, murrte Roger, ohne sich zu ergeben. Worin soll ein Handel liegen, da Ihnen doch ein Gedanke an einen persönlichen Vorteil gänzlich fern liegt?

– Ja, aber Mistreß Lindsay weiß das nicht... sie nicht. Das ist der springende Punkt.

– Nun, alle Tod und Teufel, so nehmen Sie sich doch die Mühe, die Dame davon zu überzeugen. Wie das auch ausfallen mag, besser ist es allemal, als daß Sie sich unglücklich machen... ohne von Mistreß Lindsay zu sprechen.

– Von Mistreß Lindsay? wiederholte Morgan. Ich weiß ja gar nicht...

– Ob auch diese Sie vielleicht liebt? unterbrach ihn Roger. Haben Sie denn nie daran gedacht, daß sie sich nicht zuerst darüber erklären kann?

– Diesen Einwurf haben Sie mir schon zweimal zu hören gegeben, antwortete Morgan etwas traurig. Das sieht aus, als ob Sie ihn für sehr wichtig hielten. Ja, wenn Mistreß Lindsay mich liebte, das würde die Lage der Dinge natürlich ändern. Mistreß Lindsay liebt mich aber nicht, und ich habe auch nicht den Dünkel, daß das jemals der Fall sein könne, da ich doch nichts tue, ihr ein solches Gefühl zu erwecken.

– Nun ja, das mag ja so sein, aber... murmelte Roger halb für sich.

– Was sagten Sie?

– Ach, nichts; höchstens, daß Sie mit völliger Blindheit geschlagen sein müssen, wenn Sie nicht vorsätzlich blind sind. Übrigens hat mich Mistreß Lindsay nicht beauftragt, Sie zu belehren, was Sie selbst sehen sollten. Doch nehmen wir einmal an, sie hätte die Gefühle, die ich bei ihr vermute, wäre es dann für Sie nötig, daß sie es Ihnen selbst gestände, damit Sie es glauben lernten?

– Auch das würde vielleicht nicht genügen, antwortete Morgan ruhig.

– Wie, rief Roger, auch dann würden Sie noch die Stirn haben, daran zu zweifeln?

– Äußerlich dürfte mir das wohl unmöglich sein, sagte Morgan trübsinnig, im Herzen würde ich aber doch noch immer eine grausame Angst fühlen. Mistreß Lindsay ist – oder sie glaubt es wenigstens – mir zu einigem Danke verpflichtet, und für Seelen, wie die ihrige, sind solche Schulden heiliger als andre. Ich würde also immer denken, daß ihre Liebe nichts andres sein konnte, als die zarte Verkleidung eines sie bedrückenden Gefühles von Erkenntlichkeit.

– Ein unverbesserlicher Starrkopf! rief Roger, der seinen Freund höchst verwundert ansah. Ich gestehe, daß ich es nicht verstehe, so gegen mein Glück zu streiten. Ihre bleierne Zunge leichter zu machen, dazu wird wohl das Ende der Reise notwendig sein. Vielleicht wird dann der Schmerz, Alice für immer zu verlieren, sich stärker erweisen als Ihr Stolz.

– Ich glaube es nicht, erklärte Morgan.

– O, das wird sich schon zeigen, schloß Roger, der schon aufstand, das Gespräch. Für den Augenblick erkläre ich, daß unsres Verbleibens hier nicht länger sein kann. Ich suche sofort den Kapitän Pip auf und denke mit ihm ein Mittel auszuklügeln, daß wir uns, wie man sagt, französisch drücken können. Was zum Teufel, draußen auf der Reede liegen ja Schiffe, und was die portugiesischen Festungswerke angeht, sind die schon zu einem alltäglichen Spaß geworden.«

Die beiden Franzosen entfernten sich nach der Stadt zu, und Alice folgte ihnen mit den Blicken. Auf ihrem Gesichte waren die Spuren heimlichen Kammers verwischt. Sie kannte ja nun die Wahrheit, die Wahrheit, die sie freudiger stimmte. In Zukunft konnte sie nicht mehr zweifeln, geliebt zu sein, geliebt, wie ein Weib sich das nur ersehnen konnte: um ihrer

selbst willen, ohne daß ein ungehöriger Gedanke die Reinheit dieses Gefühles trübte.

Eine noch größere Freude war es ihr, daß sie nun den Zwang ablegen konnte, der so lange lähmend auf ihr gelastet hatte. Sicherlich hatte sie die Aufklärungen nicht erwartet, die sie eben vernommen hatte, um sich zu Robert Morgan hingezogen zu fühlen, um nicht schon nach dessen Erscheinung und Auftreten sicher zu sein, daß dieser ein Geheimnis von der Art bewahre, wie es ihr jetzt auf ungewöhnliche Weise verraten worden war. Immerhin üben die Vorurteile der Menschen doch einen so mächtigen Einfluß aus, daß die warme Zuneigung, die sie erfüllte, ihr eigentlich mehr Kummer als Freude bereitet hatte. Den Dolmetscher-Cicerone der »Seamew« zu lieben, selbst wenn er hundertmal Professor war, damit hätte sich die steinreiche Amerikanerin gesellschaftlich doch gar zu sehr erniedrigt gefühlt, und seit der Abfahrt von Madeira hatte der Kampf zwischen ihrem Stolz und ihrem Herzen sie fortwährend mit sich selbst und mit andern unzufrieden gemacht.

Jetzt war die Lage einfacher geworden: beide standen einander gleich.

Der einzige Punkt, der noch eine zarte Behandlung erforderte, war der, die etwas übertriebenen Bedenklichkeiten Morgans zu überwinden. Darum machte sich Alice jedoch nicht zuviel Sorge. Sie wußte recht gut, welche Kraft der Überredung eine liebende und geliebte Frau von Natur besitzt. Im übrigen war diese Insel nicht der Ort für die entscheidenden Worte. Ehe dieser Tag kam, konnte Alice ja in einer oder der andern Weise ihre Dankesschuld abgetragen und auch in den Augen Roberts die völlige Unabhängigkeit ihres Herzens wieder erlangt haben.

Roger tat, wie er gesagt hatte. Er besprach auf der Stelle mit dem Kapitän seinen Plan, zu entfliehen, und es braucht nicht

erst gesagt zu werden, daß der alte Seemann mit Eifer auf diesen Gedanken einging. Sicher war alles anders besser, als auf dieser verwünschten Insel zu verschimmeln, wo er, wie er sagte, »landkrank« würde. Er wünschte nur, Thompson und die andern Passagiere ins Vertrauen gezogen zu sehen, und das war recht und billig genug, so daß Roger sich dem nicht widersetzen konnte.

Der Gedanke fand einstimmigen Beifall. Die einen waren des zu häufigen Besuches der Stadt überdrüssig, die andern erschreckt durch die vielen Leichenzüge, die an ihren Fenstern vorüberkamen, alle aber waren am Ende ihres Mutes und ihrer Geduld.

Die Meinung zweier Passagiere war überflüssig zu hören. An Bord des spätern Schiffes würde jedenfalls Überfluß an Speisen und Getränken vorhanden sein. Was hätte es also nützen können, Johnson und Piperboom um ihre Ansicht bezüglich der Flucht erst zu fragen?

Nachdem man sich für diese entschieden hatte, galt es, sie ins Werk zu setzen.

Wenn auf der Reede, wie Roger behauptete, wirklich Schiffe verankert lagen, so waren es deren doch nur wenige. Und alles in allem sahen drei dort liegende Segelfahrzeuge von siebenhundert bis tausend Tonnen für den Kenner recht mitgenommen und schadhafte aus. Alle wirklich seetüchtigen Schiffe waren jedenfalls vor der Verhängung der Quarantäne schon abgefahren, und im Hafen hatte man nur die außer Dienst gesetzten zurückgelassen.

Außerdem durfte man nicht aus dem Gesicht verlieren, daß die Abfahrt, wenn sie überhaupt möglich wurde, unbemerkt erfolgen mußte. Wie sollte man aber die Einschiffung etwa von hundert Personen, ebenso wie die der Nahrungsmittel und alles für eine so große Zahl Passagiere notwendigen Materials verheimlichen können?

Das war noch eine schwierige Aufgabe. Der Kapitän Pip versprach aber, sie zu lösen und man erteilte ihm dazu unbeschränkte Vollmacht.

Wie er das ausführen wollte, verriet er nicht. Tatsächlich besaß er aber schon am Morgen des nächsten Tages eine reiche Ernte näherer Aufschlüsse, die er nun seinen auf dem Schwarzen Gestade versammelten Gefährten und vor allem Thompson mitteilte, dem ja bezüglich der Heimbeförderung die wichtigste Rolle zufiel.

Von drei auf der Reede verankerten Schiffen waren zwei höchstens noch gut, zu Brennholz, und auch nur noch zu schlechtem, setzte der Kapitän hinzu, zerhackt zu werden. Das letzte, »Santa-Maria« mit Namen, war sicherlich ein altes und schon stark abgenutztes Fahrzeug, zur Not aber noch einmal zu gebrauchen. Man konnte sich ihm ohne gar zu schreiende Unklugheit also wohl für eine ja nur kurze Fahrt anvertrauen.

Nachdem der Kapitän dieses Schiff innen und außen, von oben bis unten besichtigt hatte, wagte er, bei dessen Reeder das Terrain zu sondieren, und hier fand er überraschend leichte Arbeit. Da die Quarantäne allen Handel der Insel auf unbestimmte Zeit lahm legte, war der Reeder sofort bereit, auf die Vorschläge des Kapitäns einzugehen. Es ließ sich also erwarten, daß man mit ihm zu annehmbaren Bedingungen einen Vertrag abschließen könnte.

Bezüglich weiterer noch zu fassender Entschlüsse wollte der Kapitän sich jedes Ratschlages enthalten. Er beabsichtigte auch nicht zu verschweigen, daß immerhin einige Gefahr damit verbunden sei, sich unter den gegebenen Verhältnissen einzuschiffen, wenigstens im Fall stürmische Witterung eintreten sollte. Es wäre also die Sache jedes Reisenden, sich für das Risiko zu entscheiden, das er für geringer hielt: die Gefahren von der Krankheit oder die des Meeres.

In bezug auf die zweiten bemerkte der Kapitän nur noch, daß diese bedeutend vermindert würden, wenn die Reisenden zustimmten, den Golf der Gascogne zu vermeiden, indem man in einem Hafen Portugals oder Spaniens ans Land ginge. Dann verlief der größte Teil der Fahrt im Gebiete der Passate, wo grobes Wetter sehr selten wäre. Endlich empfahl der Kapitän in seinem eignen Namen, möglichst bald abzufahren, da er das mögliche Ertrinken dem gewissen Tode durch die hiesige Krankheit oder durch Langeweile doch entschieden vorzöge.

Die Verhandlung hierüber dauerte nicht lange. Einstimmig und auf der Stelle erklärten sich die Anwesenden für die schleunigste Abfahrt, und der Kapitän erhielt den Auftrag, die dazu nötigen Vorbereitungen zu treffen. Dieser nahm das Mandat an und verpflichtete sich, vor Ablauf von vier Tagen, und ohne Argwohn erweckt zu haben, mit allem fertig zu sein.

Vorher galt es natürlich noch, mit dem Eigentümer des Schiffes ein Übereinkommen zu treffen, und diese Sorge fiel Thompson zu. Man konnte den General-Unternehmer aber an allen Ecken und Enden suchen, Thompson war und blieb gerade, wo man ihn brauchte, verschwunden.

Nachdem die Touristen ihrer Entrüstung darüber ohne Scheu Luft gemacht hatten, beschlossen sie, einem von ihnen die Befugnisse des General-Abtrünnigen zu übertragen und diesen zum Reeder zu entsenden, mit welchem er zu einem möglichst günstigen Abschluß zu kommen suchen sollte. Natürlich fiel die Wahl auf Baker, dessen geschäftliche Erfahrungen, und vorzüglich in derartigen Angelegenheiten, ihn von vornherein zum Unterhändler bestimmten.

Zwei Stunden später war dieser wieder zurück.

Er hatte sich mit dem Reeder verständigt; der Vertrag mit ihm war aufgesetzt und unterzeichnet. Nach einigem Hin- und Herreden hatte man sich über eine Summe von sechstausend Francs geeinigt, mit der Berechtigung, das Schiff bis nach

Europa zu benützen. Der Reeder sollte nur noch die geeigneten Schritte tun, sein Verfügungsrecht über das Schiff vorläufig offiziell aufzugeben, über dessen Rückkehr keine besondern Abmachungen zu treffen nötig waren. Wegen der Besatzung brauchte man sich auch keine Sorge zu machen: Offiziere und Mannschaften der »Seamew« waren bereit, ihren Dienst ohne andre Entschädigung als freie Reise und Verpflegung wieder anzutreten, und ebensowenig über die Takelage der »Santa-Maria«, deren Segel alle angeschlagen waren. Bei dieser handelte es sich nur um einzelne Veränderungen im Innern, um eine so große Zahl von Passagieren in der gemeinschaftlichen Kajüte und im Zwischendeck unterzubringen, sowie hinreichenden Proviant für eine einmonatliche Reise verstauen zu können. In dieser Beziehung würde man vom Reeder der »Santa-Maria« erfolgreich unterstützt werden, denn er hatte versprochen, die notwendigen Veränderungen unter irgendwelchem Vorwande von seinen eignen Arbeitern ausführen zu lassen und ebenso ganz unbemerkt alle Lebensmittel zu liefern, die die englischen Seeleute in der Nacht an Bord befördern sollten.

Als diese Abmachungen von allen gutgeheißen waren, trennte sich die Gesellschaft und der Kapitän ging sofort an die Arbeit.

Vier Tage mußte man sich freilich noch in Geduld fassen. Unter gewöhnlichen Umständen ist das ja nicht gerade viel. Vier Tage kommen einem aber unendlich lang vor, wenn sie sich an acht schreckliche und langweilige Tage anschließen.

Diese vier Tage wurden nun wie die vorhergegangenen hingebracht, die einen hielten sich in ihren Zimmern verrammelt, gewisse andre – welche, ist ja leicht zu erraten – weideten sich an ununterbrochenen Schmausereien, und die übrigen unternahmen Spaziergänge, in die sie, soweit es möglich war, einige Abwechslung zu bringen suchten.

Ohne mehr als früher von Jack Lindsay, der meist unsichtbar blieb, belästigt zu werden, streiften Mrs. Lindsay und ihre gewohnten Begleiter in der Umgebung La Prayas umher. Alice schien ihr glückliches Gleichgewicht der ersten Reisetage wiedergefunden zu haben. Unter dessen wohlthätigem Einfluß gestalteten sich diese Spaziergänge zu ebenso vielen erfreulichen und belebenden kleinen Ausflügen.

An entferntere solche, etwa ins Innere der Insel, die nur von vereinzelt und obendrein sehr schlechten Straßen durchschnitten wird, war gar nicht zu denken. Die unmittelbaren Umgebungen von La Praya waren dagegen leichter zugänglich, und die vier Touristen durchstreiften sie nach allen Richtungen.

Ein voller Tag wurde der Stadt Ribeira Grande gewidmet, der alten Hauptstadt der Insel und des ganzen Archipels, die 1712 von den Franzosen zerstört worden war. Ribeira Grande, das übrigens noch ungesunder ist als La Praya, hat sich seit jener Zeit nicht wieder aus seinen Ruinen erheben können, seine Bevölkerung ist ununterbrochen im Abnehmen begriffen und ist jetzt auf eine ganz geringe Zahl zusammengeschmolzen. Man fühlt einen Stich im Herzen, wenn man die öden Straßen der dem völligen Verfall zueilenden Stadt durchwandert.

An den andern Tagen wurden die zahlreichen Täler besucht, die die Hauptstadt umgeben. Auf dem nur mittelmäßig angebauten Lande sitzt eine ausschließliche Negerbevölkerung, teils Katholiken, teils Heiden, mitten in der Pflanzenwelt ihrer eigentlichen Heimat. Hier findet man Palmen, Bananenbäume, Goyaven, Kokospalmen, Papayabäume und Tamarinden, in deren Schatten sich eine Menge afrikanische Hütten, doch so zerstreut erheben, daß sie nirgends den Namen eines Dorfes verdienen.

In diesen vier Tagen schien das Glück, das die Reisenden bisher vor der eben herrschenden Epidemie geschützt hatte, sie

etwas zu verlassen. Am 2. Juli standen zwei von ihnen, Mr. Blockhead und Sir Georges Hamilton, mit dumpfem Kopfschmerz, einem teigigen Gefühl im Munde auf und erlitten auch lästige Anfälle von Schwindel. Ein sofort herbeigerufener Arzt konnte nur einen schweren Fall des gefährlichen Fiebers diagnostizieren. Das war ein neuer Schreck für die übrigen. Jeder sagte sich: »Wann bin ich nun an der Reihe?«

Der nächstfolgende Tag war der zur Abfahrt bestimmte. Von früh an hatten die Touristen da zu ihrem großen Erstaunen Mühe, das Land wieder zu erkennen, in dem sie erwachten. Der Himmel hatte eine ockergelbe Farbe, die Umrisse aller Gegenstände verschwammen gänzlich in einem Nebel von besonderer Art, der wie überhitzte Luft zu zittern schien.

»Das ist nur vom Ostwinde hergetriebener Sand,« erklärten die darüber befragten Eingebornen.

In der Tat war der Wind in der Nacht von Nordwesten nach Osten umgeschlagen.

Sollte dieser Richtungswechsel vielleicht die Pläne des Kapitäns Pip umstürzen? Nein, denn noch denselben Abend meldete er, daß die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt vollendet wären. Auch die Passagiere waren dazu bereit. Seitdem die Flucht von hier beschlossen war, hatten sie aus ihren Wohnungen jeden Tag einen Teil ihres Gepäcks weggeschafft, das die Matrosen in der Nacht nach der »Santa-Maria« beförderten. Nur die leeren Kasten und Reisesäcke blieben in ihren Zimmern zurück, als sie diese endgültig verließen, da sich deren Fortschaffung nicht unbemerkt ausführen ließ. Das war aber eine Sache, worüber sich alle leicht hinwegsetzten.

»Übrigens, hatte Baker erklärt, wird Thompson uns diesen Verlust neben dem sonstigen Reste zu ersetzen haben.«

Wenn auf Thompsons Haupt jedoch alle die vielen Verurteilungen fallen sollten, womit ihn Baker bedrohte, konnte man doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese nur ins Blaue hinein ausgesprochen werden würden. Was war denn geschehen? Keiner hätte es sagen können. Man hatte den Agenten nie wiedergesehen, seitdem er sich der bedrückenden Verpflichtung, die ganze Gesellschaft heimzubefördern, durch die Flucht entzogen hatte.

Übrigens kümmerte sich niemand um ihn. Gefiel es dem Manne auf São-Thiago, so würde man ihn einfach da zurücklassen, das war alles.

Die Einschiffung mußte unbedingt in der Nacht vor sich gehen. Am Abend um elf Uhr, der für die Abfahrt vom Kapitän bestimmten Stunde, waren alle ohne Ausnahme auf dem Schwarzen Gestade beisammen, an einer Stelle, wo etwas zurückstehende Felsen die Wucht der Brandung schwächten. Sofort begann nun die Einschiffung.

Hamilton und Blockhead wurden zuerst auf die »Santa-Maria« übergeführt, nachdem sie nahe daran gewesen waren, auf São-Thiago zurückgelassen zu werden.

Viele ihrer Gefährten hatten sich ernstlich gegen den Gedanken gesträubt, die beiden Kranken mitzunehmen, weil sie ja eine Ansteckungsgefahr für die Gesunden bildeten. Daß man davon absehen sollte, sie ohneweiters sitzen zu lassen, dafür waren Roger und die beiden Amerikanerinnen vergeblich mit allen Kräften eingetreten, bis zu dem Augenblick, wo der Kapitän Pip das Gewicht seiner Autorität in die Wagschale warf und entschieden erklärte, er werde von der Führung des Schiffes gänzlich absehen, wenn nur ein einziger von den Passagieren hier zurückgelassen würde.

Hamilton und Blockhead verließen also die Insel des Grünen Vorgebirges gleichzeitig mit den andern, freilich, ohne daß sie sich dessen bewußt waren. Seit gestern hatte sich ihr Zustand

wesentlich verschlimmert. An Stelle des klaren Bewußtseins waren fortwährende Delirien getreten, und es erschien recht zweifelhaft, ob man sie überhaupt noch lebend nach England mitbringen würde.

Nicht wenige Fahrten wurden nötig, alle Passagiere mit den zwei einzigen Boten der »Santa-Maria« auf das Schiff zu befördern. An der Bordwandöffnung stand hier Baker, der seine Pflichten als Leiter des Ganzen sehr ernst nahm und jedem den ihm vorbehaltenen Platz anwies.

Da hatte man nun alle Ursache, den Verlust der »Seamew« zu beklagen. Etwas Unzulänglicheres als die überhastete Einrichtung eines Frachtschiffes zu einem Personenschiffe konnte man sich kaum vorstellen. Wenn die Damen, die unter dem Hinterdeck in der gemeinschaftlichen Kajüte untergebracht wurden, mit ihren beschränkten Kabinen halbwegs zufrieden sein konnten, mußten sich die Herren mit einem großen Schlafraum begnügen, der unten im Schiffe durch Bretterwände in einzelne Teile geschieden und mit einem auf den trocknen Querbalken des Zwischendecks angebrachten Fußboden versehen war.

Die einzelnen Überführungen gingen ohne Unfall vonstatten. Kein Mensch auf der Insel schien von dem Auszuge etwas bemerkt zu haben. Ungehindert stießen die Boote zum letzten Male vom Lande ab und legten sie an der »Santa-Maria« an.

Da wurde aber dem auf seinem Posten an der Bordwandöffnung wachenden Baker eine Überraschung ohnegleichen beschert. Unter andern Passagieren kam einer, der sich so klein wie möglich machte, hurtig auf das Deck des Schiffes gesprungen... das war Thompson.

Elftes Kapitel

Wo nun Thompson für sein Geld nichts hat

»Mister Thompson!« rief Baker mit wilder Freude.

Es war in der Tat Thompson in Person, aber etwas verschämt, trotz seiner sonst außergewöhnlich entschiedenen Haltung. Im Kampf zwischen Furcht und Geiz, war dieser schließlich unterlegen, und besiegt, kroch Thompson zu Kreuze. Geduldig hatte er die Abfahrt abgewartet und unter dem Schutze der Nacht sich dem letzten Transporte angeschlossen.

»Mister Thompson! wiederholte Baker, indem er seinen Feind wie die Katze die Maus ansah. Wir hofften nicht das Vergnügen zu haben, Sie noch einmal wiederzusehen! Soll uns wirklich der Kummer bereitet werden, mit Ihnen nach England zurückzukehren?

– Ja freilich, antwortete Thompson, der auch noch andre Malicen ruhig verschluckt hätte. Ich werde aber für die Überfahrt bezahlen, setzte er eiligst hinzu, in der Hoffnung, seinen unversöhnlichen Feind damit zu entwaffen.

– Oho! rief Baker, das ist ja etwas ganz Übernatürliches.

– Übernatürliches? wiederholte Thompson.

– Jawohl. Sie haben uns bisher an eine derartige Bereitwilligkeit nicht gewöhnt; doch, es ist ja nie zu spät, etwas wieder gut zu machen. Ja, welchen Preis sollen wir denn nun von Ihnen verlangen, mein Herr!

– Den Preis, den alle zahlen, denke ich, antwortete Thompson schon etwas ängstlich.

– Ja, das hat so seine Schwierigkeiten, entgegnete Baker mit dem Tone eines Biedermannes, da wir keinen Tarif haben. So wie Sie uns hier sehen, bilden wir eine Gesellschaft auf Gegenseitigkeit, eine Kooperativgenossenschaft, wie man das nennt, bei der jeder seinen Anteil eingezahlt hat. Sie aber, Sie sind ein Fremder. Für Sie müssen wir erst einen besonderen Tarif festsetzen, und das ist eine heikle Sache.

– Es will mir jedoch scheinen, murmelte Thompson, ja, es scheint mir, als ob sechs Pfund...

– O, das wäre sehr wenig, fiel Baker nachdenklich ein.

– Also zehn Pfund...

– Hm! machte Baker.

– Zwanzig Pfund... dreißig Pfund...«

Baker schüttelte den Kopf und schien wirklich bekümmert zu sein, diese so verführerischen Angebote zurückzuweisen.

»Nun dann vierzig Pfund, preßte Thompson mit Mühe hervor, ebensoviel, wie ich von Ihnen verlangt habe für die ganze Reise...

– Bis zum Grünen Vorgebirge, und das obendrein gegen meinen Willen, sagte Baker, aus dessen Augen eine teuflische Malice leuchtete. Gut, lassen wir's bei vierzig Pfund bewenden. Eigentlich ist das nicht genug, ich tue damit Unrecht. Doch... na ja, der Kuckuck soll mich holen, wenn ich Ihnen etwas abschlagen kann. Wollen Sie die Summe gefälligst entrichten?«

Seufzend fügte sich Thompson dem Verlangen und entnahm seiner Geldkatze die betreffende Anzahl Banknoten, die Baker zweimal mit wunderbarer Frechheit durchzählte.

»Stimmt... es stimmt, ich erkenne das an. Daran ist ja übrigens nichts Außergewöhnliches,« bemerkte er noch, als er seinem Passagier schon den Rücken zukehrte, während dieser sich beeilte, einen Platz im allgemeinen Schlafraum zu belegen.

Während dieser Verhandlung hatte die »Santa-Maria« Segel beigesetzt und den Anker an Bord genommen. Um ein Uhr nachts verließ sie, von günstigem Ostwinde getrieben, ohne Hindernisse zu finden oder angehalten zu werden, die Bai von La Praya. Vor ihrem Bug lag bald das offene Meer, auf das sie hinaussteuerte.

Die Passagiere suchten jetzt einer nach dem andern ihre Lagerplätze auf. Als einer der ersten hatte sich Thompson auf einer Matratze ausgestreckt, die er sich gleich nach dem Eintreffen auf dem Schiffe gesichert hatte, und er war eben im Einschlafen, als er seine Schulter von einer Hand berührt fühlte, und als er ärgerlich die Augen aufschlug, sah er Baker über sich geneigt stehen.

»Was gibt es denn? fragte Thompson etwas schlaftrunken.

– Einen Irrtum, oder vielmehr ein Mißverständnis, lieber Herr. Es tut mir leid, Sie stören zu müssen, es ging aber nicht anders, als ich Sie unberechtigtweise auf dieser Matratze liegen sah.

– Ich habe doch, glaube ich, meinen Platz bezahlt! rief Thompson in recht schlechter Laune.

– Ihre Überfahrt, mein Bester, nur Ihre Überfahrt, berichtigte ihn Baker. Ich bediene mich Ihres eignen Ausdrucks. Wir wollen hier die Dinge nicht untereinandermengen. Überfahrt bedeutet noch nicht Platz. Ich bin nur verpflichtet, Sie zu transportieren, und das geschieht ja auch, doch Ihnen Nachtlager zu gewähren, das ist damit nicht gesagt. Die Matratzen sind in La Praya jetzt über die Maßen teuer, und wenn Sie diese hier benutzen wollen, so bin ich gezwungen, von Ihnen dafür eine kleine Nachzahlung zu verlangen.

– Das ist ja der reine Diebstahl! Ich bin in eine Halsabschneiderhöhle geraten! platzte Thompson heraus, während er sich zum Sitzen aufrichtete und hilflos die Blicke

rund umherschweifen ließ. Und wieviel denken Sie von mir für die Erlaubnis, hier schlafen zu dürfen, noch zu erpressen?

– Es ist mir unmöglich, erwiderte Baker salbungsvoll, eine so höfliche Frage nicht mit den gewähltesten Ausdrücken zu beantworten. Wollen mal sehen... Nun ja... zur Not... ja, für zwei Pfund ist es mir möglich, Ihnen diese Matratze zu leihen. Das erscheint ein bißchen teuer, ich leugne es nicht, doch auf São-Thiago waren jetzt die Matratzen...«

Thompson zog die Schultern in die Höhe.

»Nun, die hier ist keine zwei Pfund wert. Doch gleichviel, ich werde auch diese zwei Pfund entrichten, doch wohlverstanden in der Hoffnung, dafür während der ganzen Überfahrt Frieden zu haben.

– Während der ganzen Überfahrt? Was denken Sie denn?... Während der ganzen Überfahrt! Mein Wort darauf, meine Herren, dieser seine Herr ist übergeschnappt, rief Baker, indem er die Arme gen Himmel erhob, und die andern Passagiere zu Zeugen aufrief, die, auf ihren Lagern sitzend, das ganze Gespräch mit angehört hatten und es mit unbezwinglichem Lachen begleiteten. Nein, zwei Pfund für die Nacht, mein lieber Herr, verstehen Sie recht, für die Nacht!

– Für jede Nacht? Und folglich, wenn die Fahrt einen Monat dauert, sechzig Pfund? Nun wissen Sie, Herr, das bezahle ich auf keinen Fall. Auf den Scherz falle ich nicht hinein, antwortete Thompson wütend, während er sich wieder ausstreckte.

– Dann, mein Herr, erklärte Baker mit unerschütterlichem Phlegma, dann bleibt mir nichts übrig, als Sie von hier auszuweisen.«

Thompson sah seinen Gegner an und erkannte, daß dieser nicht spaßte, und Baker streckte schon die Arme nach ihm aus.

Von den Zuschauern eine Hilfe zu erwarten, daran war nicht zu denken. Rein entzückt von dieser unerwarteten Revanche, verdrehten die sich vor Lachen.

Thompson zog es vor, klein beizugeben, statt es auf einen Kampf ankommen zu lassen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war. Er erhob sich ohne ein weiteres Wort und ging auf die hinausführende Leitertreppe zu. Ehe er aber die erste Leitersprosse erstieg, glaubte er noch einmal protestieren zu müssen.

»Ich weiche der Gewalt, sagte er mit Würde, protestiere aber feierlichst gegen die mir angetane Behandlung. Jedenfalls mußte ich vorher darauf aufmerksam gemacht werden, daß ich für meine vierzig Pfund nicht einmal ruhig schlafen könnte.

– Die Sache ist doch aber sehr einfach, erwiderte Baker, der wie aus den Wolken gefallen schien, nein, Ihre vierzig Pfund geben Ihnen nicht das Recht, auf den Matratzen der Gesellschaft zu schlafen, ebensowenig wie an der Tafel der Gesellschaft aus den Gläsern zu trinken und aus den Schüsseln zu essen. Überfahrt, meine ich, ist doch nicht gleichbedeutend mit Matratzen, Lehnstühlen, Claret und Beefsteak! Wenn Sie solche Dinge haben wollen, müssen sie bezahlt werden, und die sind gerade jetzt überaus teuer!«

Baker streckte sich darauf ohne Umstände auf der eroberten Matratze aus, während Thompson blindlings die Sprossen der Leitertreppe hinaufkletterte.

Der Unglückliche hatte eingesehen, wie hier die Sachen lagen.

Daß er schlecht schlief, ist wohl einleuchtend. Er verbrachte die ganze Nacht auf dem Deck, um ein Mittel zu suchen, sich dem ihm drohenden Schicksal zu entziehen. Trotz seines erfinderischen Geistes entdeckte er keines; er hatte sich dummerweise in einer Sackgasse fangen lassen.

Allmählich beruhigte sich Thompson einigermaßen bei dem Gedanken, es wäre doch wenig wahrscheinlich, daß Baker seine Drohungen wirklich wahr machen werde. Es handelte sich hier, meinte er, nur um einen Scherz, der zwar recht unangenehm, aber doch nur ein Scherz wäre, wie sich das bald genug zeigen würde.

Diese optimistischen Gedanken waren immerhin nicht imstande, Thompson Ruhe genug zu gewähren, um Schlaf zu finden. Bis zum Morgen ging er, alle Aussichten, die er hatte, sein Leben und seine Kasse zu retten, überlegend, auf dem Deck hin und her, wo die nächtliche Wache sich von Zeit zu Zeit ablöste.

Während Thompson ärgerlich umherlief, lagen die übrigen Passagiere der »Santa-Maria« in tiefem Schlafe. Das Wetter blieb ziemlich gut, trotz der Trockenheit des Ostwindes, der die Segel des Fahrzeugs aufblähte, das dabei recht schnell dahinglitt. Als der Tag graute, lag São-Thiago schon zwanzig Meilen im Süden.

In der frühen Morgenstunde kam das Schiff nahe an der Insel Maio vorüber, doch außer Thompson war niemand da, das wüste Land zu betrachten.

Anders war es vier Stunden später, als man, doch nicht so nahe, längs der Insel Boavista hinsegelte. Jetzt hatten sich an Bord der »Santa-Maria« alle erhoben und das Oberdeck war so gedrängt voll, daß noch viele aus Mangel an Platz auf dem untern Deck bleiben mußten.

Aller Augen richteten sich auf die Stadt Rabil, vor der jetzt deutlich verschiedene vor Anker liegende Schiffe zu erkennen waren. Boavista versank dann allmählich am Horizonte, als die Glocke zum Frühstück rief.

Baker, der für die Rückreise gewählte Chef, ordnete jetzt alles nach eigenem Gutdünken. An Bord der »Santa-Maria« sollte die Verpflegung ganz so gehalten werden wie an Bord

eines regelmäßig verkehrenden Paketbootes, und die Pünktlichkeit der Mahlzeiten lag ihm da ganz besonders am Herzen. Obwohl der auf Schiffen herrschenden Gewohnheit nicht entsprechend, hatte er die von seinem Vorgänger dafür angenommenen Stunden beibehalten. Auf seine Anordnung läutete die Glocke wie früher um acht, um elf Uhr und des Abends um sieben Uhr.

Trotz seines Wunsches konnte nicht davon die Rede sein, eine wirklich ordentliche Tafel herzurichten. In der gemeinsamen Kajüte war ja kaum für ein Dutzend Tischgäste Platz. Die meisten mußten sich also damit begnügen, im Deckhaus oder auf dem Deck selbst in Gruppen, zwischen denen das alte Personal der »Seamew«, jetzt der »Santa-Maria«, sich bewegte, so gut es anging Platz zu finden, eine Unannehmlichkeit, die immerhin einen gewissen Reiz hatte. Bei schlechtem Wetter mußte man sich da freilich nach dem allgemeinen Schlafraum im Zwischendeck flüchten. Regen war aber kaum zu befürchten, wenn das Schiff über die Gegend des »Grünen Vorgebirges« hinausgekommen war.

Bei diesem ersten Frühstück, bei dem sich Thompson in keiner Weise beteiligte, machte der Kapitän Pip einen unerwarteten Vorschlag.

Nachdem er um Aufmerksamkeit gebeten hatte, erwähnte er zunächst die Gefahren einer solchen Reise auf einem Schiffe wie die »Santa-Maria«. Dann gestand er, bei der großen, auf ihm lastenden Verantwortlichkeit einen Augenblick daran gedacht zu haben, nicht erst an der Küste Spaniens oder Portugals ans Land zu gehen, sondern gleich an der Stadt Saint-Louis am Senegal. Er hatte das nur nicht in Vorschlag zu bringen gewagt, weil es, bei dem herrschenden Ostwinde diesen Ankerplatz zu erreichen, fast ebenso lange Zeit in Anspruch genommen hätte, wie eine Fahrt nach den Kanarien oder selbst nach einem europäischen Hafen. Doch wenn nicht

in Saint-Louis, könnte man ja in Porto-Grande von São-Vicente landen. Zu diesem Zwecke brauchte der Kapitän Pip das Schiff nur um zwei Quart abfallen zu lassen, und vor Anbruch der Nacht wären dann alle schon am Lande in Sicherheit, und könnten darauf rechnen, bald ein Paketboot zu finden.

Die Mitteilung des Kapitäns Pip hatte eine um so größere Wirkung, als dieser nicht gewohnt war, unnütze Worte zu machen. Jedenfalls mußte er etwaige Gefahren nicht zu gering schätzen, da er sich in eine so lange Rede eingelassen hatte.

Da war nun Baker, der als erwählter Verwalter sich der Rednerbühne bemächtigte.

»Ihre Worte klingen ernst, Kommandant, sagte er. Doch verhehlen Sie uns nichts, und sagen Sie frei heraus, ob Sie die Reise, die wir angetreten haben, für unklug halten.

– Wenn das mein Gedanke wäre, antwortete der Kapitän, so hätte ich es schon vor deren Antritt ausgesprochen. Nein, die Reise ist schon ausführbar, doch mit so vielen Menschen an Bord...

– Nun, unterbrach ihn Baker, wenn Sie nur Ihre Mannschaft allein an Bord hätten, würden Sie sich da auch beunruhigt fühlen?

– Nein, gewiß nicht, versicherte Pip; das ist aber auch etwas ganz andres. Auf dem Meere zu fahren, ist ja unser Beruf, und wir haben auch unsre Gründe...

– Wie wir die unsrigen, sagte Baker, und wäre es nur die Summe, die wir aufzubringen gezwungen waren, dieses Schiff zu chartern, wegen des schmutzigen Geizes dessen, der für uns alle hätte bezahlen sollen. Es liegt jedoch auch noch ein andrer Grund vor: die Quarantäne, die über die Insel São-Thiago, die wir eben verlassen haben, verhängt ist. Augenblicklich ist die Meldung von der Abfahrt der »Santa-Maria« wahrscheinlich schon auf allen Inseln des Archipels eingetroffen, und ich bin

fest überzeugt, daß unsre Landung um so größere Hindernisse finden würde, da wir kein reines Patent und obendrein zwei Fieberkranke an Bord haben. Wenn es uns trotzdem gelänge, ans Land zu kommen, so erwartete uns gewiß nur eine Gefängnishaft, und diesmal eine wirkliche, das heißt eine weit strengere als die, der wir in »São-Thiago« zum Opfer gefallen waren. Dagegen könnte man einwenden, daß das in Portugal und in Spanien nicht anders sein werde. Das ist wohl möglich, sicher ist es aber nicht. Auf jeden Fall wären wir dann an einem uns erwünschten Ziel angelangt, und das würde allen neuen Mut einflößen. Deshalb stimme ich für eine Fortsetzung der angefangenen Reise, und glaube, daß alle hier Anwesenden meiner Meinung sind.«

Bakers Worte fanden einstimmigen Beifall, und der Kapitän Pip begnügte sich, darauf mit einer beruhigenden Geste zu antworten, der Entschluß befriedigte ihn aber nur halb, und wer ihm an diesem Abende nahe gewesen wäre, würde gehört haben, wie er mit sorgenvoller Miene seinen getreuen Artimon ansprach:

»Du willst meine Ansicht wissen. Master? Nun also, das ist eine unerwartete Wendung, für deren Erfolg ich nicht stehen kann.«

Gar so bald sollte aber nichts vorkommen, was seine Zweifel nach irgendeiner Seite bestätigt hätte. Nachmittag gegen zwei Uhr drehte sich der Wind und die »Santa-Maria« fuhr vor günstigem Rückenwinde hin. Eine Rückkehr war ihr damit unmöglich gemacht. Der einzige für sie offen stehende Weg war der nach Europa oder nach den Kanarischen Inseln.

Unter Einhaltung dieses Kurses kam man gegen einhalbfünf Uhr wieder an der Salzinsel vorüber, die keiner ohne lebhaftes Erregung betrachten konnte. Alle Fernrohre richteten sich nach diesem Lande, in dessen Nähe die alte »Seamew« ihren Tod gefunden hatte.

Kurz vor der Nacht verlor man diese letzte Insel des Archipels des Grünen Vorgebirges aus den Augen, und nun sollte nichts mehr die Kreislinie des Horizontes unterbrechen bis zu der Stunde, wo man die Kanarischen Inseln wieder zu Gesicht bekam. Das war, wenn die jetzige Brise Bestand hatte, binnen drei bis vier Tagen zu erwarten. Im ganzen konnte sich niemand über diesen ersten Tag beklagen. Alles war nach Wunsch gegangen, und man konnte hoffen, auch weiter vom Glücke begünstigt zu werden.

Nur einer von den Passagieren hatte das Recht, etwas weniger zufrieden zu sein, und es ist wohl unnötig, ihn zu bezeichnen, ihn mit seinem Namen Thompson zu nennen. Beim Mittagessen hatte er sich einen Teller zu verschaffen gewußt und hielt ihn bei der allgemeinen Austeilung der Speisen hartnäckig mit hin. Baker wachte aber, und der Teller blieb leer. Und als er am Nachmittag versucht hatte, sich mit Roastbeef darüber zu besprechen, in der Meinung, daß der nicht die Stirn haben werde, seinem frühern Chef etwas abzuschlagen, da stieß er wieder auf Baker, der ihn mit nie ermüdendem Eifer überwachte. Offenbar schien die Geschichte ernst zu werden.

Thompson, der vor Hunger fast umkam, mußte schließlich nachgeben, und entschied sich dafür, seinen unerbittlichen Henker aufzusuchen.

»Herr Baker, begann er, ich sterbe vor Hunger.

– Das freut mich, antwortete Baker phlegmatisch, denn das beweist, daß Sie einen gesunden Magen haben.

– Lassen Sie mich mit derlei Scherzen in Ruhe, sagte Thompson, dessen Charakter seine Qualen ganz verändert hatten, und sagen Sie mir gefälligst, wie weit Sie die noch treiben wollen, als deren Opfer Sie mich ausersehen haben.

– Scherze? Von welchen Scherzen reden Sie denn? fragte Baker, während er sich den Anschein gab, darüber ernstlich

nachzudenken. Ich glaube mir mit Ihnen nicht den geringsten Scherz erlaubt zu haben.

– Sie haben also wirklich die Absicht, mich Hungers sterben zu lassen? rief Thompson.

– Ei, rief Baker, wenn Sie eben nicht bezahlen wollen!

– Es ist gut, gab Thompson zur Antwort, ich werde bezahlen. Unsre Rechnung werden wir später regulieren...

– Gleich mit den andern, stimmte ihm Baker in liebenswürdigem Tone zu.

– Wollen Sie mir also gefälligst sagen, für welchen Preis ich mir die Erlaubnis erkaufen kann, bis zum Ende der Reise hier zu schlafen und zu essen?

– Wenn es sich um eine Pauschalsumme handelt, sagte Baker mit Nachdruck, da ist ja die Sache sehr einfach.«

Er zog dabei sein Notizbuch hervor und blätterte darin umher.

»Also richtig!... Hm!... Sie haben bereits eine Summe von vierzig Pfund entrichtet... Ja ja... hm... Völlig in Ordnung! Nun gut, da handelt es sich also bloß noch um eine kleine Nachzahlung von zweiundsiebzig Pfund einem Schilling und zwei Pence (1800 Francs 45 Centimes), dafür genießen Sie dann dieselben Rechte an Bord wie alle andern.

– Zweiundsiebzig Pfund! schrie Thompson. Das ist eine Tollheit! Ehe ich auf eine solche Forderung eingehe, appelliere ich an alle Passagiere. Was Teufel, ich werde doch einen anständigen Menschen darunter finden!

– Ich werde sie in Ihrem Namen darum befragen, schlug Baker in liebenswürdiger Weise vor. Vorher würde ich Ihnen aber doch empfehlen zu prüfen, wie diese Summe entstanden ist. Die Heuer für die »Santa-Maria« hat uns rund zweihundertvierzig Pfund gekostet, zweihundertneunzig Pfund neunzehn Schillinge haben wir für die während der Fahrt nötigen Lebensmittel aufwenden müssen, ferner hat die

unumgängliche Einrichtung des Schiffes eine Ausgabe von einundneunzig Pfund zwei Schillingen und zwei Pence verursacht, das macht zusammen sechshundertzwölf Pfund einen Schilling und zwei Pence, wovon ich die von Ihnen gezahlten vierzig Pfund bereits abgezogen habe. Ich glaube also nicht, daß Sie mit einem Einspruche gegen dieses gerechte Verlangen Unterstützung bei denen finden werden, die Sie vorher geplündert haben. In jedem Falle, wenn das Herz Ihnen sagt...«

Nun, das Herz sagte Thompson nichts davon, wie sich aus seiner Haltung entnehmen ließ. Ohne weitem Widerspruch, der ja doch nichts genützt hätte, öffnete er seine kostbare Geldtasche und holte daraus ein Bündel Banknoten hervor, zählte die verlangte Summe ab und steckte das übrige mit derselben Sorgfalt ein.

»Es bleibt ja noch ein hübsches Sümmchen drin,« meinte Baker, mit einem Hinweis auf die Tasche.

Thompson antwortete nur durch ein bleiches, unverständliches Lächeln.

»Doch nicht mehr lange, setzte der mitleidlose Baker hinzu, während das flüchtige Lächeln Thompsons von seinen Lippen verschwand. Wir werden bald die kleinen Rechnungen abzumachen haben, die uns persönlich angehen.«

Ehe er seinen unversöhnlichen Gegner verließ, wollte Thompson wenigstens etwas für sein Geld haben. An Bord der »Santa-Maria« hatte er den treuen Piperboom wiedergefunden, und der Holländer sich, als ob die Sache sich von selbst verstände, von neuem an den angeschlossen, den er noch immer für den Gouverneur der umherirrenden Kolonne ansah. Thompson schleppte überall diesen dreifachen Schatten seiner selbst mit umher, und die Hartnäckigkeit des außerordentlich beleibten Passagiers fing an, ihm über die Maßen lästig zu werden.

»Es ist also abgemacht, fragte er, daß ich von nun an ganz dieselben Rechte wie alle andern genieße, daß ich ein Passagier bin wie die übrigen?

– Endgültig abgemacht.

– In diesem Falle würden Sie mich zu Dank verpflichten, mich von dem unerträglichen Herrn Piperboom zu befreien, den ich auf keine Weise von mir abschütteln kann. So lange ich hier der General-Unternehmer war, mußte ich mir ihn wohl oder übel gefallen lassen; jetzt aber ist es doch das Geringste, was ich...

– Natürlich, natürlich, unterbrach ihn Baker. Leider bin ich nur ebensowenig Unternehmer wie Sie. Übrigens wird es für Sie nichts Leichteres geben, setzte der gefühllose Spötter, seine Worte besonders betonend, hinzu, als dem Herrn Van Piperboom »verständlich zu machen«, wie sehr er Ihnen zur Last fällt.«

Bleich vor Zorn, mußte sich Thompson doch mit diesem freundschaftlichen Rate begnügen, und von demselben Augenblicke an wandte ihm Baker auch nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit zu.

Am 6. Juli hatten die Passagiere, als sie erwachten, die Überraschung, die »Santa-Maria« fast unbeweglich still liegen zu sehen. Schon in der Nacht war der Wind abgeflaut, und mit Sonnenaufgang herrschte völlige Windstille, bei der sich das Meer nur in langer Dünung und ohne jede Kräuselung erhob und wieder senkte. Von diesem vom westlichen Horizonte kommenden Wogengang geschaukelt, schlugen auf der »Santa-Maria« die Segel klatschend an die Maste, und das Schiff rollte in recht lästiger Weise hin und her.

Trotz der wirklichen Befriedigung, die alle darüber empfanden, daß sich der Gesundheitszustand Hamiltons und Blockheads unter dem Einflusse der reinen Seeluft wesentlich gebessert hatte, verlief der Tag doch recht traurig. Die

unerwartete Windstille bedeutete ja eine weitre Verlängerung der Reise. Immerhin war etwas zu wenig Wind noch erwünschter als zuviel davon, und man nahm mit Geduld eine Widerwärtigkeit hin, die wenigstens mit keiner Beunruhigung verbunden war.

Man hätte indes glauben können, daß der Kapitän Pip nicht so dachte, wenn man ihn sah und bemerkte, daß seine Pupillen ganz wie bei ernsten Vorfällen weit auseinanderwichen und wie grausam er seine Nasenspitze behandelte. Offenbar genierte etwas den braven Kapitän Pip, dessen Blicke beständig nach dem westlichen Horizont hinaus gerichtet waren, von dem die langen glatten Wellen herkamen, auf denen sich die »Santa-Maria« wiegte.

Viel zu sehr eingeweiht in die Schrullen und das Verhalten ihres Kapitäns, als daß sie seine geheimnisvolle Sprache nicht verstanden hätten, blickten auch die Passagiere auf den westlichen Horizont hinaus, ohne doch da etwas Außergewöhnliches bemerken zu können. Auch da draußen wie überall glänzte ein blauer Himmel, über den nicht das schwächste Wölkchen hinzog.

Erst Nachmittag gegen zwei Uhr wurde ein leichter Dunst bemerkbar, der dann langsam zunahm und sich von Weiß zu Grau und von Grau zu Schwarz veränderte.

Gegen fünf Uhr versank die Sonne in dem Dunste und das Meer nahm sofort eine unheimliche kupferrote Färbung an. Um sechs Uhr hatte die rauchartige Wolke bereits den halben Himmel eingenommen, als die ersten Kommandos des Kapitäns hörbar wurden.

»Außenklüver einbinden! Oberbramsegel und Gaffeltoppsegel einbinden! Das Großbramsegel reffen!«

Eine Viertelstunde später wurde das Großbramsegel ganz eingebunden, weitre Segel teils gerefft, teils ganz eingezogen und nur ein Schönfahrsegel gesetzt.

Diese Arbeiten waren vollendet, als der Kapitän auch das Großsegel, die Focksegel und die Toppsegel ganz einziehen ließ, so daß nur noch ein Klüversegel und ein Schönfahrsegel am Besanmaste übrigblieben.

Die Luft war inzwischen immer noch ruhig. Die tiefe Stille hatte etwas Unheimliches an sich.

Genau um acht Uhr brach das Unwetter blitzartig schnell und von einer wahren Sündflut von Regen begleitet los. Die »Santa-Maria« neigte sich fast zum Kentern und fing dann, da sie den Bug dem Meere zuwendete, auf den hohen Wogen zu stampfen an.

Der Kapitän veranlaßte nun die Passagiere, lieber schlafen zu gehen, da jetzt doch nichts zu machen wäre, als zu warten. Bis zum Morgen lag die »Santa-Maria« auf den tollen Wellenbergen, und die Passagiere wurden auf ihren Lagerstätten furchtbar umhergeworfen. Der Sturm zeigte zum Unglück auch in der Nacht keine Neigung, schwächer zu werden, im Gegenteil raste er am Morgen eher mit verdoppelter Wut.

Der Kapitän Pip war übrigens keineswegs unzufrieden mit der Weise, wie die »Santa-Maria« sich dabei hielt. Sie stieg ruhig auf den Wellen empor, wobei das Deck kaum von Spritzern eingenäßt wurde. Weniger zuverlässig erschien ihm das Tauwerk, und er murrte recht sehr, auf São-Thiago nur eine recht minderwertige Sorte davon erhalten zu haben. Die Wanten und die Stagtaue hatten bei den Stößen, die sie vom Meere erhielten, sich schon recht bedenklich verlängert, und die Untermasten standen in ihrer Spur nicht mehr fest.

Den ganzen Tag über wuchs nun noch die Gewalt des Sturmes. Zweifellos hatte man hier mit einem jener Zyklone zu kämpfen, die manchmal ganze Länder verwüsten. Vor der Mittagstunde wurden die Wellen haushoch und wälzten sich

wütend durcheinander. Häufig gingen sie auch über das Deck der »Santa-Maria« hinweg.

Der Kapitän versteifte sich darauf, das Schiff dem Sturme entgegenzuhalten. Gegen sieben Uhr abends hatte sich der Wind so sehr verstärkt und der Wogengang war so bedrohlich geworden, während die Masten in beunruhigender Weise hin- und herschwankten, daß er es endlich für unmöglich ansah, diese Lage beizubehalten. Er beschloß also, vor dem Sturm – wie man sagt – zu reiten.

Bei den Verhältnissen, in denen sich die »Santa-Maria« befand, ist eine volle Wendung immer ein gefährliches Manöver. Zwischen dem Augenblick, wo ein Schiff seinen Bug den tobenden Wellen zuwendet, und dem, wo es Geschwindigkeit genug erreicht hat, daß diese unter seinen Bordrand hinweggleiten, liegt allemal einer, wo es den Wogen seine Seitenwand zukehrt. Ein Schiff, das in diesem Augenblick von einer stark anprallenden Welle getroffen wird, würde wie ein Pfropfen umhergeschleudert werden. Es kommt viel darauf an, das Meer zu beobachten und eine verhältnismäßig ruhige Minute abzuwarten. Die Wahl dieser Minute ist von größter Wichtigkeit.

Der Kapitän Pip hatte selbst die Ruderpinne ergriffen, während die Mannschaft sich bereit hielt, das Marssegel nach Backbord umzulegen.

»Räumen lassen!« kommandierte der Kapitän, der mit Verständnis den richtigen Zeitpunkt zum Wenden erfaßt hatte und das Ruder schnell umlegte.

Das Schiff wendete sofort nach Steuerbord und fiel in den Wind. Doch noch war nicht alles überwunden. Es genügt nicht, daß ein Fahrzeug den Wellen seinen Achter zukehrt, es muß auch erst eine gewisse Geschwindigkeit angenommen haben, um die Gewalt der anstürmenden Wogen zu mildern.

»Scharf in den Wind!« lautete der weitre Befehl des Kapitäns, sobald das Schiff sich gedreht hatte. Focksegel nachfieren!... Den Jager aufgeien!«

Das Manöver war geglückt. Unter dem Druck des Bramsegels, das dem Winde seine breite Fläche bot, durchschnitt die »Santa-Maria« nach einigen Sekunden die Wellen mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes. Aus übergroßer Vorsicht schleppte sie noch ein Fischernetz hinter sich her, das sich in der Segelkammer gefunden hatte und nun dazu diente, das Überschlagen der Wellen zu verhindern.

Daß das Schiff jetzt mit dem Winde im Rücken lief statt vor dem Bug, gewährte den Passagieren eine verhältnismäßige Ruhe. Das empfanden sie auch alle, und jede Gefahr erschien ihnen jetzt merklich vermindert.

Der Kapitän war jedoch anderer Ansicht. Nach Westen zu fliehen, bedeutete für ihn, daß er auf die Küste Afrikas stoßen würde, ehe nur dreihundertfünfzig Seemeilen in dieser Richtung zurückgelegt waren, und für dreihundertfünfzig Seemeilen bedurfte es bei der rasenden Geschwindigkeit, die der Sturm der »Santa-Maria« verlieh, keiner langen Zeit.

Er blieb deshalb die ganze Nacht auf Wache. Am 8. Juli stieg aber die Sonne empor, ohne daß sich seine Befürchtungen bewahrheitet hätten. Auf allen Seiten lag der Horizont frei. Der Kapitän hoffte schon, sich in seiner Schätzung getäuscht zu haben, und wünschte, daß ein Nordwind es ihm ermöglichte, schnell in Saint-Louis am Senegal einzulaufen.

Unglücklicherweise stellte sich dieser Nordwind nicht ein, dagegen hielt der Westnordwest unverändert an, und die »Santa-Maria« trieb wie ein Schnellzug auf die Küste Afrikas zu.

Durch einige schwatzhafte Leute von der Besatzung von der Sachlage unterrichtet, teilten die Passagiere jetzt die Besorgnis

ihres Kapitäns, und aller Augen suchten im Osten nach dem Lande, dem das Schiff unaufhaltsam zusteuerte.

Erst am Abend gegen sechs Uhr wurde Land vor Backbord sichtbar. Die Küste bildete hier eine Art Golf, denn die »Santa-Maria« flog daran wie ein Pfeil hin, statt normalerweise auf sie zuzufahren.

Bald aber wich die Küstenlinie mehr nach Westen ab, und schnell verkleinerte sich die Entfernung, die die »Santa-Maria« von ihr trennte.

Am Backbord allein stehend, starrte der Kapitän auf das niedrige, sandige, im Hintergrunde von Dünen begrenzte und von davor aufragenden Klippen umgebene Ufer. Plötzlich richtete er sich hoch auf, und nachdem er tüchtig ins Wasser gespuckt hatte, sagte er zu Artimon:

»In einer halben Stunde sind wir der Katze, Master, so leicht aber – beim Barte meiner Mutter – ergeben wir uns nicht!«

Da Artimon die Ansicht seines Herrn zu teilen schien, kommandierte der Kapitän mitten im Heulen des Sturmes und im Brausen der Wogen:

»Ruder scharf Backbord! Die Besansegel fieren, Jungens!«

Die Mannschaft stürzte sich an die Trissen, zwei Minuten später lag die »Santa-Maria« wieder mit dem Bug nach vorn und drehte langsam von der Küste ab. Wiederum wurde sie vom Wogengang auf- und niedergeworfen, während starke Sturzseen von einem Ende zum andern über das Deck rollten.

Der Kapitän spielte hiermit seine letzte Karte aus. Ob das eine gute war und er das Spiel damit gewinnen sollte? Fast hätte man es anfänglich glauben können.

Wenige Minuten, nachdem das Schiff aufgehört hatte, vor dem Winde zu laufen, schienen Wind und Meer sich etwas beruhigen zu wollen. Bald ließ nun der Kapitän die Großsegel setzen und um ein Quart anluven. Unter diesen Verhältnissen

war es wenigstens nicht unmöglich, wieder in freies Wasser zu kommen.

Leider veränderte sich das Wetter aber nun plötzlich ins Gegenteil. Der vorher so starke Wind wurde schnell schwächer und schwächer. Nach wenigen Stunden blieb die von dem noch immer hohen Wogengang auf- und abgeschüttelte »Santa-Maria« in der Windstille, die kein Hauch mehr unterbrach, auf derselben Stelle liegen.

Der Kapitän schloß aus dieser plötzlichen Veränderung, daß er sich jetzt im Mittelpunkt des Zyklons befand, und zweifelte keinen Augenblick, sehr bald wieder von dem Sturme gepackt zu werden. Augenblicklich waren nun alle Segel nutzlos, die »Santa-Maria« gehorchte dem Steuer nicht mehr, sie war nun gleich einem Wrack, das der Seegang nach und nach an die Küste wirft.

Um sieben Uhr lag das Ufer nur noch fünf Faden entfernt.

Dreihundert Meter vom Backbord brachen sich die Wellen wütend an dem gefährlichen Klippengürtel.

Es ist nur selten, daß man an die afrikanische Küste so nahe herankommen kann. Meist dehnen sich vor ihr, und zuweilen bis auf fünfzehn Kilometer weit hinaus, Untiefen aus. So mußte man es hier einem glücklichen Zufall Dank wissen, die »Santa-Maria« trotz allen sonstigen Ungemachs nach einem der wenigen Punkte verschlagen zu haben, wo diese ungeheuern Sandbänke durch Strömungen und die Brandung weggespült worden waren.

Weiter durfte man sich diesem freilich nicht nähern; der Meeresgrund erhob sich schnell. Die ununterbrochen benutzte Sonde zeigte schon nicht mehr als zwanzig Faden Tiefe an. Der Kapitän beschloß deshalb, um jeden Preis Anker zu werfen.

Wenn man sich vor drei Anker – die beiden Anker der Kranbalken und vor den der großen Luke – legte, und jedem

davon hundert Faden Kette nachschießen ließ, hoffte er den Sturm abreiten zu können, wenn der von neuem losbrach.

Mit Sicherheit war darauf leider nicht zu rechnen; weit eher mußte man befürchten, daß die Ketten sprängen und die Anker verloren gingen. Immerhin war das Gegenteil einigermaßen zu hoffen, und diese letzte Hoffnung wollte ein so energischer Mann wie Pip nicht unnötig aufgeben.

Der Kapitän ließ also die Anker vor die Balken legen und die Kette zum Ablaufen fertig machen. Der letzte Befehl zum Ankern sollte erst erfolgen, wenn die Verhältnisse das unumgänglich nötig machten.

Plötzlich hatte das Meer, ohne daß etwas die seltsame Erscheinung angekündigt hätte, rings um die »Santa-Maria« geradezu zu kochen angefangen. Das Wasser wirbelte tosend und mit lautem Klatschen an die Schiffswand schlagend durcheinander.

An Bord des Schiffes erhob sich ein ängstliches Geschrei. Nur der Kapitän behielt seine Ruhe und beobachtete scharfen Auges den neuen Angriff, dem das Fahrzeug ausgesetzt war. Ohne viel Zeit zu verlieren, die Ursache der unerwarteten Erscheinung zu erkennen, beeilte er sich, sie bestens zu benutzen. Die Brandung trieb die »Santa-Maria« der Küste zu, und dank einem günstigen Zufall unter einer schwachen westlichen Brise gehorchte sie jetzt wieder einigermaßen dem Steuer. Vielleicht gelang es nun doch, sich dem Ufer noch mehr zu nähern und unter bessern Verhältnissen zu ankern.

Vor dem Bug unterbrach auch ein schmaler Kanal den Kranz der Klippen, hinter dem eine Fläche ruhigen Wassers vor einem zweiten Klippengürtel sichtbar wurde. Gelang es dahin zu kommen, so konnte man alles und alle als gerettet betrachten. In dem Naturhafen mußte die von ihren Ankern festgehaltene »Santa-Maria« auch einer Wiederkehr des zu erwartenden Orkans Widerstand leisten können. Wenn sich das

Wetter dann endgültig zum Bessern wendete, sollte sie durch den engen Kanale aufs neue aufs offene Meer hinausgehen.

Der Kapitän ergriff selbst das Steuer und wendete den Bug dem Lande zu. Das eigentümliche Aussehen des Meeres beunruhigte ihn aber doch noch immer, und er ließ zunächst das Deck von allem säubern, was sich da und dort darauf befand. Ebenso mußten alle Passagiere und alle, die nicht als Seeleute tätig waren, sich ins Innere des Schiffes begeben.

Nachdem das geschehen war, fühlte sich der Kapitän ordentlich erleichtert. Unter der Hand ihres Meisters fuhr die »Santa-Maria« in den Kanal ein und gelangte auch glücklich hindurch.

Da rief der Kapitän: »Anker werfen!«

Dazu fehlte es aber an Zeit.

Urplötzlich hatte sich auf dem Meere eine ungeheure, riesige Welle erhoben, und dieser Schnelläufer des Ozeans wälzte sich im Galopp über die Wasserfläche hin. Binnen drei Sekunden hatte sie das Schiff erreicht.

Wenn es von dieser an der Langseite getroffen wurde, wäre es umgeworfen, zerstört, völlig vernichtet und in kleine Stücke zerschmettert worden. Dank dem Manöver seines Kapitäns aber bot es der furchtbaren Woge seinen Achter, und das war seine Rettung. Die »Santa-Maria« wurde wie eine Feder in die Höhe gehoben, während eine wahre Wasserhose auf das Deck niederschlug, dann lief sie, von deren schäumendem Kamm getragen, mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel auf das Land zu.

An Bord war alles in schrecklichster Verwirrung. Die einen hielten sich fest, wo sie konnten, andre wurden vom Wasser bis in die gemeinschaftliche Kajüte überflutet, und Mannschaft und Passagiere hatten völlig den Kopf verloren.

Nur der Kapitän Pip bewahrte seine unerschütterliche Ruhe.

Fest auf seinem Posten, überwachte er das Schiff, und seine Hand hatte das Steuer nicht losgelassen, an das er sich bei diesem Aufruhr der Elemente anklammerte. Als ein Mann, der ja den Gewalten der Natur gegenüber so klein ist, beherrschte er sie doch noch immer, mochte es auch ihr Wille sein, ihn dem Tode entgegenzutreiben. Nichts entging seinem Blicke, der jetzt nicht einmal durch den gewöhnlichen Strabismus getrübt war. Er sah die Wogen donnernd an die Klippen anprallen, daran zerschellen, dann als Schaumberg desto höher aufsteigen und sich über das Ufer ergießen, während die Katarakten des Himmels, die sich plötzlich geöffnet hatten, ihre Verwüstung mit der der Erde vermengten.

Die »Santa-Maria« hatte sich, ein gutes Fahrzeug, leicht auf dem Wasserberge erhoben. Mit ihm war sie emporgestiegen und mit ihm sank sie herunter. Da hielt sie ein entsetzlicher Stoß in ihrer Bewegung auf.

Ein furchtbares Krachen, alles wurde umgestürzt, alles an Bord zerbrochen. Eine ungeheure Sturzsee überschwemmte das Deck von vorn bis hinten. Mit einem Schlage waren die Masten und mit ihnen die gesamte Takelage heruntergebrochen.

In einem Augenblick war die Katastrophe vollendet, und die »Santa-Maria«, wenigstens was von ihr übriggeblieben war, lag unbeweglich in der Finsternis da unter einem sündflutähnlichen Regen, während der wieder losbrechende Sturm rings um sie heulte.

Zwölftes Kapitel

Worin nur der Kerker gewechselt wird

Jetzt war der 9. Juli herangekommen. Nach dem Programme der Agentur Thompson hätten die Reisenden sich schon wieder seit einem Monat auf dem Pflaster der Londoner Straßen bewegen müssen. Was sahen sie aber statt der belebten Straßen, der soliden Häuser der alten Hauptstadt Englands?

Auf der einen Seite begrenzt von einem Ozean mit schäumenden Wogen, auf der andern von einer ununterbrochenen Kette unfruchtbarer, öder Dünen, nichts als ein sandiges Uferland, das sich nach Norden und Süden über Sehweite hinaus ausdehnte. Inmitten dieses Sandstreifens aber lag ein Schiff, mehr eine formlose Masse, hierher bis zweihundert Meter über das Ufer herein getragen durch eine unermeßliche Gewalt.

Die Nacht wurde den schiffbrüchigen Touristen zu einer schweren Prüfung. In der Finsternis umhertastend, konnten sie sich nur mit Mühe vor dem Regen verbergen, da das aufgebrochene Deck sie nur dürftig dagegen schützte. Zum Glück hatte der Wind den Himmel bald reingefegt, und so konnten sie, von seinem schwächer werdenden Pfeifen eingesungen, wenigstens einige Stunden Schlaf finden.

Erst mit anbrechendem Tage war das ganze Unglück zu übersehen; es war ungeheuer und auf keine Weise wieder gut zu machen.

Zwischen dem Meere und dem gestrandeten Fahrzeuge lagen mehr als hundert Meter. Diese Strecke, die die Gewalt des

Meeres es in wenigen Sekunden hinausgeschleudert hatte, wäre keine menschliche Macht imstande gewesen, das Wrack wieder zurückzubefördern. Selbst die, die von der Mechanik und der Schifffahrt gar nichts verstanden, verloren auf der Stelle jede Hoffnung, die »Santa-Maria« wieder flott zu machen.

Die »Santa-Maria« gab es ja auch überhaupt nicht mehr. Sie war kein Schiff mehr, sondern nur noch ein elendes Wrack.

Der Stoß hatte sie in zwei Stücke zerbrochen. Ein großer Spalt gähnte in ihrer Bordwand. Auf dem in der Mitte auseinandergesprengten Deck war nichts mehr zu sehen. Alles, Sitze, Boote und Schaluppen, bis auf die Masten, war fortgeschwemmt, von diesen hingen nur noch einige Stümpfe an den zerrissenen Wanten.

Das war das Bild, das sich den Augen der Passagiere darbot und sie geradezu zur Verzweiflung brachte. Nur der Gleichmut des Kapitäns flößte ihnen wie gewöhnlich wieder etwas Mut und Hoffnung ein. In Gesellschaft des Mr. Bishop, der von seinen Brandwunden wieder völlig genesen war, ging er gemessenen Schrittes auf dem Strande hin und her, als die Sonne über den Horizont aufstieg.

Bald darauf waren die beiden von einem Kreise schweigsamer Passagiere umgeben.

Als sich alle um ihn versammelt hatten, hielt der Kapitän zunächst eine Musterung ab, befriedigt leuchtete es in seinen Augen auf, als er sich überzeugt hatte, daß niemand fehlte. Das Haus war zerstört, seine Bewohner aber gerettet, und dieses glückliche Resultat war in der Hauptsache seiner Voraussicht zu verdanken. Wenn er geduldet hätte, daß die Passagiere auf dem Deck blieben, wie viele Opfer würde der Absturz der Masten gefordert haben!

Nach dem Appell sprach sich der Kapitän kurz über die Sachlage aus.

Durch eine der Flutwellen, wie sie die Zyklone häufig hervorbringen, war die, Santa-Maria« auf die Küste Afrikas geworfen worden, und das in einer Weise, die an ihre Wiederflottmachung gar nicht denken ließ. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, sie zu verlassen und sich zu einer Landreise zu entschließen, deren Ausgang freilich unsicher war.

Die Küste Afrikas steht in einem sehr übeln Rufe, und man muß zugeben, daß sie wirklich keinen bessern verdient.

Zwischen Marokko im Norden und dem Senegal im Süden reicht an sie über zwölfhundert Kilometer weit die große Wüste, die Sahara, heran. Wen sein Unstern an irgendeinem Punkte dieses sandigen Gebietes ans Land wirst, das, wasserlos und unbelebt, nur von einer dürftigen und mageren Vegetation, und auch das nur hier und da, bedeckt ist, hat außerdem noch die Menschen zu fürchten, die hier vielleicht noch grausamer sind als die geizige Natur. Längs der unwirtlichen Gestade streifen die Mauren umher, deren Begegnung noch gefährlicher ist als die mit Raubtieren.

Es war also wichtig, zu erfahren, bis zu welcher Entfernung von einem zivilisierten Lande der Wind die »Santa-Maria« getrieben hatte. Von dieser Frage hing das Heil oder das Unheil der Passagiere ab.

Um hierüber klar zu werden, mußte der Kapitän Sonnenbeobachtungen anstellen. Doch war nicht zu befürchten, daß die Sonne hinter einem Wolkenvorhänge versteckt bliebe?

Zum Glück hatte der Orkan abgenommen und der Himmel war von Stunde zu Stunde reiner geworden. Um neun Uhr gelang dem Kapitän eine erste und zu Mittag eine zweite gute Beobachtung.

Das Ergebnis seiner darauf gegründeten Berechnung wurde allen sofort bekanntgegeben, und die Passagiere erfuhren dadurch, daß die »Santa-Maria« etwas südlich vom Kap Mirik unter 18°37' westlicher Länge und 19°15' nördlicher Breite

gestrandet war, das heißt mehr als dreihundertvierzig Kilometer vom nördlichen Ufer des Senegal.

Ein niederzuckender Blitz hätte nicht mehr Schrecken erregen können. Fünf Minuten lastete ein tödliches Schweigen auf der Gruppe der Schiffbrüchigen. Die Frauen stießen keinen Schrei aus. Wie gelähmt hefteten sie die Blicke auf die Männer, auf ihre Väter, Brüder oder Ehegatten, von denen sie eine Hoffnung auf Rettung aussprechen zu hören erwarteten.

Das Wort Hoffnung erklang jedoch aus keinem Munde. Die Situation lag in ihrer dramatischen Einfachheit so klar vor Augen, daß sich niemand einer Täuschung über das allen bevorstehende Geschick hingeben konnte. Dreihundert vierzig Kilometer zurückzulegen! Das erforderte mindestens siebzehn Tage unter der Voraussetzung, daß eine Karawane, zu der Frauen, Kinder und Kranke gehörten, täglich zwanzig Kilometer über den Sandboden hinzog. War es daneben wahrscheinlich, daß man siebzehn Tage ohne eine schlimme Begegnung längs einer Küste hinwandern könnte, die so viel von raublustigen Arabern heimgesucht wird?

Mitten in der allgemeinen Bestürzung rief da plötzlich eine Stimme:

»Hundert können das nicht, doch einer kann es ausführen.«

Morgan war es, der diese Worte ausgesprochen hatte, die er unmittelbar an den Kapitän richtete. Dessen Augen wurden heller und verrieten offenbar eine Frage.

»Kann nicht einer von uns, fuhr Morgan fort, als Plänkler vorausgehen? Wir befinden uns dreihundertvierzig Kilometer von Saint-Louis, und vor diesem liegt noch Portendik. Zwischen dem Senegal und dieser Niederlassung dehnen sich Waldungen von Gummibäumen aus, durch die häufig kleine Abteilungen französischer Truppen ziehen. Bis dorthin sind es höchstens hundertzwanzig Kilometer, die ein einzelner Mann

unter dem Drange der Notwendigkeit in zwei Tagen überwinden kann.

Er brauchte also nur für zwei Tage Lebensmittel mitzunehmen. Inzwischen steht nichts dem entgegen, daß die Gesamtzahl der Passagiere anfängt, langsam am Ufer hinzuziehen. Mit ein wenig Glück brächte dann Ihr Sendbote nach vier Tagen eine Begleitmannschaft mit, unter deren Schutz niemand etwas zu fürchten hätte. Wenn es Ihnen recht ist, erbiere ich mich, auf der Stelle aufzubrechen.

– Beim Barte meiner Mutter, das nenne ich als Ehrenmann sprechen! rief der Kapitän Pip, indem er Morgans Hand herzlich drückte. Dagegen habe ich nur einen Einwand zu erheben, nämlich den, daß mir dieser Weg, und das mit Recht, zukommt.

– Das ist ein Irrtum, Herr Kapitän, widersprach ihm Morgan.

– Und inwiefern? fragte Pip, die Stirn runzelnd.

– Zunächst, erwiderte Morgan, sind hierbei die Jahre dessen zu berücksichtigen, der fortgehen soll. Wobei ich noch aushalte, davon würden Sie erliegen.«

Der Kapitän gab das durch ein Nicken mit dem Kopfe zu.

»Übrigens ist Ihr Platz bei denen, deren natürlicher Führer und Beschützer Sie sind. Ein General läuft nicht zu den Vorposten.

– Nein, sagte der Kapitän, der Morgan noch einmal die Hand drückte, er schickt aber seine zuverlässigsten Soldaten. Sie werden also gehen.

– In einer Stunde bin ich unterwegs,« erklärte Morgan, der sofort mit seinen Vorbereitungen begann.

Der Protest des Kapitäns war vereinzelt geblieben. Keiner unter allen, die zwar ihre Bereitwilligkeit nicht verleugneten, dachte nur einen Augenblick daran, Morgan die gefährliche Ehre zu bestreiten, die er für sich beanspruchte. Roger fand den Entschluß seines Freundes ganz natürlich. Auch er würde ohne

Bedenken diesen Plan ausgeführt haben, wenn er ihn entworfen hätte. Darin war ihm der andre zuvorgekommen. Ein andermal würde die Reihe an ihm sein, das war alles. Er schlug Morgan jedoch vor, ihn zu begleiten. Das lehnte dieser aber entschieden ab, und bat nur seinen Landsmann, ohne sich weit er zu erklären, daß er über Alicen wachen möge, die er besonders gefährdet glaubte und nur mit Bedauern verließ.

Roger nahm den Auftrag an und versprach ihm gewissenhaft auszuführen.

Morgan ging es dennoch ans Herz, als er wohlbewaffnet, reichlich mit Munition und für drei Tage mit Lebensmitteln ausgerüstet, sich zum Aufbruch entschloß. Schweigend drückten die beiden Männer einander die Hand.

Morgan hatte noch einen schmerzlichen Abschied zu nehmen. Mrs. Lindsay stand vor ihm, und ihr wollte das Herz vor Traurigkeit brechen. Als er sich als Opfer erbot, verkannte er keineswegs die Schwierigkeiten und Gefahren seines Unterfangens. Wie viel wahrscheinlicher war es, daß er die nie wiedersehen würde, die er augenblicklich mit heißverlangendem Blicke betrachtete? Seinen ganzen Mut zusammennehmend, gelang es ihm aber, sogar zu lächeln, indem er sich ehrerbietig vor der Amerikanerin verneigte.

Diese enthielt sich aus Furcht und aus Reue jedes tröstenden Wortes. Blaß und erzitternd streckte sie die Hand nur dem entgegen, der vielleicht für alle in den Tod ging.

»Ich danke Ihnen, sagte sie einfach. Auf baldiges Wiedersehen!«

Und aus ihrer Stimme sprach mehr als eine Hoffnung; es lag ein Wunsch, fast ein Befehl darin.

»Auf Wiedersehen!« antwortete Morgan wieder aufgerichtet, mit der Gewißheit, ihrem Wunsche zu folgen.

Die bei der »Santa-Maria« zurückgebliebenen Schiffbrüchigen folgten dem mutigen Boten noch lange mit

den Augen. Sie sahen ihn auf dem Strande sich entfernen und mit der Hand noch einmal grüßend winken... Wenige Augenblicke später verschwand er hinter den Dünen, die sich am Ufer hinzogen.

»Ich bin in vier Tagen wieder zurück,« hatte Morgan gesagt. Der vierte Tag war der 13. Juli. Man durfte dieses Datum aber nicht im Schutze des gestrandeten Schiffes abwarten, das seine Lage auf der Seite unbewohnbar machte. Der Kapitän ließ deshalb ein vorläufiges Lager aus Segeln und Spieren errichten. Alles war noch vor dem Dunkelwerden fertig, und die Passagiere konnten sich unter dem Schutze der bewaffneten und sich auf dem Lande wie an Bord alle vier Stunden ablösenden Matrosen eines ruhigen Schlafes erfreuen.

Immerhin ließ der Schlaf in dieser ersten Nacht auf dem Strande, wo man vor einem Überfalle nicht sicher war, etwas lange auf sich warten. Mehr als einer hielt im Dunkel bis zum Morgen die Augen offen, lauschte gespannt und horchte auf das geringste Erzittern der Zeltleinwand.

Vor allen verbrachte Mrs. Lindsay diese Nacht in quälender Angst. Zu dem Schmerze, der sie erfüllte, gesellte sich noch eine neue Beunruhigung, deren Ursache die unerklärliche Abwesenheit ihres Schwagers war. Anfänglich hatte sie seinem, immerhin auffälligen Verschwinden keine besondere Bedeutung beigelegt, mit der Zeit wunderte sie sich darüber aber doch mehr und mehr. Vergeblich suchte sie dann Jack unter den Gruppen von Passagieren; er war und blieb unauffindbar.

In der Finsternis und Stille der Nacht konnte Alice sich von dem Gedanken an dieses überraschende Verschwinden nicht befreien. Sie mochte ihn noch so entschieden von sich weisen, immer drängte er sich ihr wieder auf, und dazu noch eine unbestimmte Ahnung, die in ihrer zunehmenden Besorgnis die Namen Jacks und Morgans miteinander verknüpfte.

Alice schwieg aber über die sie peinigende Abwesenheit. Was hätte es genützt, davon zu sprechen? Wenn durch sie ein Unglück herbeigeführt werden sollte, war es zu spät, das zu verhüten, mußte sie sich doch sagen, so sehr sie auch dieser Gedanke peinigte.

Jack hatte immer für sich allein gelebt, hatte sich vom Anfang der Reise an so zurückgezogen verhalten und war so düster verschlossen gewesen, daß seine Abwesenheit den andern nicht besonders auffiel. Niemand außer Alice bemerkte überhaupt etwas gerade jetzt davon, wo alle von ganz andern Sorgen bedrückt waren.

Im Laufe dieses Tages ging man nun an die Entladung der »Santa-Maria«. Nach und nach wurden die Kisten mit Schiffszwieback und Konserven aller Art ans Land geschafft und in der Form eines Schutzwalles aufgestapelt.

Der Kapitän hatte sich nämlich dafür entschieden, Morgans Rückkehr hier abzuwarten. Wenn er es auch für möglich hielt, genug Nahrungsmittel für die lange Wanderung mitzunehmen, so war doch die Frage wegen des nötigen Wassers kaum zu lösen, und diese unüberwindliche Schwierigkeit hatte ihn zu seinem Entschlusse bestimmt. Man besaß nicht genug Kürbisflaschen, nicht genug Schläuche für den Wasserbedarf so vieler Personen. Die Wassertonnen des Schiffes mit sich zu schleppen, wäre aber ganz unausführbar gewesen. An Ort und Stelle konnte man dagegen aus diesen schöpfen, und das ohne Besorgnis, sie vorzeitig zu entleeren. Außerdem sprach ja gar nichts dagegen, den Abmarsch um einige Tage zu verzögern. Wenn Morgan nach Ablauf der von ihm angenommenen Frist nicht zurückgekehrt war, dann sollte um jeden Preis ein entscheidender Beschluß gefaßt werden. Bis dahin bildeten die Kisten mit Nahrungsmitteln und die mit Wasser oder geistigen Getränken gefüllten Tonnen und Fässer einen Schutzwall, der sich mit beiden Enden ans Meer anschloß und hinter dem eine

so zahlreiche Menschenmenge keine Überraschung zu fürchten brauchte.

Der ganze Tag verging mit der Überführung des frühern Schiffsproviantes und der Errichtung des Schutzwalls. Die stark geneigte Lage der »Santa-Maria« erschwerte die Arbeiten beträchtlich und verdoppelte die Anstrengung derer, die damit beschäftigt waren. Die Sonne ging bereits unter, als sich das letzte Zelt hinter dem Walle erhob, der nirgends eine Lücke zeigte.

Das Gefühl von Sicherheit, das allen durch die Ruhe der vorhergangenen Nacht eingeflößt worden war und durch die Veränderung des Lagers noch verstärkt wurde, veranlaßte den Kapitän auch mit Rücksicht auf die Überanstrengung seiner Leute zu einer Abänderung der nächtlichen Bewachung. Statt einander je nach vier Stunden abzulösen, sollten, statt früher vier, jetzt nur je zwei Mann wachen und alle Stunden wechseln. So war weit weniger zu befürchten, daß die Wachhabenden etwa einschliefen, und zwei Mann mußten ja auch genügen, im Notfalle alle zu alarmieren.

Der Kapitän Pip übernahm in Gesellschaft seines getreuen Artimon um neun Uhr selbst die Wache. Eine Stunde später wurde er vom Obersteuermann abgelöst, an dessen Stelle nach einer weitem Stunde der Bootsmann treten sollte.

Ehe er sich in den Schutz der Kisten- und Fässerschanze zurückzog, sah sich der Kapitän noch einmal nach allen Seiten um, bemerkte aber nichts, was ihm aufgefallen wäre. Überall herrschte friedliche Stille, und Artimon zeigte auch keinerlei Beunruhigung.

Nachdem er noch seinem Stellvertreter eingeprägt hatte, ja sorgsam zu wachen, zog er sich in das Zelt zurück, worin schon viele Passagiere schliefen, und von Müdigkeit übermannt, fiel auch er bald in Schlummer.

Wie lange mochte er aber geschlafen haben, als ihn ein lebhafter Traum umfing? In diesem Traume sah er, ohne die Ursache zu begreifen, wie Artimon in merkwürdiger Unruhe umherlief. Nachdem der Hund vergeblich versucht hatte, seinen Herrn zu wecken, steckte er dumpf knurrend den Kopf zum Zelte hinaus, kehrte aber gleich wieder um und zerrte den Kapitän an einem Zipfel seiner Kleidung. Der Kapitän schlief jedoch weiter.

Da hielt es Artimon nicht länger: er sprang auf seinen gutmütigen Herrn und leckte ihn hastig im Gesicht, als aber auch das noch nichts fruchtete, wagte er es, den Kapitän schwach am Ohre zu kneipen.

Jetzt schlug sein Herr endlich die Augen auf und erkannte, daß der Traum volle Wahrheit war. Mit einem Satze war er auf den Füßen und eilte, von Artimon begleitet, nach dem Eingange des Zeldes.

Den sollte er nicht mehr erreichen.

Plötzlich fing Artimon wütend an zu bellen, und ohne Zeit genug zu finden, sich über die Ursache dazu klar zu werden, sah der Kapitän nach rückwärts niederstürzend nur noch, daß seine plötzlich erwachten Gefährten sich in den Händen einer Bande von Mauren befanden, deren weiße Burnusse sie wie eine Wolke von Gespenstern erscheinen ließen.

Dreizehntes Kapitel

Worin der Reiseausflug der Agentur Thompson ganz ungeahnte Verhältnisse anzunehmen droht

Längs des flüssigen Saumes, womit das Meer, die Dünen hier bespülend dort ohne sie zu erreichen, die Küste begrenzt, folgte Robert Morgan elastischen regelmäßigen Schrittes der Richtung nach Süden. Um ihnen mehr Mut zu machen, hat er für seine Gefährten die tatsächliche Lage etwas rosiger gefärbt, er selbst täuschte sich darüber jedoch in keiner Hinsicht. Er hatte wenigstens hundertsechzig Kilometer zurückzulegen, ehe er das unter französischem Einfluß stehende Gebiet erreichte.

Hundertsechzig Kilometer, die verlangen, bei der Überwindung von sechs Kilometern in der Stunde, eine dreitägige Wanderung, wenn sie jeden Tag zehn Stunden fortgesetzt wird.

Die ersten zehn Stunden des Marsches wollte Morgan noch heute vollenden. Nachmittag drei Uhr aufgebrochen, gedachte er erst in der Nacht um eins Halt zu machen, und mit Sonnenaufgang weiterzugehen. Damit hoffte er, vierundzwanzig Stunden zu gewinnen.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu. Noch ist heller Tag, vom Meere strömt aber eine erfrischende Kühle her, die den Mut des Wanderers belebt, der fast seit fünf Stunden beharrlich seinem Wege folgt. Nach einer weitem Stunde wird es Nacht sein, und dann hofft er noch leichter über den ziemlich festen Sand hinzukommen, der dem Fuße einen elastischen Stützpunkt bietet.

Ringsum von Morgan nichts als die Wüste mit ihrer entsetzlichen Traurigkeit. Kein Vogel, kein lebendes Wesen in der grenzenlosen Einöde, die er dann und wann bis zum Horizonte übersehen kann, je nachdem der launische Verlauf der Düne das gestattet.

In dieser düstern Einöde verraten nur selten Gruppen von Zwergpalmen, daß das Leben hier nicht gänzlich erloschen ist.

Der Sturm hat ausgetobt und vom Himmel senkt sich die Majestät des Abends hernieder. Alles ist ruhig und still. Kein Geräusch, außer dem des noch bewegten Meeres, dessen sanftere Wellen an die Küste anschlagen.

Plötzlich bleibt Morgan stehen. Täuschung oder Wirklichkeit? Er glaubt, zwei Zentimeter neben seinem Ohr das Vorbeizischen einer Kugel gehört zu haben, dem ein dumpfer, in der Weltweite des echolosen Strandes bald erstickter Knall folgte.

Mit einem Sprunge hat sich Morgan umgekehrt, und kaum zehn Schritte hinter sich, wohin sich einer auf dem den Laut der Schritte dämpfenden Sande herangeschlichen hatte, sieht er... Jack Lindsay, der noch auf ihn zielt.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, stürzte sich Morgan auf den elenden Mordbuben. Da fühlt er sich im Laufe gehemmt. Ein brennender Schmerz wütet in seiner Schulter, und gleich einer trägen Masse sinkt er vorwärts, das Gesicht im Sande vergrabend, nieder.

Nachdem er seine Schandtat vollbracht hat, entfernt sich Jack Lindsay eiligen Schrittes. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich von dem Tode seines Feindes zu überzeugen. Wozu auch? Tot oder verwundet, das ist in dieser Wüstenei ja gleich.

So oder so, würde der Sendbote der Schiffbrüchigen sein Ziel nicht erreichen können und jede Hilfe zu spät kommen.

Den Kurier seiner Gefährten aufgehalten zu haben, das war ja etwas, aber doch noch nicht alles. Damit Jack Lindsay seinen ehrlosen Zweck erreichte, mußte die ganze Gesellschaft in seine Hände fallen.

Morgan lag – ein Leichnam oder ein Verwundeter? – auf dem Sande. Seit er an dieser Stelle zusammenbrach, ist die Nacht verflossen, und die Sonne hat ihren täglichen Kreislauf am Himmel bis zum Versinken unter dem Horizont vollendet, dann ist auch eine zweite Nacht gekommen und schon fast vergangen, denn am östlichen Himmel zieht bereits eine schwache Röte herauf.

In diesen langen Stunden hat keine Bewegung verraten, ob in Morgan noch eine Spur von Leben übriggeblieben war. Doch wenn er auch noch lebte, würde die Sonne, wenn sie zum zweiten Male ihre glühenden Strahlen über ihn ergoß, voraussichtlich seine letzte Stunde bezeichnen.

Da hat sich aber etwas geregt neben dem bewegungslosen Körper. Ein Tier, das in dem noch herrschenden Halbdunkel nicht gut zu erkennen war, scharrt eifrig den Sand weg, worin das Gesicht des Daliegenden ruht. Bald kann die Luft freier in dessen Lungen eindringen, wenn diese die Fähigkeit zu atmen überhaupt noch haben.

Die Folge dieser Veränderung läßt nicht auf sich warten. Morgan stößt einen schwachen Seufzer aus und versucht sich dann zu erheben. Ein grausamer Schmerz im linken Arm streckt ihn wieder keuchend zu Boden.

Es ist ihm aber doch gelungen, seinen Retter zu erkennen.

»Artimon!« ruft er schwach und einer neuen Ohnmacht nahe.

Auf die Nennung seines Namens antwortet Artimon mit lautem Kläffen. Er weiß kaum, was er beginnen soll. Mit feuchter, warmer Zunge leckt er das Gesicht des Verwundeten ab, den er dadurch von dem daran haftenden Sande und darauf angesammelten Schweiß befreit.

Jetzt fängt Morgans Herz wieder an etwas kräftiger zu schlagen. Das Blut strömt durch seine Arterien, die Schläfen klopfen, die Kräfte kehren schnell zurück. Gleichzeitig erwacht auch die Erinnerung wieder und er ruft sich die Umstände ins Gedächtnis zurück, unter denen er zusammengebrochen war.

Jetzt erneuert er vorsichtig seine Bemühung und bald kniet er wenigstens im Sande. Dann schleppt er sich bis zum Meere hin, und das frische Wasser gibt ihn vollends dem Leben zurück.

Nun ist es heller Tag geworden. Mit größter Mühe gelingt es ihm, sich soweit zu entkleiden, daß er seine Verletzung untersuchen kann. Die Kugel hat sich am Schlüsselbein, ohne es zu zertrümmern, platt gedrückt. Nur die Verletzung eines Nervenstranges ist die Ursache des unleidlichen Schmerzes, und seine Ohnmacht hat sich nur infolge des Blutverlustes und der durch den Sand erschwerten Atmung so lange Zeit erhalten. Morgan gibt sich klar Rechenschaft über das alles, und regelrecht verbindet er die Wunde mit seinem in das salzige Wasser getauchten Taschentuche. Das gelähmte Glied erlangt bald wieder einige Beweglichkeit. Wäre nur der Schmerz nicht, der ihn noch quält, so wäre Morgan imstande gewesen, seinen Weg fortzusetzen. Diese Schwäche muß er bezwingen, und auf der Stelle geht er an seine erste Mahlzeit, die er mit Artimon teilt.

Artimon scheint aber nur ungern anzunehmen, was ihm dargeboten wird. Er läuft hierhin und dorthin, scheint offenbar von einer gewissen Unruhe erregt zu sein, was dem Verwundeten mehr und mehr auffällt. Er nimmt den Hund auf

den Schoß und streichelt ihn... da bemerkte er plötzlich ein durchnäßtes Papier am Halsbande des Tieres.

»Das Lager überfallen. Von Mauren gefangen genommen. Pip.« Das war die erschreckende Kunde, die Morgan empfing, als er das Blatt mit fieberhafter Hast entfaltet hatte.

Von Mauren gefangen! Alice also auch und Roger ebenfalls, so gut wie Dolly?

Im nächsten Augenblicke hatte Morgan den Rest seiner Lebensmittel schon eingepackt und war aufgestanden. Jetzt galt es keine Minute mehr zu verlieren. Er mußte weitergehen, und er würde gehen. Die karge Mahlzeit hatte ihm die Kraft wiedergegeben, die seinen Willen verdoppelte.

»Artimon!« rief Morgan, schon zum Aufbruche bereit.

Artimon war aber nicht mehr da, und als Morgan sich umsah, bemerkte er einen kaum zu erkennenden Punkt, der sich weiter entfernte und schnell kleiner wurde, längs des Meeres verschwinden. Das war der Hund, der nach Erfüllung seiner Aufgabe zurückeilte, dem, dem sie zukam, Rechenschaft zu geben. Den Kopf gesenkt, den Schwanz zwischen den Beinen und mit rundem Rücken fliegt er dahin, ohne Aufenthalt, ohne sich ablenken zu lassen, so schnell er kann, nur mit dem Gedanken an seinen Herrn.

»Braves Tier!« murmelte Morgan, als er sich zum Weitergehen anschickte.

Mehr mechanisch ließ er einen Blick auf seine Uhr fallen und bemerkte mit Erstaunen, daß sie um vier Uhr fünfunddreißig Minuten stehen geblieben war. Des Morgens oder des Abends? Er erinnerte sich jedoch sehr gut, sie kurz vor dem hinterlistigen Überfall Jacks aufgezogen zu haben. Ihr kleines Stahlherz hat demnach die Nacht und einen ganzen Tag hindurch geschlagen, und erst in der nächsten Nacht hat sein regelmäßiges Ticktick geschwiegen. Bei diesem Gedanken fühlt Morgan Schweißtropfen von seiner Stirn herabrieseln. Er

hat also fast dreißig Stunden unbeweglich auf der Erde gelegen. Am Abend des neunten Juli ist er niedergestürzt und erst am Morgen des elften wieder erwacht. Was wird nun aus denen werden, die auf ihn hoffen?

Doch das ist nur ein neuer Grund, sich zu beeilen, und Morgan schreitet tüchtig aus, nachdem er seine Uhr schätzungsweise nach der Sonne gestellt hat, die ungefähr die fünfte Morgenstunde anzeigt.

Bis elf Uhr geht er rasch weiter, dann gönnt er sich eine kurze Rast und fällt, mit dem Kopfe im Schatten einer Zwergpalmengruppe liegend, in erquickenden Schlummer, der ihm außerordentlich wohltut. Nach dem Erwachen um vier Uhr fühlt er sich so energisch und kräftig wie je. Er geht weiter und hält bis zum Abend zehn Uhr nicht wieder an.

Das ergibt zwölf Stunden beschwerlichen Marsches, in denen er mindestens fünfundsiebzig Kilometer zurückgelegt haben muß.

Am andern Morgen bricht er von neuem auf und geht ohne auszuruhen weiter. Da übermannt die Müdigkeit den rastlosen Wanderer. In heftigen Anfällen schüttelt ihn das Wundfieber und seine Verletzung macht ihm unsägliche Schmerzen.

Nach der Mittagsruhe kostet es ihm Mühe, sich wieder auf den Weg zu machen. Leichte Anfälle von Schwindel bringen ihn zum Schwanken, dennoch geht er weiter... noch zehn Kilometer, von dem ihm jeder nächste schwerer fällt als der erste.

Endlich erblickt er in der Dämmerung dunkle Massen. Es ist das Gebiet der Gummibäume. Morgan schleppt sich noch bis zu den ersten hin, sinkt erschöpft davor zusammen und fällt in langen, tiefen Schlaf.

Als er wieder erwacht, steht die Sonne schon hoch über dem Horizonte. Nun ist es der dreizehnte Juli, und Morgan macht

sich Vorwürfe, so lange geschlafen zu haben. Die verlorne Zeit muß und wird er wieder einbringen.

Doch wie soll das gelingen bei der Schwäche, die ihn befallen hat? Seine Beine sind schlaff, die Zunge trocken, der Kopf ist ihm schwer. Das Fieber verzehrt ihn, den Arm kann er wegen starker Anschwellung der Schulter nicht bewegen. Doch gleichviel, er muß weiter, weiter, und sollte er sich auf denn Knien fortschleppen.

Im Schatten des Gummibaumes, in dem er sich gestern hingestreckt hat, zwingt ihn der rebellierende Magen, etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Er muß essen, um einigermaßen zu Kräften zu kommen; so verzehrt er denn sein letztes Stück Zwieback und schlürft den letzten Tropfen Wasser.

Nun denkt er vor Erreichung seines Zieles nicht wieder Halt zu machen.

Es ist jetzt Nachmittag zwei Uhr. Seit früh um sechs verfolgt Morgan, ohne einmal auszuruhen, seinen endlosen Weg. Schon lange fühlt er, daß er nur noch dahinschleicht und in der Stunde wenig mehr als einen Kilometer zurücklegt. Doch gleichviel, er hat sich gelobt, gegen alles Ungemach zu kämpfen, so lange ihm noch ein Atemzug übrig bleibt.

Doch auch dieser Kampf wird ihm unmöglich. Seine Augen versagen den Dienst, und vor seinen erweiterten Pupillen tanzt es umher wie Bilder eines Kaleidoskops. Sein Herz schlägt matter und matter, als sollte es bald still stehen, der Lunge fehlt es an Luft... Morgan fühlt nur noch, daß er an dem Gummibaume niedergleitet, an den er sich voller Verzweiflung gelehnt hatte.

Da glaubt er – es ist unzweifelhaft eine Halluzination im Fieber – unter dem glänzenden Laubdache der Bäume eine zahlreiche Truppe hinziehen zu sehen. Gewehrläufe blitzen dann und wann auf, weiße Tropenhelme werfen die Strahlen der Sonne zurück.

»Hierher! Zu Hilfe!« versucht Morgan zu rufen.

Doch ach! Dazu fehlt ihm selbst die Stimme. Von der Truppe, die er zu sehen glaubt, hört ihn keiner, alle setzen ihren Weg unbeirrt fort.

»Zu Hilfe!« ruft Morgan noch einmal mit schwacher Stimme, und sinkt, aller Kräfte beraubt, auf der Erde zusammen.

Die Stunde, wo Morgan dem verzehrenden Klima Afrikas unterlag, war gerade die, zu der er bei seinem Weggange zurückzukehren versprochen hatte. Die Schiffbrüchigen hatten das auch nicht vergessen und zählten die Stunden, bis ihnen die ersehnte Erlösung kommen sollte.

In ihrer Lage war keine größere Veränderung eingetreten, seit sie den Mauren in die Hände gefallen waren. Das Lager befand sich noch immer neben der auf den Strand geworfenen »Santa-Maria«.

Sobald der Kapitän Pip sich darüber klar geworden war, welches neue Unglück die Gesellschaft betroffen hatte, die er zu beschützen bemüht gewesen war, versuchte er überhaupt keinen nutzlosen Widerstand. Er ließ sich mit allen übrigen zu einer bunt durcheinandergewürfelten Menge zusammendrängen, die von einer dreifachen Reihe bewaffneter Afrikaner umringt wurde. Ja, er grollte nicht einmal den beiden wachhabenden Matrosen, die ihre Aufgabe so schlecht erfüllt hatten, daß sie sich ohneweiters überraschen ließen. Das Unheil war nun einmal da, was hätte es also genützt, sich über die beiden Leute zu ereifern?

Der Kapitän Pip zermartete sich jetzt allein den Kopf darüber, ob er in dieser verzweifelten Lage doch nicht etwas zum allgemeinen Besten tun könnte. Da erschien es ihm sofort geboten, Morgan von den letzten Ereignissen zu unterrichten,

wenn es irgend möglich wäre, ihm eine Mitteilung zugehen zu lassen. Ein Mittel dazu besaß der Kapitän, und er beschloß, sich dessen sofort zu bedienen.

Im Halbdunkel schrieb er noch einige Worte auf ein Stück Papier und befestigte es am Halsbande Artimons, dem er sogar noch einen Kuß gab. Dann ließ er den an einem Morgan gehörigen Gegenstande riechen, setzte das Tier auf die Erde und wies es, ihm zuredend, nach Süden hin.

Artimon flog pfeilgeschwind davon und war nach wenigen Sekunden in der zunehmenden Finsternis verschwunden.

Das war ein großes Opfer für den armen Kapitän. Seinen Hund so drohender Gefahr auszusetzen! Weit lieber wäre er gleich selbst gegangen. Er hatte aber doch nicht gezögert, da er es für unumgänglich hielt, Morgan über die Vorkommnisse aufzuklären, die über dessen Beschlüsse ja von Einfluß sein konnten.

Trotzdem daß er sich das sagte, war die nächste eine recht schlechte Nacht für den Kapitän, der in Gedanken seinen Hund längs der von den Wogen des Ozeans gepeitschten Ufer begleitete.

Der anbrechende Tag zeigte erst den ganzen Umfang des Unglücks. Das Lager war verwüstet, alle Zelte waren umgerissen. Die aufgesprengten Kisten des Walles ließen ihren Inhalt sehen. Alles persönliche Eigentum der Schiffbrüchigen lag zu einem Haufen zusammengeworfen da: die spätere Beute des brutalen Siegers.

Außerhalb des Lagers bot sich dem Auge ein noch traurigerer Anblick. Auf dem Sande, worüber das Licht des Morgens hinwegstrich, lagen zwei im noch herrschenden Halbdunkel doch deutlich sichtbare Körper, und in den beiden Leichen erkannte der Kapitän die zwei Seeleute. Wie froh war er da, die beiden Armen nicht erst in seinem Innern angeklagt zu haben.

Beiden war fast genau an gleicher Stelle ein Dolch bis ans Heft in die Brust gestoßen.

Als es heller Tag geworden war, kam unter die Afrikaner eine gewisse Bewegung. Plötzlich trat einer, jedenfalls der Scheik, aus ihrer Mitte hervor und ging auf die Gruppe der Schiffbrüchigen zu. Der Kapitän trat ihm sofort entgegen.

»Wer bist du? fragte der Scheik in schlechtem Englisch.

– Der Kapitän.

– Du hast den Befehl über diese Leute hier?

– Über die Seeleute, ja; die andern sind Passagiere.

– Passagiere? wiederholte der Maure etwas ungläubig. Nimm die, die dir zu gehorchen haben, mit dir weg. Ich will mit den übrigen sprechen,« setzte er nach kurzem Stillschweigen hinzu.

Der Kapitän wich aber nicht von der Stelle.

»Was willst du mit uns anfangen?« wagte er ruhig zu fragen.

Der Maure machte eine ausweichende Bewegung.

»Das wirst du gleich erfahren, sagte er. Geh!«

Ohne weitem Widerspruch führte der Kapitän den erhaltenen Befehl aus. Bald bildeten er und seine Leute eine von den Touristen abgesonderte Gruppe.

Der Scheik schritt mitten durch diese langsam hindurch und fragte einen nach dem andern nach allen Seiten aus. Wer war der hier? Wie war sein Name? Welches sein Vaterland? Wie groß sein Vermögen? Hatte er zu Hause noch Familie zurückgelassen? Es sah fast aus wie ein wirkliches Frage- und Antwortspiel, das er unablässig wiederholte und bei dem jeder nach seiner Weise antwortete. Der eine sagte unbefangen die Wahrheit, der zweite schrieb sich einen ihm nicht zukommenden höhern gesellschaftlichen Rang zu, und noch andre machten sich ärmer, als sie es tatsächlich waren.

Als die Reihe an die amerikanischen Damen kam, antwortete Roger für diese, und hielt es für geraten, ihnen eine besondere Wichtigkeit beizulegen. Er meinte, das wäre das beste Mittel,

ihnen eine rücksichtsvolle Behandlung zu sichern. Der Scheik unterbrach ihn jedoch gleich nach den ersten Worten.

»Mit dir rede ich jetzt nicht, sagte er ohne barsche Stimme. Sind diese Frauen denn stumm?«

Roger schwieg bestürzt einige Augenblicke.

»Bist du ihr Bruder... ihr Vater... oder vielleicht ihr Mann?

– Diese hier ist meine Frau,« glaubte Roger jetzt angeben zu können, indem er auf Dolly wies.

Der Scheik schien befriedigt zu sein.

»Gut, erklärte er. Und die da...?

– Das ist die Schwester meiner Frau, antwortete Roger. Alle beide sind in ihrer Heimat sehr hochangesehene Damen.

– Hochangesehene Damen? knurrte der Scheik, auf den diese Worte offenbar nicht den geringsten Eindruck machen.

– Ja, sehr hohe Damen... Königinnen.

– Königinnen, wiederholte der Scheik.

– Kurz, ihr Vater ist ein großer Häuptling,« erklärte Roger, um sich durch ein bekanntes Bild verständlicher zu machen.

Diese Bildersprache hatte auch die erwünschte Wirkung.

»Ja ja, General, General, lautete die freie Übersetzung des Mauren, der dazu ein recht zufriedenes Gesicht machte. Wie heißt denn die Tochter des großen Häuptlings?

– Lindsay, antwortete Roger.

– Lindsay, wiederholte der Maure, der die Nennung dieses Namens aus unerklärlichen Gründen mit besonderer Befriedigung zu vernehmen schien. Lindsay, ja, das ist gut!« setzte er noch hinzu, während er sich schon einem andern Gefangenen zuwandte, und sich von Roger de Sorgues und dessen beiden Schützlingen fast freundlich verabschiedete.

Der nächste Gefangene war kein anderer als Thompson. Wie hatte der in seiner Wichtigtuerei nachgelassen, der unglückliche General-Unternehmer! Jetzt ebenso schüchtern wie früher überlegen, duckte er sich möglichst zusammen.

»Was trägst du da? fragte der Scheik barsch.

– Das hier? stammelte Thompson wie vor den Kopf geschlagen.

– Ja... den Sack da, meine ich. Gib ihn her!« befahl der Maure, der schon nach der kostbaren Geldkatze faßte, die Thompson gleich einem Gürtel am Leibe trug.

Dieser wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Zwei Afrikaner stürzten sich auf ihn, und im Augenblicke sah sich Thompson seiner teuern Last entledigt, ohne daß er sich der Beraubung im geringsten zu widersetzen wagte.

Der Scheik öffnete den eroberten Geldsack. Seine Augen leuchteten vor Freude.

»Gut!... Sehr schön!« rief er.

Sein völlig niedergeschmetterter Gegner war freilich nicht derselben Ansicht.

Wie sich's gehörte, präsentierte nach Thompson gleich Van Piperboom – aus Rotterdam – seine umfängliche Persönlichkeit. Der schien aber dabei sehr gleichgültig zu sein. Friedlich verwandelte er große Mengen Tabak in Rauchwolken, während er die kleinen Augen neugierig umherschweifen ließ.

Der Scheik betrachtete den blonden Riesen eine Zeitlang mit deutlicher Bewunderung.

»Dein Name? fragte er endlich.

– Ik begrijp niet wat U van mij wilt. Mynheer de Chejk, mar ik verondenset, dat U wenscht te weten, welke mijn nam is en uit welk land ik ben. Ik ben Heer Van Piperboom en woon te Rotterdam, een der voornaamste steden van Nederland.«

Der Scheik spitzte die Ohren.

»Dein Name? fragte er noch einmal.

– Ik ben Heer Van Piperboom uit Rotterdam, wiederholte Van Piperboom, indem er melancholisch hinzusetzte:

– Overigens, wardoe dient het, U dit te zeggen? Het is blijkbaar, dat ik toch maar Hebreeusch voor U spreek, zooals ik dit voor den anderen ook doe.«

Der Scheik zuckte mit den Schultern und setzte seine Ausfragung fort, ohne den unverständlichen Holländer eines höflichen Grußes zu würdigen.

Die Wiederholung derselben Fragen hörte nicht auf. Er richtete sie an alle und horchte aufmerksam auf die Antworten. Nichts entging seiner sorgfältigen Erkundigung.

Auffällig blieb es jedoch, daß er – ob infolge einer unerklärlichen Zerstreuung oder absichtlich – nur einen nicht fragte, und das war Jack Lindsay.

Als Alice die Reihen der Schiffbrüchigen musterte, bemerkte sie zu ihrer Verwunderung ihren Schwager, der sich unter die andern gemischt hatte. Seitdem verlor sie ihn nicht mehr aus den Augen und bemerkte mit Beunruhigung, daß er allein von der allgemeinen Regel eine Ausnahme bildete.

Die vorherige Abwesenheit Jack Lindsays, seine Rückkehr und die Art und Weise, wie er von dem Mauren jetzt übergangen wurde, diese Reihe von Tatsachen flößte Alicen eine peinliche Beängstigung ein, die sie mit aller Energie kaum zu unterdrücken vermochte.

Nach Schluß der Befragung wollte sich der Scheik schon unter seine Leute zurückziehen, als der Kapitän Pip ihm mutig den Weg vertrat.

»Willst du mir nun sagen, was du eigentlich mit uns vor hast?« fragte er nochmals mit einer Seelenruhe, die nichts zu stören imstande war.

Der Scheik runzelte die Brauen und schüttelte nach kurzem Sinnen leicht den Kopf.

»Nun ja, antwortete er dann, denen, die Lösegeld bezahlen können, wird die Freiheit wiedergegeben werden.

– Und die andern?

– Die andern!« wiederholte der Maure.

Dann wies er mit der Hand nach dem Horizonte.

»Unser Afrika braucht Sklaven sehr nötig, sagte er. Die Jungen haben die Kraft und die Alten die Weisheit.«

Unter den Schiffbrüchigen führte dieser Ausspruch zu einer wahren Explosion der Verzweiflung. Der Tod oder die Sklaverei war es also, was sie erwartete.

Nur Alice bewahrte inmitten dieser allgemeinen Bestürzung ungeschwächt ihren Mut, den sie aus dem Vertrauen auf Morgan schöpfte. Morgan würde auf jeden Fall die französischen Vorposten erreichen. Er würde seine Unglücksgenossen schon zur rechten Zeit erretten. Hiergegen konnte in ihr kein Zweifel aufkommen.

Eine so gewisse Zuversicht hat allemal eine große Kraft der Überredung, und an ihrem hartnäckigen Glauben richtete sich auch die Hoffnung der andern wieder mehr auf.

Wie viel stärker wäre aber ihre vollkommene Zuversicht erst gewesen, wenn sie an Stelle des Kapitäns Pip gestanden hätte. Am Abend gegen acht Uhr hatte dieser eine ungemessene, von ihm aber sorgfältig verheimlichte Freude, als er Artimon wieder auftauchen sah, dessen Rückkehr übrigens ebenso unbemerkt wie sein Weggang erfolgte.

Artimon kam fast gar nicht der Name eines Tieres zu. Statt in gestrecktem Galopp wie ein Wahnsinniger hergelaufen zu kommen, war er erst längere Zeit sorglos um das Lager herumgetrottet, ehe er vorsichtig in dieses hineinschlüpfte. Wie hätte den Mauren etwas daran auffallen sollen, daß dieser Wauwau in der Umgebung eine kleine Morgenpromenade machte?

Der Kapitän nahm den Hund zärtlich auf den Schoß, und bei der Erregung, die sein Herz ungestümer klopfen ließ, dankte er dem intelligenten Tiere in derselben Weise, in der er es angefeuert hatte, als er es wegschickte... durch einen Kuß, was

sonst wirklich nicht seine Gewohnheit war. Auf den ersten Blick hatte er sich von dem Verschwinden des Billetts überzeugt, das demnach jedenfalls an seine Adresse gelangt war, und aus dieser Tatsache hatte er einen dem Ausgang des Abenteuers günstigen Schluß gezogen.

Nur ein Gedanke verdarb ihm noch etwas seine Freude: Artimon hatte, da er um ein Uhr fortgelaufen und am Morgen um acht Uhr wiedergekommen war, für Hin- und Rückweg sieben Stunden gebraucht für die Strecke, die zwischen Robert Morgan und den Schiffbrüchigen lag. Nach anderthalbtägiger Wanderung war dieser demnach höchstens dreißig Kilometer weit gekommen. Hier lag also etwas Unerklärliches vor, das recht geeignet war, jemand, der den Dingen nicht mit Fassung ins Gesicht sah, schwer zu beunruhigen, ein Geheimnis, in das der Kapitän sich hütete, seine Gefährten einzuweihen.

Als diese sich allmählich von ihrem Schrecken erholt hatten, fanden sie auch die Hoffnung wieder, die die Menschenseele ja nur gleichzeitig mit dem Leben gänzlich verläßt, und so verliefen der 13. und der 14. Juli so ziemlich leidlich.

Diese Tage benützten die Mauren, die »Santa-Maria« vollends zu entladen und sogar das Schiff selbst abzubrechen, soweit das möglich war. Dessen Eisenstücke, Werkzeuge, Schrauben, Bolzen u. dgl. bildeten für sie höchst wertvolle Schätze, die bald auf dem Strande in einem immer wachsenden Haufen lagen, womit später die Meharas der Bande beladen werden sollten.

Am 14. Juli war diese Arbeit vollendet, und die Mauren begannen dann Vorbereitungen zu einem – wie es schien – baldigen Aufbruche. Voraussichtlich würden alle den Strand schon morgen verlassen, wenn sie bis dahin nicht befreit waren.

Dieser 14. Juli kam den unglücklichen Schiffbrüchigen außerordentlich lang vor. Seit gestern hätte Morgan, seiner

eigenen Bestimmung nach, schon zurück sein müssen. Doch selbst wenn man allen Schwierigkeiten einer solchen Wanderung Rechnung trug, fing die Verspätung an, etwas auffällig zu werden. Mit Ausnahme des Kapitäns, der sich hütete, seine Gründe anzugeben und seine Gefährten die Augen nutzlos anstrengen ließ, im Süden den Horizont abzusuchen, verwunderten sich alle darüber mehr und mehr, ja es kam infolgedessen zu einer so gereizten Stimmung, daß sogar Anklagen gegen Morgan laut wurden. Warum, meinten einige, sollte er denn überhaupt zurückkehren? Jetzt, wo er voraussichtlich in Sicherheit war, wäre es von ihm ja eine Torheit, sich neuen Gefahren auszusetzen.

Alicens Seele kannte diese Undankbarkeit, diesen Kleinmut nicht. Daß Morgan ein falsches Spiel triebe, einem solchen Verdacht gab sie gar nicht Raum. Tot?... Das ja... vielleicht... Und doch ertönte da sofort in ihr eine Stimme, die schon gegen die Möglichkeit einer solchen Annahme Widerspruch erhob, und sobald sie diese einen Augenblick erwogen hatte, gewann sie ja sehr bald das unerschütterliche, stolze Vertrauen auf ihr Glück und ihre Zukunft wieder.

Der ganze Tag des 14. Juli verging jedoch, ohne ihrem Optimismus recht zu geben, und in der darauffolgenden Nacht war es nicht anders. Die Sonne ging am 15. auf, ohne daß in der Lage der Schiffbrüchigen eine Änderung eingetreten wäre.

Schon mit dem Frührot beluden die Mauren ihre Kamele, und um sieben Uhr des Morgens gab der Scheik das Zeichen zum Aufbruche. Eine Abteilung Berittener eröffnete den Zug, und die Touristen mußten sich gefallen lassen, in zwei Reihen einzeln einander zu folgen.

Zwischen der doppelten Reihe ihrer Kerkermeister gingen die männlichen und die weiblichen Gefangenen zu Fuß je in einer Linie hintereinander und jeder mit dem nächsten verbunden mittels eines um den Hals und um die Handwurzeln

geschlungenen langen Strickes. Ein Entweichen war unter diesen Verhältnissen ganz unmöglich, selbst wenn die todbringende Wüste, die den Zug umgab, kein hinreichendes Hindernis gewesen wäre.

Der Kapitän Pip, der ganz vorn ging, blieb gleich nach den ersten Schritten entschlossen stehen und rief den herzueilenden Scheik an.

»Wohin schleppst du uns?« fragte er ohne Umstände.

Statt einer Antwort erhob der Scheik seine Nilpferdknute und schlug den Gefangenen ins Gesicht.

»Vorwärts, Christenhund!« rief er barsch.

Der Kapitän, dem das Blut aus der erhaltenen Wunde floß, rührte sich aber noch nicht, sondern wiederholte ganz gelassen dieselbe Frage.

Wiederum erhob sich schon die Knute. Als er aber das energische Gesicht dessen sah, der ihn fragte und an die lange Reihe der Gefangenen dachte, die er zu führen hatte und deren etwaige Revolte ihn nicht wenig in Verlegenheit gesetzt hätte, da senkte der Scheik die schon drohend geschwungene Waffe.

»Nach Timbaktu!« antwortete er, während der Kapitän, hierdurch befriedigt, ruhig weitermarschierte.

Vierzehntes Kapitel

Befreit!

Nach Timbuktu! Das heißt nach der Stadt, wo sich alle Geheimnisse des geheimnisvollen Afrika zu zentralisieren scheinen, nach der Stadt mit den Jahrhunderte lang nicht aufzusprengenden Toren, die sich doch bald darauf vor den französischen Kolonnen öffnen sollten.

Der Maure konnte das aber nicht vorhersehen und führte seine Gefangenen nach diesem sagenhaften Mittelpunkt alles Handelsverkehrs der Wüste, nach dem großen Sklavenmarkte.

Tatsächlich war kaum zu erwarten, daß er sie selbst dahin bringen würde. Die Strandräuber, die an der Küste des Atlantischen Ozeans hausen, entfernen sich nur selten weit vom Meere. Wahrscheinlich würde die Maurenbande ihre Gefangenen unterwegs, wie das gewöhnlich geschieht, an eine Karawane von Tuaregs verkaufen, die sie dann weiter forttrieben.

Das war jedoch für die unglücklichen Schiffbrüchigen von keiner besondern Bedeutung. Ob sie sich unter der Führung eines Maurenscheiks oder eines Tuaregscheiks befanden, jedenfalls hatten sie fünfzehnhundert Kilometer zurückzulegen, und eine solche Wanderung würde wenigstens zweiundeinenhalben Monat beanspruchen. Wie viele von denen, die mit fortgingen, würden dann wohl das ferne Ziel erreichen? Wie viele bleichende Knochen würden an der langen Straße liegen bleiben, an deren Seite schon die unzähliger Unglücklicher lagen?

Der erste Tag verlief ja noch ziemlich erträglich. Alle hatten ausgeruht, gutes Wasser war reichlich vorhanden gewesen. Das würde aber anders werden, wenn von Meile zu Meile die ermüdeten Füße sich blutig gelaufen hatten, wenn nichts mehr da sein würde, den von der brennenden Sonne erweckten Durst zu löschen und höchstens verdorbenes Wasser in spärlicher Menge verteilt werden konnte.

Hamilton und Blockhead wenigstens würden diese Qualen nicht zu erdulden haben, von denen sie ein mitleidiger Tod höchstwahrscheinlich erlöste. Vom Fieber geschwächt und kaum in die Wiedergenesung eingetreten, fehlte es ihnen von Anfang an an Kräften. Schon am Vormittage hatten sie unerträglich bei der ersten Marschstrecke gelitten, und sanken, als Rast gemacht wurde, wie leblose Massen zusammen. Am Nachmittage gestaltete sich das natürlich noch weit schlimmer. Ihre halb erstarrten Glieder versagten den Dienst, und nach wenigen Kilometern war es ihnen unmöglich, nur noch einen einzigen Schritt zu tun.

Von da an begann eine ununterbrochene Leidenszeit für sie und für ihre Gefährten. Bei jedem Schritte niedersinkend und sich erhebend, um nur wieder zu fallen, wurden sie von der Kolonne im wahrsten Sinne des Wortes nur noch fortgeschleppt. Als dann am Abend schließlich Halt gemacht wurde, sahen sie mehr Leichen als lebenden Wesen ähnlich.

Zum Glück vertrugen die andern Schiffbrüchigen alle Strapazen besser.

An der Spitze ging, wie erwähnt, der Kapitän Pip, etwas verwirrt inmitten der Dünen, die Wogen ähneln, zwischen die ein Schiff sich schwerlich hätte hereinwagen dürfen. Hegte der Kapitän wirklich noch irgend eine schwache Hoffnung? Das war wohl anzunehmen, denn ein Charakter seines Schlages konnte der Verzweiflung unter keinen Umständen verfallen. Sein wie gewöhnlich strenges und kaltes Gesicht gab in dieser

Beziehung freilich keinerlei Hinweis. Das war übrigens gar nicht nötig. Schon sein Anblick genügte, das Herz der Verzagtesten mit neuem Mute zu erfüllen.

Die Verletzung von dem Knutenschlage war an der Sonne allein eingetrocknet. Von dem Blute, das anfänglich ziemlich stark daraus hervorgequollen war, waren der Bart, die Brust und die Schulter des Kapitäns rötlich gefärbt. Manche hätten ja, so mißhandelt, ein abschreckendes Aussehen haben können, das war aber nicht das Charakteristische am Kapitän, aus dessen ganzem Wesen nur ein unbeugsamer Wille sprach. Als erster seiner Seeleute marschierte er an der Spitze der Kolonne ebenso unerschüttert wie seine Seele, und nur daß man ihn ansah, gab einem des Mannes Energie und zähe Hoffnung wieder.

Seit seinem letzten Gespräch mit dem Scheik hatte er nicht zwanzig Worte hören lassen, und seine seltenen Auslassungen richteten sich ausschließlich an den getreuen Artimon, der mit heraushängender Zunge neben seinem Herrn hertrötete.

»Master!« hatte der Kapitän anfänglich einfach und mit einer Zärtlichkeit in der Stimme gerufen, die der Hund vollständig erkannte. Eine halbe Stunde später erwies sich Pip schon mitteilbarer.

Nachdem er vorher wütend geschielt und verächtlich in der Richtung nach dem Scheik hin ausgespuckt hatte, begann er:

»Master, beim Barte meiner Mutter, da sitzen wir schön in der Klemme!«

Und Artimon schüttelte die langen Ohren, als sähe er sich zu einer ihm gar nicht passenden Zustimmung gezwungen.

Seitdem hatte der Kapitän den Mund nicht mehr aufgetan. Von Zeit zu Zeit sah der Mensch den Hund und der Hund den Menschen an, das war alles. Diese Blicke waren aber ebensoviel wert wie Worte.

Bei der ersten Rast setzte sich Artimon auf die Hinterfüße, während sein Herr sich auf dem Sande ausstreckte. Und er teilte noch mit seinem Hunde die kleine Portion Wasser, die er wie die übrigen zugeteilt erhalten hatte.

Nach dem Kapitän kamen die Offiziere, die Besatzung und die Aufwärter von der untergegangenen »Seamew«, folgten einander aber ohne Rücksicht auf ihre Stellung. Was mochten die alle denken? Jedenfalls unterordneten sie ihre persönlichen Ansichten denen des Kommandanten, dessen Sache es war, für alle zu denken. So lange der Führer Vertrauen hatte, verzweifelten auch sie noch nicht. Wenn der Befehl zum Handeln gegeben würde, würde er sie bereit finden, welchen Augenblick das auch geschehen möchte.

Auf den letzten Matrosen folgte der erste Passagier, an den sich die lange Reihe seiner Gefährten anschloß.

Die meisten Frauen klagten mit gedämpfter Stimme, und vorzüglich die Gattinnen und die Töchter Hamiltons und Blockheads seufzten ohnmächtig bei der Agonie ihrer Väter und ihrer Gatten.

Die Männer erwiesen sich im allgemeinen standhafter, während jeder seine Energie nach der Art seines besondern Charakters zeigte. Wenn Piperboom Hunger hatte, so litt Johnson an Durst. Wenn der Pfarrer Cooley im Gebet eine wirksame Unterstützung fand, ließ Baker seiner Wut freien Lauf und hörte nicht auf, die schrecklichsten Drohungen auszustoßen. Der ganz niedergeschmetterte Thompson dachte wieder nur an seine Geldkatze, die ihm so mir nichts dir nichts geplündert worden war.

Roger fand noch Mut zu spottender Ironie. Neben Dolly hergehend, bemühte er sich, das junge Mädchen dadurch in besserer Stimmung zu erhalten, daß er sie zum Lachen brachte... zum Lachen durch seine feinsinnige, heldenmütige Heiterkeit. Anfänglich ging er da auf sein gewöhnliches Thema

ein, indem er alle Überraschungen dieser kaum glaublichen Reise gehörig durchhechelte. Im Grunde wäre ja nichts komischer als das Schauspiel, Leute zu beobachten, die zu einer Lustfahrt nach Madeira abgereist und nun zu Forschern in der Sahara geworden waren. Dolly erschloß sich aber nicht das Verständnis der Feinheiten dieser Komik, und Roger, der bei dem Spiele verharrte und sich schwur, dem jungen Mädchen das Ungemach des Marsches vergessen zu machen, wechselte gar hinüber auf das Feld der witzigen Wortspiele. Da schwatzte er zuerst mehr oder weniger lustigen Unsinn, mehr oder weniger willkommene Worte, für die ihm alles gut genug war, der Scheik, die Mauren, die Sahara, der Himmel und die Erde, bis endlich ein herzliches Lachen seine Bemühungen belohnte. Roger schloß dann, daß die ganze Geschichte ja gar nicht so ernsthafter Natur sei, daß der Handstreich der Raubgesellen so nahe dem Senegal die reine Tollheit wäre, daß man spätestens morgen frei sein oder sich nötigenfalls auf eigne Faust befreien würde.

Wie hätte Dolly so zuversichtlichen Äußerungen gegenüber kein Vertrauen haben sollen? Konnte die Sachlage wirklich eine so ernste sein, wenn Roger so leichten Herzens darüber spottete? Sie brauchte auch nur ihre Schwester anzusehen, um ihre letzten Zweifel schwinden zu lassen.

Alice scherzte zwar nicht, denn das war nicht ihre Gewohnheit, auf ihrem Antlitz aber spiegelte sich die Heiterkeit ihrer Seele. Trotz des Abmarsches der Karawane, trotz der Zeit, die dahinging... trotz allem zweifelte sie nicht an einer Befreiung. Ja, diese würde nicht ausbleiben. Roger hatte völlig recht, das zu versichern, die jetzige Lage würde nur eine Prüfung von kurzer Dauer sein.

Unterstützt, fast getragen von dem starken Willen der beiden, verfiel Dolly keiner Entmutigung, und als sie am Abend im Schutze eines Zeltes einschlief, das der Scheik aus

unbekannten Gründen für die beiden gefangenen Damen hatte aufschlagen lassen, träumte sie von der Gewißheit, morgen befreit zu sein.

Das Morgenrot erweckte sie jedoch noch als Gefangene. Die erwarteten Retter waren in der Nacht nicht erschienen, und es begann ein neuer Tag, der weitere Kilometer Landes zwischen die Schiffbrüchigen und das Meer bringen sollte.

Zu ihrem großen Erstaunen erfolgte aber keine Aufforderung zum Abmarsche, wenigstens nicht zu der Zeit wie tags vorher. Die Sonne stieg über dem Horizonte auf, ohne daß sich die Begleitmannschaft zum Aufbruche rüstete.

Was konnte wohl die Ursache dieser Verlängerung des Aufenthaltes sein? Man hätte dafür ja viele verschiedene Vermutungen haben können, doch schwebte nur Alice eine annehmbare Hypothese bezüglich der auffälligen Verzögerung des Marsches vor.

Am Morgen als erste von allen erwacht, hatte sie Jack Lindsay im Gespräch mit dem Scheik gesehen. Während dieser ihm mit der gewohnten Ruhe des Orientalen zuhörte, sprach Jack mit so großer Lebhaftigkeit, wie sie bei seinem verschlossenen Charakter nur möglich war. Offenbar suchte er jenem irgendetwas zu beweisen und ihn oder sich über etwas zu beklagen. Übrigens schienen der Scheik und er aber die besten Freunde zu sein, und so merkwürdig das sein mochte, Alice hatte das Gefühl, daß die beiden in näherer Beziehung zueinander stünden. Ihr Scharfsinn täuschte sie auch wirklich nicht. Ja, der Scheik und Jack kannten schon einander.

Jack, der das Dazwischenkommen Artimons nicht hatte ahnen können, hielt, da er Morgan zusammenbrechen sah, seinen Feind für tot und hatte sich dann beeilt, einen von ihm entworfenen Plan zur Ausführung zu bringen.

Dieser Plan war von erschreckender Einfachheit.

Da er sich verhindert sah, sich seiner mitten zwischen den andern zu gut beschützten Schwägerinnen zu bemächtigen, ohne sich dabei selbst der größten Gefahr auszusetzen, wollte er gleich alle dem Verderben weihen. Er hatte zu diesem Zwecke mit der vermeintlichen Ermordung Morgans angefangen, und als er dadurch das Eintreffen jeder Hilfe verhindert zu haben glaubte, war er zur Aufsuchung von Helfershelfern in die Wüste weiter gegangen. Auf der Küstenstrecke, nach der Raubgesellen häufig von Schiffbrüchigen hierhergelockt werden, die dann wie die Raben über ein Schlachtfeld herfallen, würde er jedenfalls eine solche Bande treffen, wenn er auch mehrere Tage danach umherirren müßte.

So lange sollte er nicht zu warten brauchen. Vor Ausgang des nächsten Tages wurde er schon unerwartet von einer Rotte des Mauren Oulad-Delim aufgegriffen und vor deren Scheik geführt, mit dem er jetzt sprach, doch als ein Gefangener, der hiermit alle seine Wünsche erfüllt sah.

Dieser Oulad-Delim, der des Englischen ein wenig mächtig war, hatte seinen Gefangenen sofort in dieser Sprache auszufragen versucht, und Jack hatte darauf bereitwilligst geantwortet. Sein Name wäre Jack Lindsay, hatte er gesagt, und ganz in der Nähe befänden sich sehr viele Europäer, darunter seine eigne Frau, die sehr reich sei und gewiß ein großes Lösegeld für die eigne Freilassung und die ihres Gatten zu zahlen bereit sein werde.

Hierdurch auf die rechte Fährte gebracht, hatten dann die Mauren das Lager überfallen, und Roger hatte in bester Absicht die Aussagen Jack Lindsays im großen und ganzen bestätigt. Daraus erklärt sich auch die Befriedigung des Scheiks, als er den Namen der einen Gefangnen und auch nochmals hörte, daß diese und ihre Familie sehr reich wären. Damit erklärte es sich ferner, daß er zu den Aussagen des angeblichen Ehemannes der

Betreffenden Zutrauen bekam und auf die Vorstellung des Elenden einging, schon am zweiten Tage einmal einen eintägigen Halt zu machen.

Jack Lindsay ging langsam auf sein Ziel zu. Die Karawane den Mauren in die Hände gespielt zu haben, konnte für ihn nur dann von Nutzen sein, wenn es ihm gelang, selbst wieder frei zu kommen.

Er hatte es deshalb gewagt, dem Scheik das Törichte seines Vorhabens vorzustellen, hatte ihm gesagt, daß niemand imstande sein werde, ein Lösegeld zu bezahlen, das er für die Freilassung aller fordern könnte, wenn er die ganze Reisegesellschaft bis Timbuktu mitnähme. Was besonders seine Frau anging, die nach ihm, Jack Lindsay, in der Lage sei, schon allein ein großes Lösegeld zu entrichten, wie könnte sie sich das beschaffen, wenn ihr die Möglichkeit entzogen wäre, sich mit Amerika oder Europa in Verbindung zu setzen? Wäre es da nicht weit richtiger, wenn einer der Passagiere, und am besten Jack Lindsay, unter Begleitung bis nach den französischen Besitzungen geführt würde, wo es ihm leicht sein würde, sich einzuschiffen. Er würde sich dann beeilen, das Lösegeld seiner Frau und gleichzeitig auch das der andern Schiffbrüchigen zu beschaffen. Dann wollte er nach einem zu bestimmenden Orte, vielleicht nach Tripolis oder auch nach Timbuktu, zurückkehren, um da die für die Freilassung aller verabredeten Summen abzuliefern.

Jack Lindsay hatte sich bemüht, dem Mauren die Richtigkeit seiner Bemerkungen klar zu machen, und er hatte auch die Genugtuung, daß dieser auf seine Vorschläge einging. Die Folge davon war die Anordnung des Scheiks, daß ein ganzer Tag gerastet werden sollte, an dem er das Lösegeld der verschiedenen Gefangenen festzusetzen gedachte.

Jack Lindsay näherte sich seinem Ziel. Die Lösegelder, die er angeblich auftreiben wollte, wollte er natürlich für sich

behalten; die Schiffbrüchigen mochten dann sehen, wie sie sich selbst aus der Schlinge befreien. Er würde sich damit begnügen, nach Amerika zu gehen, wo er früher oder später das Ableben seiner Schwägerin glaubhaft nachzuweisen hoffte, und sie infolgedessen beerben mußte... wäre es auch nur mit Hilfe kleiner Unregelmäßigkeiten, die er bei der Gewandtheit, deren er sich schmeichelte schon geschickt zu verdecken wissen würde.

Der Gedanke freilich an so viele mögliche Ankläger, die zu furchtbaren Anklägern werden könnten, wenn nur einer seine Freiheit wieder erlangte, verließ ihn nicht ganz. Er hatte aber keine Wahl; wie sollte jedoch einer von den Gefangenen, die von den Afrikanern überwacht wurden, und überdies hier durch die Wüste, jemals entfliehen können?

Eine Schwierigkeit hatte Jack indes noch immer zu überwinden. Wenn er ohne auf ein Hindernis zu stoßen fortgehen wollte, konnte das natürlich nur unter der Bedingung geschehen, daß alle dafür stimmten. Der Scheik würde den Schiffbrüchigen ja die Summen nennen, die er von jedem von diesen verlangte, und ihnen auch den Namen des gewählten Sendboten nicht verschweigen. Jack mußte deshalb die Komödie seiner Hilfswilligkeit für alle bis zu Ende spielen, er mußte zuverlässige Versprechungen abgeben und von allen Briefe mitnehmen, die er als nutzlose Korrespondenz bei der ersten Gelegenheit ins Wasser zu werfen gedachte. Jack hoffte jedoch keine Schwierigkeiten zu finden, da er mit Recht annehmen mußte, daß seine Gefährten keine Ursache hätten, ihn mehr als irgend einen andern zu beargwöhnen.

Unglücklicherweise stellte er sich das aber weniger leicht vor, wenn er an seine Schwägerin dachte. Deren Zustimmung war, ja gerade diese war für ihn schließlich ausschlaggebend, er wußte aber nicht, ob er sie – die Zustimmung Alicens – erlangen würde.

Doch warum nicht? sagte er sich. Wenn er dann aber wieder an die Art und Weise dachte, wie Alice den Namen abgeschlagen hatte, den er ihr vor einiger Zeit anbot, und wenn er sich des Vorganges am Curral das Freias erinnerte, konnte er sich eine gewisse Unruhe nicht verhehlen.

Zwischen ihm und seiner Schwägerin war in jedem Falle eine vorherige Auseinandersetzung nötig. Sein Zweifel bedrückte ihn aber so sehr, daß er diese am heutigen Rasttage von Stunde zu Stunde verschob, und es wurde schon dunkel, als er sich entschloß, der Sache ein Ende zu machen, und das Zelt betrat, worin seine Schwägerin Unterkunft gefunden hatte.

Alice war allein. Auf dem Erdboden sitzend und den Kopf auf die Hand gestützt, dachte sie über ihre Lage nach. Eine elende Öllampe erhellte den Raum nur sehr dürftig, so daß außerhalb des Zeldes kein Licht zu sehen war.

Als sie Jack eintreten hörte, sprang sie schnell auf und wartete, daß er die Ursache seines Besuches erklären würde. Jack war aber in der größten Verlegenheit und wußte nicht, wie er seine Mitteilung beginnen sollte.

Lange Zeit stand er schweigend da, ohne daß Alice einen Schritt tat, ihn seiner Verlegenheit zu entreißen.

»Guten Abend, Alice, sagte Jack endlich. Du wirst entschuldigen, daß ich dich in dieser Stunde noch belästige. Ich habe dir aber etwas mitzuteilen, was keine Verzögerung zuläßt.«

Alice schwieg noch immer ohne die geringste Neugier zu verraten.

»Du hast doch ohne Zweifel bemerkt, daß die Karawane heute nicht weitergezogen ist, fuhr Jack mit zunehmender Ängstlichkeit fort, und du wirst dich nicht wenig gewundert haben. Ich nicht minder, bis der Scheik mir heute Abend Aufschluß über sein auffälliges Verhalten gab.«

Hier machte Jack eine Pause, da er auf ein ermutigendes Wort wartete, das aber nicht kam.

»Wie dir bekannt ist, nahm er dann wieder das Wort, ist es die gemeine Habgier, die die Mauren veranlaßt hat, unser Lager zu überfallen. Sie beabsichtigten weniger, uns etwa als Sklaven zu verkaufen, als vielmehr ein hohes Lösegeld von denen zu erpressen, die ein solches zu entrichten imstande sind. Diese Lösegelder muß man sich nur auch verschaffen können, und deshalb hat der Scheik beschlossen, so lange hier zu halten, wie es notwendig ist, einen von uns, den er ausgewählt hat, nach den französischen Besitzungen zu senden, der in seinem eignen und im Namen der andern Schiffbrüchigen die verlangten Summen aufreiben und sie dann an einem vorherbestimmten Orte gegen die Freilassung der Gefangenen abliefern soll.«

Jack machte vergeblich eine neue Pause, da er hier eine Einrede erwartete.

»Du fragst mich gar nicht, wen der Scheik für diese Mission erwählt hat?

– Ich dachte, daß du mir das gleich sagen würdest, antwortete Alice mit ruhiger Stimme, die ihrem Schwager nicht das Beste zu versprechen schien.

– Ja freilich, du hast recht,« sagte er mit gezwungenem Lächeln.

Immerhin meinte er, daß einige weitre Andeutungen nicht ganz überflüssig wären.

»Du kannst dir ja leicht denken, fuhr er fort, daß sich die Aufmerksamkeit des Scheiks nach dem, was Herr de Sorgues ihm gesagt hatte, vorzüglich auf dich und Dolly richtete. Der Umstand, daß er dieses Zelt für euch beide hat errichten lassen, mußte dich schon davon überzeugen. Dein Lösegeld wird also das höchste sein, das der Scheik vor allem zu erpressen vorhat. Anderseits hat er sich darüber gewundert, daß wir einen Namen

führten, und hat mich lange über unser gegenseitiges Verhältnis ausgefragt. Ich habe es da für richtig gehalten, mich einer kleinen Lüge – entsprechend der des Herrn de Sorgues – zu bedienen. Kurz, Alice, um für deine Verteidigung wirksamer eintreten zu können, habe ich, wenn das auch nicht wahr ist, dem Scheik gesagt, daß du meine Frau wärest.«

Nach diesen Worten wartete Jack auf ein Zeichen der Zustimmung oder der Mißbilligung seines Verhaltens. Alice gab weder die eine noch die andre zu erkennen. Sie hörte nur weiter zu, bis er schnell zum Schluß kam. Gerade diesen Schluß mußte Jack, das fühlte er, aber besonders geschickt in Worte kleiden.

»Nun, rief Jack, ich war da freudig erstaunt über die Wirkung meiner Notlüge. Sobald er hörte, welche Bande uns vereinigten, glaubte der Scheik – und er täuschte sich darin nicht – daß ich am eifrigsten für deine Befreiung wie für die unsrer Gefährten tätig sein würde, und er erwählte mich auf der Stelle als den, der die verlangten Lösegelder beschaffen sollte.«

Als er nun seine Schiffe hinter sich verbrannt hatte, atmete Jack tief auf. Alice hatte jedoch noch immer kein Wort gesprochen.

Offenbar, meinte Jack, macht sich die Sache ganz allein.

»Ich hoffe, fuhr er mit sicherer Stimme fort, daß du die Wahl des Scheiks nicht mißbilligst und mir die Briefe und nötigen Unterlagen anvertrauen wirst, die Summe, die ich mit zurückbringen werde, zu erheben.

– Ich werde dir nichts dergleichen übergeben, sagte da Alice mit frostiger Stimme, während sie ihren Schwager schärfer fixierte.

– Und warum nicht?

– Aus zwei Gründen.

– Willst du so freundlich sein, mir diese mitzuteilen, erwiderte Jack lebhafter. Dann können wir, wenn du es willst, als gute Verwandte darüber sprechen.

– In erster Linie, erklärte Alice entschieden, bin ich gerade jetzt gegen die Absendung irgend eines Boten. Du scheinst ganz vergessen zu haben, daß Mister Morgan schon fortgegangen ist, für uns Hilfe zu holen.

– Jawohl, fortgegangen ist er, doch zurückkehren wird er nicht, entgegnete Jack.

– Er wird zurückkehren, erwiderte Alice mit einem Tone unbesieglischer Gewißheit.

– Ich glaube es doch nicht,« sagte Jack, der in seiner Stimme eine leise Ironie nicht unterdrücken konnte.

Alice krampfte sich bei diesen Worten das Herz vor Angst zusammen. Mit energischer Anstrengung bezähmte sie jedoch diese Schwächeanwandlung, und ihrem elenden Schwager gerade aufgerichtet gegenüberstehend, fragte sie:

»Woher weißt du das?«

Jack erschrak über die unerwartete Wendung des Gesprächs und blies klugerweise zum Rückzuge.

»Ja, bestimmt wissen kann ich es ja nicht, stammelte er, nein, das beruht nur auf einer Art Ahnung. Ich bleibe aber immerhin überzeugt, daß Herr Morgan, er mag nun bei seinem Unternehmen gescheitert sein oder nicht, nicht wiederkehren wird, und daß wir keine Zeit verlieren dürfen, unsre Freiheit mit eignen Hilfsmitteln wieder zu erlangen zu suchen.«

Alice hatte ihre völlige Ruhe wiedergewonnen.

»Ich möchte nun fast glauben, erklärte sie langsam, daß du tatsächlich im Besitz besonderer Nachrichten bist, und daß die heroische Reise, die Herr Morgan zu unser aller Heil unternommen hat, ihm vielleicht....

– Was willst du damit sagen? unterbrach sie Jack mit bebender Stimme.

– O, es könnte ja doch zutreffen, daß du recht hättest und Herr Morgan bei seinem Unternehmen den Tod gefunden hätte. Jedenfalls wirst du mir erlauben, anderer Ansicht als du zu sein. Ich bewahre meinen unerschütterlichen Glauben bis zu der Zeit, wo die Länge der verflossenen Zeit mir meinen Irrtum bewiesen hat.«

Die Wärme, womit Alice die letzten Worte ausgesprochen hatte, bewies, daß sie in dieser Hinsicht nicht zu beirren sei.

»Du könntest ja vielleicht recht haben, gab Jack jetzt zu. Ich begreife nur nicht, inwiefern die Möglichkeit einer Rückkehr des Herrn Morgan ein Hindernis für den Vorschlag sein kann, den ich dir soeben gemacht habe. Was hindert uns daran, daß wir auf zweierlei Wege uns Aussicht auf Rettung verschaffen?

– Ich glaube dir schon gesagt zu haben, erwiderte Alice, daß ich gegen deinen Plan zwei Einwendungen zu erheben habe. Bisher habe ich nur von der ersten gesprochen.

– Und welche wäre die zweite?

– Die zweite Einwendung, erklärte nun Alice, sich hoch aufrichtend, ist die, daß ich die Wahl des Sendboten unbedingt verwerfen muß. Ich werde deinen Weggang nicht allein dadurch nicht begünstigen, daß ich dir die von mir verlangten Papiere nicht ausliefere, sondern ich werde mich dem auch mit aller Kraft dadurch widersetzen, daß ich deine mich betreffende Lüge aller Welt offenbare.

– Wahrhaftig, Alice, entgegnete Jack, der schon ganz bleich geworden war, seinen Plan hintertrieben zu sehen, welchen Grund könntest du haben, so zu handeln?

– Den besten von allen, erwiderte Alice, die Überzeugung, die ich habe, daß du nicht wiederkommen würdest!«

Erschreckt wich Jack bis zur Wand des Zelttes zurück. Wenn seine Absichten zutage kamen, würde sein Plan unausführbar sein. Er wagte deshalb noch einen letzten Versuch.

»Welch entsetzliche Anklage, Alice! rief er, bemüht, seiner Stimme einen schmerzlichen Klang zu geben. Was habe ich dir getan, daß du einen so schweren Verdacht gegen mich hegen könntest?

– Ach, gestand jetzt Alice traurig, ich entsinne mich des Curral das Freias!«

Des Curral das Freias! Alice hatte also alles gesehen, und dadurch gewarnt, in der unheilbrütenden Seele ihres Schwagers wie in einem Buche lesen können.

Dieser begriff im Augenblick, daß das Spiel verloren sei und versuchte gar keine im voraus unnütze Rechtfertigung. Seine ganz gemeine Tat trat ihm vor die Augen.

»Nun gut, zischte er. Ich begreife aber nicht, wie du die Kühnheit haben kannst, wegen des Curral das Freias eine Beschuldigung gegen mich zu erheben. Wärest du denn ohne mich von einem hübschen jungen Manne – wie in den Romanen – gerettet worden?«

Entrüstet würdigte Alice diesen giftigen Beleidiger keiner Antwort. Sie begnügte sich, ihn mit einer Handbewegung nach dem Ausgang zu weisen, als sich an diesem eine Stimme erhob, die beim Halbdunkel der Lampe den, von dem sie kam, nicht erkennen ließ.

»Fürchten Sie nichts, Madame, sagte die Stimme. Ich bin hier.«

Alice und Jack hatten sich zitternd nach der Seite umgedreht, von der die erlösende, ruhige Stimme herkam, und plötzlich stießen beide einen Schrei aus, Alice einen Freudenschrei, einen Ausbruch grimmiger Wut aber Jack Lindsay.

Als der unerwartete Retter näher in den Lichtschein trat, konnten sie ihn deutlich erkennen.

Robert Morgan stand vor ihnen.

Robert Morgan lebend! Jack verlor den Verstand vor erstickender Wut.

»Aha, stotterte er mit vor Aufregung gelähmter Zunge, da ist ja der hübsche junge Mann in eigener Person! Was kann denn eine Familienverhandlung den Dolmetscher-Cicerone Morgan interessieren?«

Morgan blieb ruhig und trat einen Schritt auf Jack zu. Alice drängte sich aber zwischen die beiden Männer. Mit einer gebieterischen Geste erzwang sie sich Ruhe.

»Der Herr Marquis de Gramon hat doch das Recht, alles zu erfahren, was seine Frau angeht, sagte sie, während sie ihren ohnmächtigen Schwager mit flammendem Blicke ansah.

– Das ist ja ein recht plötzlicher Marquis! spottete dieser. Ihr wollt gewiß in Timbuktu die Ehe eingehen!«

Da durchzuckte ihn aber doch ein anderer Gedanke. Wenn Morgan hier war, konnte er schwerlich allein gekommen sein. Das Lager würde jedenfalls bereits in den Händen der von ihm mitgebrachten Franzosen sein, und was Alice ausgesprochen hatte, war da nicht mehr eine Chimäre, sondern war zur Wirklichkeit geworden.

Bei diesem Gedanken quoll in ihm der Ingrimms von neuem auf. Er fuhr mit der Hand nach seinem Gürtel und zog denselben Revolver, den er schon bei seinem Mordversuche benutzt hatte, hervor.

»Jetzt sind Sie noch nicht Marquis!« rief er, den Lauf auf Morgan richtend.

Alice aber war wachsam.

Mit einem Sprung hatte sie sich auf Jack Lindsay gestürzt. Mit übermenschlicher Kraft klammerte sie sich an seinen Arm und entwand ihm die Waffe.

Der Schuß krachte dabei los, die mißgeleitete Kugel schlug aber durch das Dach des Zeltes.

»Befreit!« rief Alice, die mit einem Lächeln des Triumphes den noch rauchenden Revolver vor Morgans Füße warf.

Auf den Schuß Jacks antwortete fast unmittelbar ein anderer. Ein Hagel von Kugeln pfiß durch die Luft. Ringsum ertönten Schreie, gemischt mit Flüchen in verschiedenen Sprachen.

Jack Lindsay taumelte. Eine französische oder arabische Kugel hatte sich in das Zelt verirrt und den Elenden getroffen. Kaum vermochte er noch die Hand gegen die Brust zu pressen, als er zu Boden sank.

Alice, die außerstande war, zu verstehen, was hier vorging, wendete sich mit einer Frage an Morgan. Dem ließen aber die sich jetzt überstürzenden Ereignisse keine Zeit zum Reden.

Wie von einer Windhose wurde das Zelt weggerissen, eine Sturmflut von Menschen wälzte sich hindurch, und von Morgan mit fortgerissen, der sofort in der Dunkelheit verschwand, sah sich Alice in der Mitte der andern Frauen der Karawane. Hier standen alle zusammen, auch Dolly, die ihrer Schwester in die Arme sank.

Morgan erschien sehr bald wieder und mit ihm der Kapitän, Roger de Sorgues und alle die andern Schiffbrüchigen. Ob einer fehlte, das würde sich erst am nächsten Tage nachweisen lassen.

Eine halbe Stunde später, und nachdem er seine Leute gesammelt, Vorposten ausgestellt und alle Maßregeln getroffen hatte, einen erneuerten Angriff des Feindes von vornherein unmöglich zu machen, erschien als letzter noch ein französischer Offizier. Ein freundliches Lächeln auf den Lippen und im hellen Mondlicht stehend, grüßte er die Damen im Kreise und wandte sich darauf an Morgan.

»Die Raubgesellen sind zerstreut, lieber Herr!« sagte er heiter.

Doch ohne einen hier so natürlichen Dank abzuwarten, war er schon in die Höhe geschnellt.

»Was zum Teufel, de Sorgues! rief er, Roger bemerkend. Waren Sie denn auch darunter?

– Ach, wie geht's denn, lieber Beaudoin? antwortete Roger; warum, bitte, hätte ich denn nicht darunter sein sollen?

– Wahrlich, sie ist gut!« versicherte der französische Offizier philosophisch, und... zündete sich eine Zigarette an.

Fünftehntes Kapitel

Schluß

Mit dem siegreichen Angriffe der französischen Soldaten geht die Geschichte der von der Agentur Thompson und Kompanie so vorzüglich organisierten »Vergnügungs«-Reise tatsächlich zu Ende.

Bis Saint-Louis war der Weg ja recht schwierig und peinlich. Die den Mauren wieder abgenommene Beute mußte die Wanderung dahin aber wesentlich erleichtern. Da diese noch von den Meharas getragen wurde, konnte man den ganzen Wasservorrat der »Santa-Maria« mitnehmen, und wenn der erschöpft wäre, den Frauen und den Kranken ein bequemes Fortkommen ermöglichen. Unter solchen verhältnismäßig guten Umständen gewannen Hamilton und Blockhead bald ihre frühere Gesundheit wieder und wurden schnell wieder zu dem, was sie vorher waren: der eine zum Optimisten, der andre zum nie zufriednen Brummbären.

Jack Lindsay war von den Europäern glücklicherweise das einzige Opfer, das das überraschende Scharmützel gefordert hatte. Da die Umstände seines plötzlichen Todes unbekannt geblieben waren, fehlte es der Mrs. Lindsay nicht an Beileidskundgebungen, und diese nahm den einstimmigen Ausdruck der Teilnahme auch so auf, daß das traurige Familiendrama ein Geheimnis blieb.

Kein anderer der Touristen war von einer Kugel der Mauren getroffen worden, und der angerichtete Schade beschränkte sich auf zwei so leicht verletzte Soldaten, daß sie schon drei

Tage nach dem Vorfall ihren Dienst wieder aufnehmen konnten.

Nicht daß nicht jeder seine Pflicht getan hätte. Im Gegenteil hatte die kaum bewaffnete Schar der Schiffbrüchigen der kleinen Abteilung französischer Soldaten recht schätzenswerte Hilfe geleistet, und hatten sich alle, Morgan, Roger de Sorgues, Baker, Piperboom und der Pfarrer Cooley, selbst der spleenige Tigg, dessen Unerschrockenheit ganz besonders bemerkt wurde, in das tollste Kampfgewühl gestürzt.

Warum aber ein Leben, das man so hassenswert findet, doch so glühend verteidigen?

»Sapperment, konnte sich Baker am Tage nach dem Kampfe nicht enthalten, ihm zuzurufen, das muß man anerkennen, daß Sie für einen, der sich aus dem Leben nichts macht, tüchtig ins Zeug gegangen sind!

– Doch warum, zum Teufel, sollte mir das Leben nicht wert sein? fragte Tigg mit sichtlicher Verwunderung.

– Weiß ich das? antwortete Baker. Ihre Gründe kenne ich ja nicht; ich glaube aber gern, daß Sie gute Gründe an dem Tage gehabt haben, wo sie in den Klub der Selbstmörder eintraten.

– Ich...?«

Baker, der jetzt an der Reihe war, zu erstaunen, sah sein Gegenüber mit mehr Aufmerksamkeit an, als er dem je vorher geschenkt hatte. Er war da gezwungen, zu gestehen, daß diese roten Lippen, diese lachlustigen Augen, dieses Gesicht mit den ruhigen, freundlichen Zügen nichts Todtrauriges an sich hatten.

»Nun, es steht aber doch fest, fuhr er fort, daß Sie die Absicht hatten, freiwillig aus dem Leben zu scheiden?

– Ist mir niemals eingefallen!

– Und daß sie Mitglied des Klubs der Selbstmörder sind!

– Welch tolle Idee!« rief Tigg, indem er unruhig den andern ansah, den er für etwas übergeschnappt hielt.

Dieser aber beruhigte ihn über seine Befürchtung durch die Mitteilung, wie und infolge welcher Umstände sich die von ihm eben wiedergegebene Meinung unter den Touristen festgesetzt hatte. Tigg lachte darüber unbändig.

»Ich weiß nicht, sagte er endlich, woher jene Zeitung ihre Nachricht genommen und auf wen sich der Buchstabe T zu beziehen hatte. Das eine steht fest: gewiß nicht auf mich, der vor allem danach trachtet, hundert Jahre, und wenn's geht, noch etwas älter zu werden.«

Die von Baker weitergetragene Erklärung rief unter der Karawane eine große Heiterkeit hervor. Nur Miß Beß und Miß Mary Blockhead schienen sie ganz anders aufzunehmen.

»Ja ja, wir wußten es recht gut, daß dieser Herr... antwortete Miß Mary ihrer Mutter, als diese ihr die überraschende Neuigkeit erzählte.

-... ein Betrüger wäre,« vollendete Miß Beß den Satz, indem sie die Lippen zusammenkniff.

Und beide warfen einen alles Wohlwollens baren Blick auf das frühere Objekt ihrer Zuneigung, auf Tigg, der gleichzeitig mit Miß Margaret Hamilton in einem Gespräch unter vier Augen begriffen war, worin er dieser versicherte, daß er das Leben nur hassen würde, wenn er es ihr nicht widmen dürfte. Es sah aber kaum so aus, als ob Miß Margaret ihn in diese schlimme Lage zu versetzen gewillt wäre. Ja, es war daran kein Zweifel möglich, wenn man die ermutigende Weise sah, womit sie ihm zuhörte.

Außer den Misses Blockhead waren in der Karawane also alle glücklich, was ja sehr natürlich ist, wenn man einem so entsetzlichen Schicksale, wie das den Touristen drohende, eben mit knapper Not entgangen war. Morgan lebte im Anblick Alicens, Roger lachte vom Morgen bis zum Abend mit Dolly, Baker ließ seine Gelenke allegro knacken, und der Pfarrer Cooley schickte Dankgebete zum Himmel empor. Van

Piperboom – aus Rotterdam – der aß. Nur zwei Gesichter blieben traurig unter all den heitern Gesichtern.

Der eine Träger eines solchen wandelte sorgenvoll zwischen den Gefährten umher, indem er an den Verlust einer gewissen Geldtasche dachte, den er ewig beweinen würde. Der andre, dem seine gewöhnliche Portion Alkohol fehlte, wunderte sich, daß er immer so nüchtern wäre, und meinte, im Weltall müsse da etwas aus den Fugen gegangen sein, oder wenigstens, die Erde möchte sich wohl nicht mehr drehen.

Da bot sich Thompson die Gelegenheit, das Glück vielleicht beim Schopfe ergreifen zu können. Johnson hätte sicherlich die verlorne Geldtasche für einen Vorrat der Getränkesorten ersetzt, an denen sein Herz so zärtlich hing. Leider hätte dem Kaufmann nur die Ware gefehlt, da der Anführer der französischen Hilfstruppe die Mitnahme von Alkohol nicht für nötig erachtet hatte.

Johnson mußte folglich auf seine Lieblingsgetränke verzichten, und das zwanzig Tage lang, die es dauerte, bis Saint-Louis erreicht wurde. Doch wie entschädigte er sich dafür! Kaum zwischen den Häusern der Stadt, hatte er seine Gefährten schon verlassen, und die, die ihm am Abend begegneten, sahen auf den ersten Blick, daß er die verlorne Zeit gewissenhaft eingeholt hatte.

Wenn auch nicht ohne Beschwerden, verlief die Rückreise unter dem Schutze der französischen Bajonette doch ohne Gefahr. Kein bemerkenswerter Unfall ereignete sich während der dreihundertfünfzig Kilometer langen Wanderung durch die Sahara.

In Saint-Louis fehlte es nicht an Teilnahme, alle Welt bemühte sich da, den so grausam geprüften Touristen auf jede Weise behilflich zu sein. Diese hatten es aber eilig, in ihr Vaterland und ihre Heimstätten zurückzukehren, und bald beförderte ein bequemes Paketboot die Kunden der Agentur

Thompson und auch den unglücklichen General-Unternehmer nach Hause.

Weniger als einen Monat, nachdem sie so glücklich den Mauren und den Tuaregs entgangen waren, landeten alle unversehrt am Kai der Themse.

Thompson gereichte das zu einer wahren Erleichterung; er sah sich endlich von Piperboom befreit. Der friedliebende Holländer, dessen Reiseeindrücke erraten zu haben sich keiner rühmen konnte, ließ seinen Pflegevater im Stiche, sobald er das Londoner Pflaster unter den Füßen spürte. Den Reisesack in der Hand, verschwand er in der nächsten Straße und sein Geheimnis mit ihm.

Seinem Beispiele folgten die übrigen Touristen und stoben auseinander, die einen zu neuem Vergnügen, die andern zu ihren Pflichten.

Der Pfarrer Cooley fand die Herde seiner Getreuen unverändert wieder, nachdem diese ihren Seelsorger schon längere Zeit beweint hatte.

Der Kapitän Pip, dem Artimon wie immer auf den Fersen blieb, Mister Bishop, Mr. Flyship und die andern Seeleute gingen nur ans Land, um sich schleunigst wieder dem unsichern Meere anzuvertrauen, und Mr. Roastbeaf und Mr. Sandweach zögerten auch nicht, sich wieder in den Dienst manchmal zufriedner und häufig unzufriedner Passagiere zu begeben.

Ehe er aber seine Freiheit wieder erlangte, mußte der Kapitän Pip noch die Dankesbezeugungen der frühern Touristen von der »Seamew« über sich ergehen lassen. Diese wollten ihren Kommandanten nicht verlassen, ohne ihm ihre Anerkennung für alles das auszudrücken, was er für sie getan hatte. Der Kapitän kam dadurch nur in Verlegenheit; er schielte auffallend und schwor beim Barte seiner Mutter, daß sein Artimon dasselbe auch getan haben würde. Aus seiner

Zurückhaltung trat er nur ein wenig heraus, als er von Robert Morgan Abschied nahm. Er drückte ihm dabei die Hand mit einer Wärme, die besser als viele schöne Worte bewies, welche besonders hohe Achtung er vor dem frühern Dolmetscher der »Seamew« hegte, und Morgan fühlte sich tief erregt durch die herzliche Anerkennung eines in Sachen der Ehre und des Mutes so kompetenten Richters.

Was die Familie Hamilton angeht, hatte diese sich sofort wieder mit all ihrem Hochmut gepanzert, sobald sie sich endgültig in Sicherheit wußte. Ohne ein Wort an die zu richten, mit denen der gleichmachende Zufall eine Zeitlang ihre aristokratische Existenz in Berührung gebracht hatte, beeilten sich Sir Georges Hamilton, Lady Evangelina und Miß Margaret, ihrem vornehmen »home« in einem schönen Wagen zuzusteuern, worin auch Tigg eingeladen wurde Platz zu nehmen, was er mit großem Vergnügen zu tun schien. Über das Geschick der beiden jüngern Wageninsassen war die Entscheidung offenbar schon gefallen.

Im Gegensatz hierzu war sie allein, die Familie Blockhead, als sie sich verabschiedete, nachdem ihr Herr und Gebieter alle Hände gedrückt hatte, deren er habhaft werden konnte. Kein Vertreter des stärkern Geschlechts, der etwa in heiratsfähigem Alter stand, nahm in dem Mietwagen Platz, der sie, die Familie samt ihrem Gepäck, entführte. Allein kam sie in ihrer cottage an und allein führte sie hier ihr Leben: Mr. Absyrthus, indem er seine Muße damit ausfüllte, seinen Bekannten von der Reise – »eine außerordentliche Reise, meine Herren!« – woran er teilgenommen hatte, zu erzählen. Mrs. Georgina widmete sich wie immer der Erziehung ihres Sohnes Abel, und Miß Beß sowie Miß Mary der Hetzjagd nach einem unfindbaren Ehegespons. Derlei Wild ist aber selten. Miß Beß und Miß Mary sind bisher bei dieser beschwerlichen Jagd Schneider

geblieben, sie schreiben das aber erbittert nur einer schamlosen Wildddieberei zu.

Roger de Sorgues, der sofort nach Frankreich mußte, um über die unmäßige Überschreitung seines Urlaubs Aufschluß zu geben, hielt sich in England nicht im mindesten auf. Er reiste aus London noch am Tage der Ankunft ab und befand sich wenige Stunden später in Paris.

Nachdem seine Militärangelegenheiten ohne viele Umstände geregelt waren, erbat er sich und erhielt er einen neuen Urlaub, dank dem Gewicht der Gründe, die er für sein Gesuch ins Feld führen konnte. Wie hätte man einen Urlaub auch dem verweigern können, der im Begriffe stand, sich zu verheiraten? Und für Roger traf das zu. Es war zwischen ihm und Dolly mit wenigen Worten als eine Sache verabredet worden, die sich von selbst verstand und keiner weitem Verhandlung bedurfte.

Die Feierlichkeit ging am 3. September vor sich, und an demselben Tage vertauschte auch Alice ihren Familiennamen mit dem Morgans oder richtiger dem Gramons.

Von dieser Stunde an haben die vier glücklichen Herzen eigentlich keine Geschichte mehr. Für sie folgen die Tage friedlich einer dem andern, und der nächste Morgen beschert ihnen nur aufs neue ein Glück wie das des vorigen Tages.

Die Marquise de Gramon und die Gräfin de Sorgues haben eine Doppelvilla an der Allee des Bois de Boulogne in Paris erworben.

Hier wachsen ihre Kinder auf, und die beiden Nachbarinnen sind ebenso gute Freundinnen und liebevolle Schwestern geblieben wie je vorher.

Ost erinnern sie sich lebhaft der Ereignisse, die ihrer Verheiratung vorhergegangen waren, und häufig sprechen sie davon unter vier Augen, schöpfen daraus aber nur neue Gründe, die von ihnen gewählten Gatten aufrichtig zu lieben. Bei solchen Plaudereien tauchen zuweilen auch die Namen

ihrer Reise- und Unglücksgenossen wieder auf. Man kann ja die nicht ganz vergessen, in deren Gesellschaft man gelitten hat, und mit mehreren von diesen standen die beiden Familien auch später noch in freundschaftlicher Verbindung. Vier Jahre nach Beendigung der von der Agentur Thompson veranstalteten Reise klingelten zwei dieser bevorzugten früheren Genossen gleichzeitig zur Essensstunde am Portal der Villa der Marquise de Gramon.

»Beim Barte meiner Mutter, ich bin höllisch erfreut, Sie einmal wiederzusehen, Herr Saunders,« rief einer der Besucher.

– Herr Baker, verbesserte der andre, ist nicht minder erfreut, mit dem Kapitän Pip zusammenzutreffen,« und damit streckte dieser dem braven Kapitän der ehemaligen »Seamew« freundschaftlich die Hand entgegen.

Gerade an diesem Tage kamen die beiden Familien bei Madame de Gramon allwöchentlich zusammen. Herr und Madame de Sorgues nahmen an dem Tische Platz, an dem der Kapitän und Baker schon saßen.

Da diese die Vorgeschichte ihres Gastfreundes und dessen liebreizender Gattin schon kannten. waren sie nicht erstaunt über den Luxus der jetzt den ehemaligen Dolmetscher der Agentur Thompson und Kompagnie umgab. Übrigens hatten sie im Laufe ihres Lebens zu vielgesehen, um so leicht in Verwunderung zu geraten, und der Kapitän Pip, der sich auf Menschen gut verstand, war überzeugt, daß sein Gastgeber aller Gaben Frau Fortunas würdig sei.

Offenbar war es nicht das erste Mal, daß die beiden an der gastlichen Tafel waren, wo die Lakaien diskret bedienten. Vom Umständemachen war hier nichts zu bemerken, es herrschte vielmehr die Zwanglosigkeit, die unter wahren Freunden ja selbstverständlich ist.

Hinter dem Stuhle des Kapitäns saß in voller Würde Artimon, der diesen Platz mit Recht beanspruchte und sich durch keinen Weltuntergang davon hätte vertreiben lassen. Daran dachte hier auch übrigens niemand, und der Kapitän genierte sich in keiner Weise, ihm wiederholt einen leckern Bissen zuzustecken, den Artimon mit großem Ernste annahm. Er war gealtert, der kluge Artimon, doch sein Herz war jung geblieben. Seine Augen richteten sich noch ebenso verständnisvoll und ebenso lebhaft auf die seines Herrn, dessen Ansprachen er, mit den langen Ohren wedelnd, sichtlich interessiert anhörte. Auch er kannte sehr gut das Haus, wohin er heute Abend mit eingeladen war. Verhättschelt von der Frau des Hauses, die den Retter ihres Gatten nicht vergaß, und von der Dienerschaft wie eine Großmacht respektiert, wußte er auch einen guten Tisch zu schätzen, und billigte energisch die Absicht seines Herrn und Meisters, als dieser ihm anvertraut hatte, einen Abstecher nach Paris zu machen.

»Aus welchem Land kommen Sie denn diesmal, Herr Kapitän? fragte Gramon im Laufe des Essens.

– Ach, nur von New York, antwortete der Kapitän, der jetzt bei der Cunard-Linie angestellt war, die ewigen Überfahrten zwischen England und Amerika aber recht herzlich satt hatte. Ich sage Ihnen, das wird unsereinem bald höllisch langweilig, Herr Marquis!

– Nun, einen Tag oder den andern werden wir Ihnen schon wieder begegnen, fuhr Gramon fort. Unsre beiden Frauen haben den Wunsch ausgesprochen, bald einmal wieder zur See zu gehen, obwohl sie damit ja ziemlich schlechte Erfahrungen gemacht haben. Jetzt lassen wir auf einer Werft in Havre eine Jacht etwa von tausend Tonnen bauen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch die Frage an Sie richten, ob Sie uns vielleicht einen zuverlässigen Seemann als Kapitän empfehlen können.

– Ja, da kenne ich nur einen, antwortete Pip treuherzig, das ist ein gewisser Pip, der, wie man sagt, kein so schlechter Seefahrer sein soll. Mit dem hat es nur eine besondere Schwierigkeit. Dieser Pip hat sich verheiratet, ohne eine Frau zu nehmen. Mit ihm muß auch ein Hund engagiert werden. Das arme Tier ist leider schon alt und wird's nicht mehr allzulange treiben. Fünfzehn Jahre fährt er schon mit in der Welt umher, und das ist ein hohes Alter für einen Hund, setzte er mit einem Blick von melancholischer Traurigkeit an Artimon gewendet hinzu.

– Wie, Kapitän, Sie wären wirklich erbötig...? rief de Gramon.

– Das will ich meinen, versicherte der Kapitän. Ich bin die großen Passagierschiffe herzlich überdrüssig. Das ist eine zu lästige Ware. Und obendrein jahraus jahrein nur von Liverpool nach New York und von New York nach Liverpool zu dampfen, das – Sie können's mir glauben, Herr Marquis – das halte der Kuckuck lange aus.

– So wäre unsre Angelegenheit also abgemacht, sagten de Gramon und de Sorgues gleichzeitig.

– Abgemacht, wiederholte der Kapitän. Artimon wird dann in Pension treten an Bord der... ja, halt einmal, haben Sie Ihr Schiff denn schon getauft?

– Zum Andenken an die »Seamew« (Seemöwe), sagte Dolly, haben es meine Schwester und ich »La Mouette« (die Möwe) genannt.

– Ein herrlicher Gedanke! rief Baker ironisch. Ich sehe Sie bereits auf dem Wege nach Timbuktu!

– Na, wir werden versuchen, diesem Malheur aus dem Wege zu gehen, erwiderte der Kapitän. Doch, bei Erwähnung der »Seamew«, erraten Sie wohl, wem ich da erst noch gestern in London begegnet bin?

– Nun doch wohl Thompson! riefen alle Tischgenossen wie aus einem Munde.

– Richtig: Thompson. Hübsch wie der junge Tag, elegant, munter, lebhaft und mit Goldkinkerlitzchen behängt wie ehemals. Der muß doch noch eine andre Geldtasche besessen haben, die dem Scheik entgangen ist. Oder hätten Sie vielleicht Ihre Drohungen nicht ausgeführt? fragte der Kapitän zu Baker gewendet.

– Sprechen Sie davon lieber nicht! sagte dieser mit gestörter Laune. Dieser Thompson ist ein Teufelskerl, der mich noch unter die Erde bringt. Natürlich habe ich meine Drohungen gehalten. Ich und zwanzig andre Passagiere haben den Possenreißer mit Prozessen überschüttet, die wir ohne Ausnahme gewonnen haben. Da Thompson außerstande war, zu zahlen, mußte er Konkurs anmelden. Seine Kontore hat er schließen müssen und auf der Liste der Reiseunternehmer ist sein Name gestrichen worden. Meine Befriedigung ist aber doch nicht vollkommen. Jeden Augenblick läuft mir der Mensch in den Weg. So viel ich weiß, tut und verdient er gar nichts, gleichwohl sieht er aus, als ob er in Gold schwömme. Er verhöhnt mich noch, der Kerl! Ich bin fest überzeugt, daß er verborgene Schätze besitzt und daß ich der... Geprellte bin.«

Während dieser Abhandlung Bakers lächelten die beiden Schwestern einander an.

»Beruhigen Sie sich nur, mein lieber Herr Baker, ließ sich Alice endlich vernehmen. Thompson ist ja gründlich aufs Trockene gesetzt und nicht mehr in der Lage, Ihnen jemals wieder Konkurrenz zu machen.

– Wovon sollte er dann aber in seiner Weise leben? warf Baker ungläubig ein.

– Ja, wer weiß das! antwortete Frau de Sorgues lächelnd. Vielleicht von einer Unterstützung, die ihm ein dankbarer Passagier zugewendet hat.«

Baker fing an zu lachen.

»Na, sagte er, den Passagier möchte ich auch erst kennen lernen!

– Fragen Sie nur Alicen, riet ihm Dolly.

– Fragen Sie nur Dolly! empfahl ihm die Marquise.

– Wie?... Sie... Sie selbst! rief Baker mit höchstem Erstaunen. Sie wären das gewesen?... Welchen Grund konnten Sie aber haben, einem solchen Possenreißer aufzuhelfen? Hat er sich nicht über Sie eben so lustig gemacht wie über alle andern? Hat er seine Versprechungen nicht ganz leichtfertig gebrochen? Was hat denn noch daran gefehlt, daß er uns bald umkommen, so ein bißchen ertrinken ließ? Daß er uns auf San Miguel fast zermalmen, in São-Thiago vom Fieber fast verderben und in Afrika von den Mauren fast erschossen werden oder von der Sonne verbrennen ließ?

– Das Glück hat ihn genarrt, sagten beide Schwestern.

– Wenn nun aber seine Rundreise besser organisiert gewesen wäre, sagen Sie mir, wäre ich heute eine Gräfin? fragte Dolly, verständnisvoll ihren Gatten anlachend, der ihr mit einem entschieden zustimmenden Kopfnicken antwortete.

– Ja, und wäre ich denn Marquise?« setzte Alice mit einem innigen Blick auf Gramon, den dieser erwiderte, hinzu.

Baker wußte hierauf nichts zu antworten. Trotz aller ihm angegebenen Gründe blieb er unzufrieden, das sah man ihm schon von weitem an. Nur mit vieler Überwindung verzieh er es seinen Freunden, durch ihre sentimentale Barmherzigkeit nicht wenig die Folgen seiner Rache, die er sich gründlicher gewünscht hätte, abgeschwächt zu haben.

»Nun ja: so sind einmal die Frauen!« knurrte er nur zwischen den Zähnen.

Eine Zeitlang schwieg er dann noch und murmelte hierauf unverständliche Worte. Offenbar konnte er die ihm gemachte Mitteilung, wie man sagt, nicht recht verdauen.

»Na, gleichviel, platzte er endlich heraus, eine merkwürdige Geschichte war es doch. Wie denken Sie darüber, Kapitän?«

Der so geradezu um sein Urteil angerufene Kapitän kam etwas in Verlegenheit. Seine Pupillen wichen unter seiner inneren Erregung auseinander. Er schielte leicht, aber unverkennbar.

Eine Gewohnheit lockt ja meist die zweite hervor und die wieder eine dritte. Nachdem er geschielt hatte, zwickte sich der Kapitän – heute aber nur sanft – an der Nase, und nachdem er der zweiten süßen Gewohnheit gefröhnt hatte, stellte sich die dritte ein: er drehte sich auf dem Stuhle um und wollte schon geschickt ins Meer spucken. Das Meer war aber etwas fern und an dessen Stelle breitete sich unter ihm ein Teppich mit Blumenmustern auf weißem Grunde aus. Bei diesem Anblick wurde der Kapitän irre und verlor ganz das Verständnis für das, was eben gesprochen worden war. Statt Baker zu antworten, hielt er es für klug und weise, einzig und allein Artimon mit dem, was er dachte, bekanntzumachen. Er beugte sich also unter den heitern Blicken seiner Freunde zu dem Hunde nieder.

»Beim Barte meiner Mutter, Master, das ist doch eine höllische Überraschung, nicht wahr, Master?« sagte er nachdrücklich zu dem braven Tiere, das, ihm schon im voraus zustimmend, die langen Ohren schüttelte.